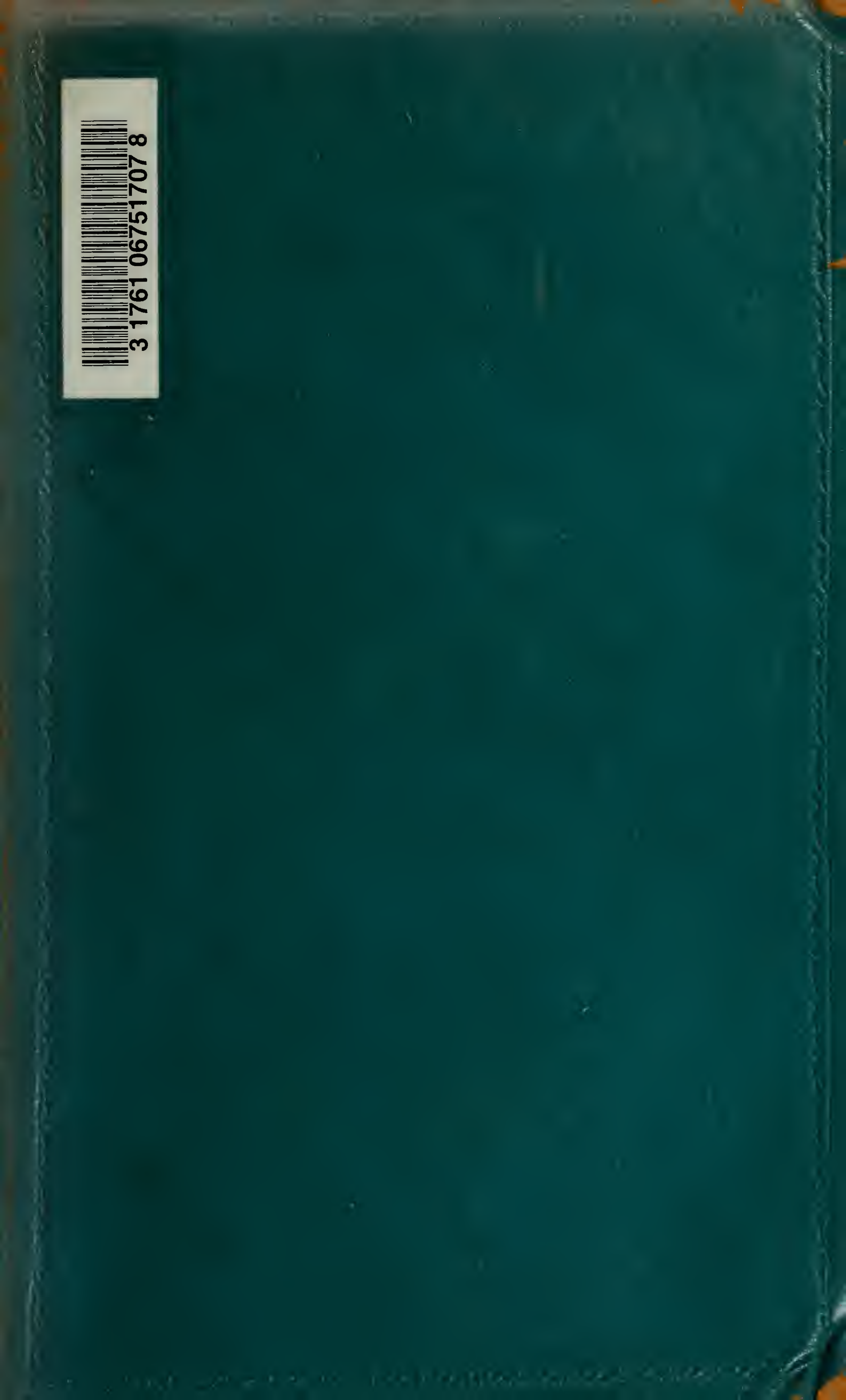
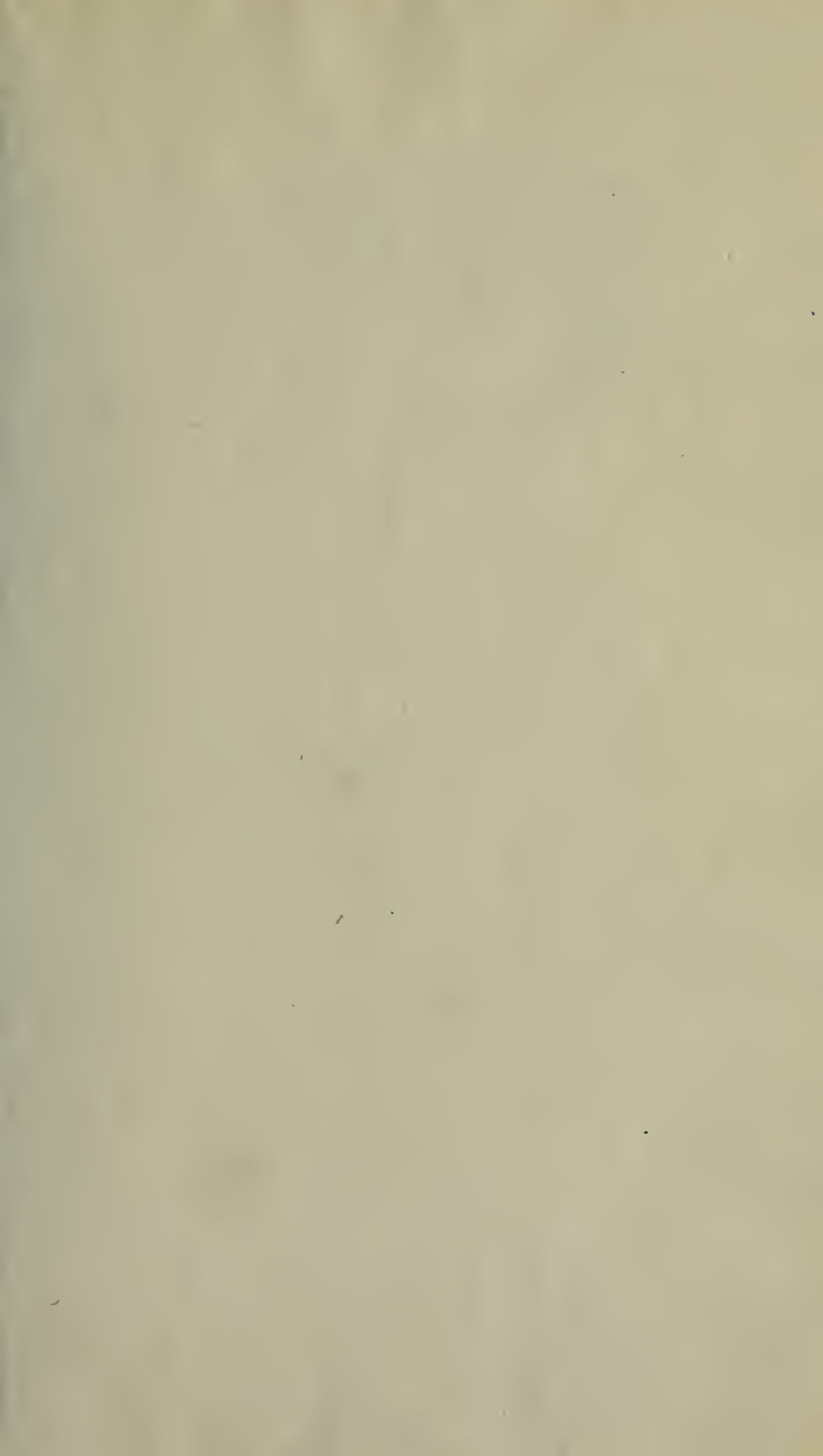
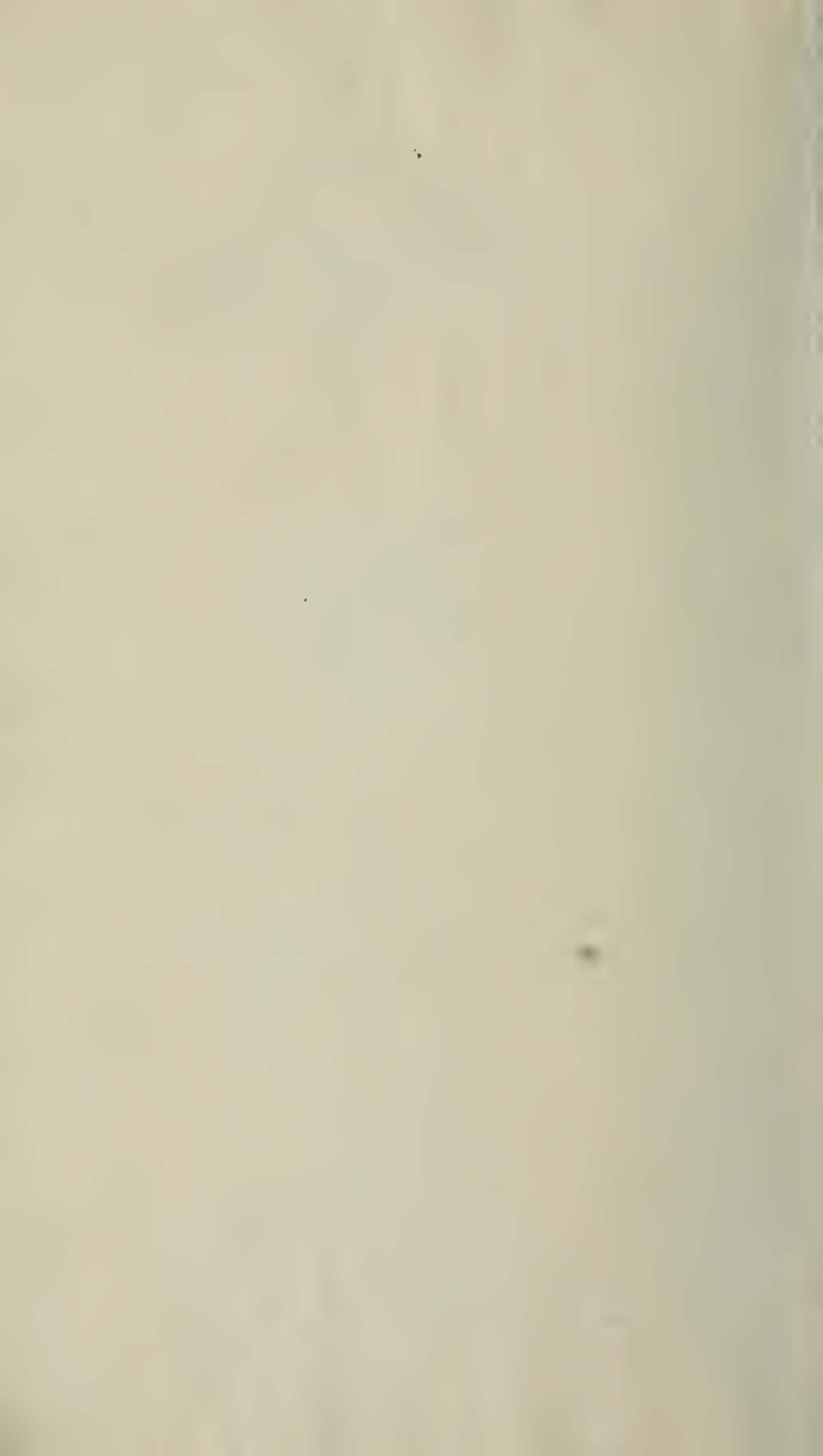
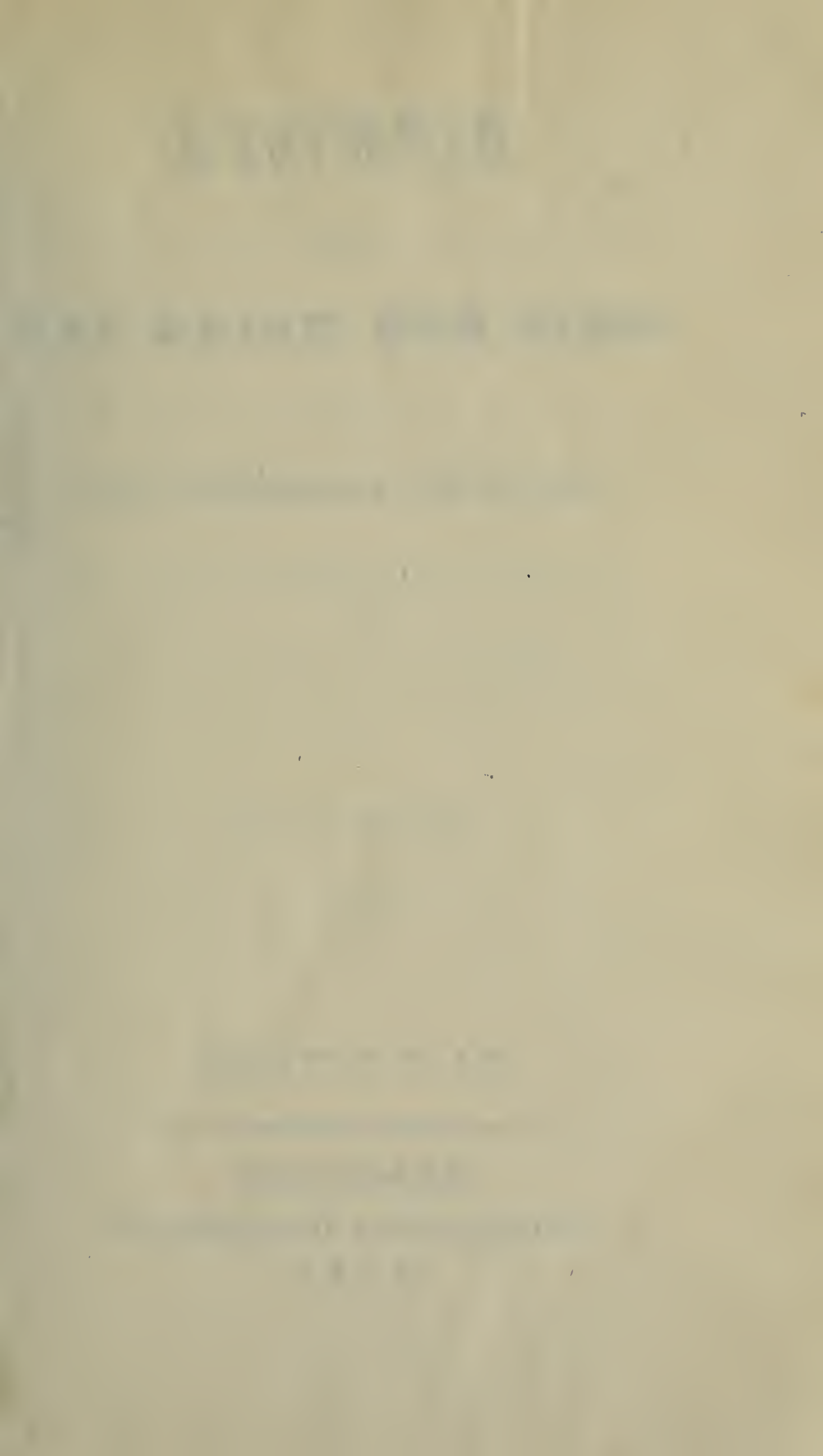
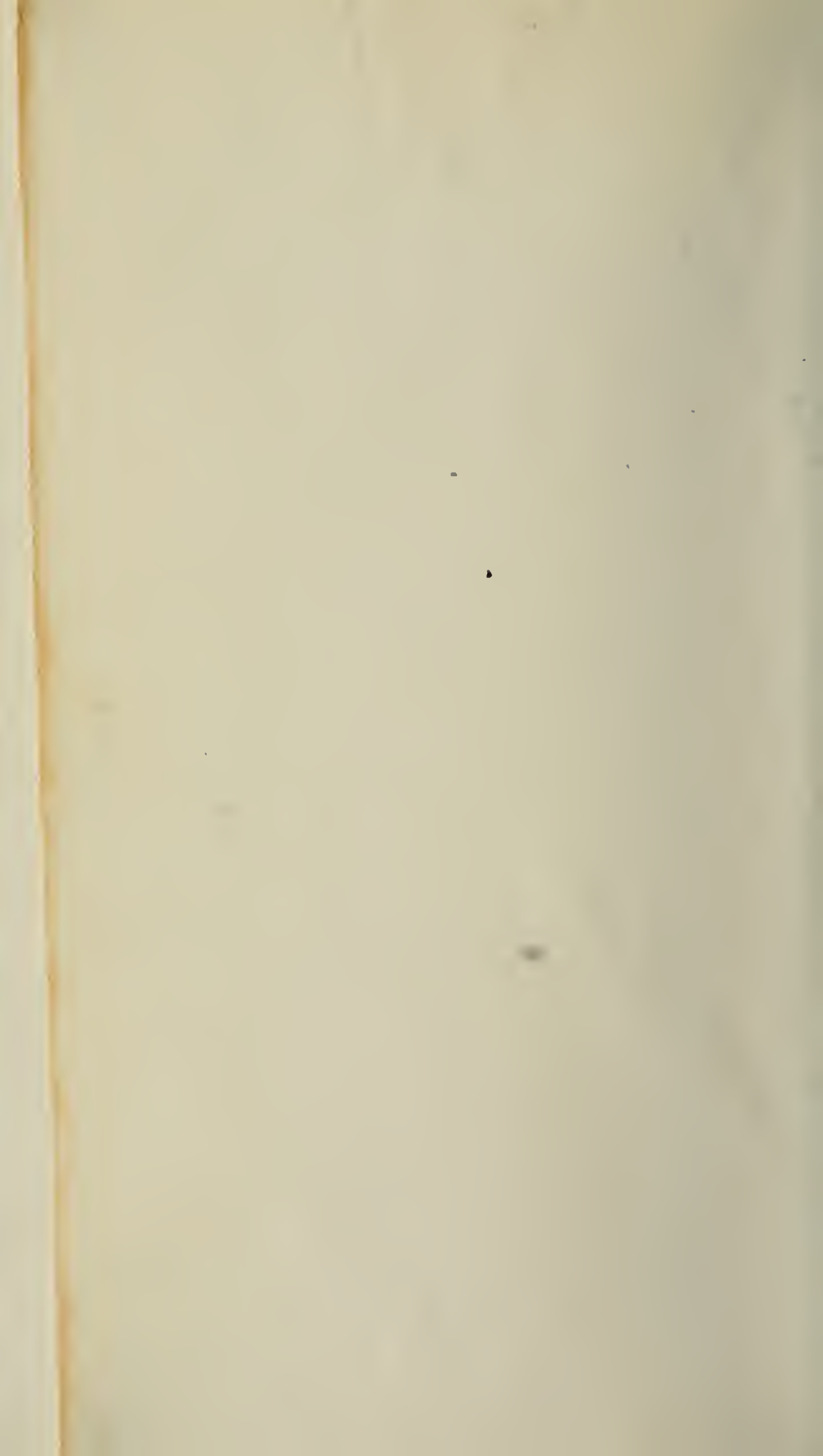










KASCHMIR

UND

DAS REICH DER SIEK,

VON

CARL FREIHERRN VON HÜGEL.

In vier Bänden.

DRITTER BAND.

STUTTGART.
HALLBERGER'SCHE VERLAGSHANDLUNG.
1841.

Gedruckt bei J. P. Sollinger in Wien.

DIE RÜCKKEHR NACH INDIEN

UND

DIE SIEK UND IHR KÖNIG.

Die Rückreise.

Der erste Abschnitt meines Tagebuches reicht bis zur Mittagsstunde des neunten Dezembers, der Stunde, in welcher ich das Thal Kaschmir verliess, und nach einer langen Unterbrechung beginnt der zweite Abschnitt da, wo der Erste endete.

Meine Gedanken waren traurig gestimmt, als ich das Thal verliess, die Anstrengungen, geistige sowohl als körperliche, während meines Aufenthaltes daselbst, waren beinahe zu gross gewesen, und die Kälte verhinderte den müden Körper, in den unbequemen Lagerplätzen erquickende Ruhe zu finden. Durch einen längern Aufenthalt in Indien, war der Winter eines kalten Himmelsstriches für mich doppelt fühlbar, und um zu beweisen, dass meine Empfindlichkeit die Folge wirklichen Leidens war, erwähne ich: dass die Sohlen meiner Füsse, und das Innere meiner Hände bei den Einschnitten der Haut, wie bei Uns manchmal die Lippen gesprungen waren; nicht nur das Gehen wurde dadurch

peinlich, sondern auch die Fortsetzung meines Tagebuches, und es gehörte Vorsicht dazu, das Papier beim Schreiben nicht mit Blut zu beflecken. Allein weder Müdigkeit noch körperliche Leiden fühlte ich, als ich den Blick nach Westen gewendet, die Gränze des kleinen Reiches überschritten hatte. Während meine Begleitung zurückgeblieben war, folgte ich, unbekümmert was um mich vorgehe, während einiger Zeit dem Ufer der Jilum, bis der tobende Fluss meine Aufmerksamkeit auf die Gegenstände um mich her lenkte. Bald nach dem Thore Kaschmir's beginnt nämlich die, so lange sie das Thal bewässert, kaum fliessende Jilum, zum reissenden Strome zu werden, der durch vorspringende Berge eingeengt, unter Steinmassen hinwegrauscht, und in Wasserfällen hinabstürzt. Dennoch führte der Weg während des heutigen Marsches unmerklich abwärts, und an zwei Stellen sind Anhöhen, welche noch dazu steil zu ersteigen sind, und dann sanft abfallen. Nach zwei Meilen Weges von Baramulla kommt man an einen verfallenen Budhu-Tempel, welcher in einem unbedeutenden Teiche steht; er mag jenem von Pandritan, unweit der Stadt Kaschmir, vollkommen ähnlich gewesen seyn. Sonderbar genug wachsen am Wege Platanen wild, welche in Kaschmir nur von Stecklingen gezogen werden können. Rauch und Dunst verbarg die Anhöhen wie im Thale, und erlaubte nur mit Mühe, die Umrisse derselben auf die Entfernung von ein paar Meilen zu unterscheiden. Als endlich die Sonne

hervortrat, zeigte meine Beobachtung, dass es um eine halbe Stunde zu spät war, die Höhe der Sonne zu messen.

Drei Bauten in Jempura zogen meine Aufmerksamkeit auf sich: die Erste gleicht einem Grabmahle: auf einem runden, **30** Fuss hohen Gebäude, steht ein Viereck mit Einem Gemache; welcher Zeit und welcher Religion es angehöre, war durch nichts zu errathen; ich hatte nirgends etwas Aehnliches gesehen. Die Mauern sind von massiver Bauart, das Ganze trägt den Karakter eines Volkes, welches gewohnt war, grosse Denkmahle auszuführen. Das räthselhafte Gebäude hielt mich ziemlich lange auf: ich durchsuchte es nach allen Richtungen, um eine Inschrift zu finden, und durch sie vielleicht Aufschluss über den Erbauer oder den Volksstamm, welchem er angehörte, oder Gewissheit über seine Bestimmung zu erhalten. Allein vergebens, ich fand nichts, was mich hätte aufklären können.

Einige Meilen weiter kommt man an drei kleine Festen: Atalghur, Schenkerghur und Messekör genannt, schon etwas früher hatte mich ein verfallenes Fort nebst einer Mauer bei Kizenhamma und ein zweites bei Jempura überzeugt, dass diese Burgen dazu dienten, die Bewohner vor den Anfällen der Räuber zu sichern. Bei Guniar befindet sich ein wohlerhaltener Budhu-Tempel, leider am linken Ufer der Jilum, über welche keine Brücke führt, und da der Fluss zu reissend ist, als dass man an die Möglichkeit denken könnte, in einem Boote von einem Ufer an das Andere zu gelangen, so musste

ich mich begnügen, ihn an dem jenseitigen Ufer zu betrachten. In Tattmulla oder besser Menah, 7 Koss (14 Meilen) von Baramulla, fand ich mein Nachtlager aufgeschlagen, ich erreichte es erst nach Sonnen-Untergang. Die Jilum ist hier um 1200 Fuss tiefer, als in Banderpur. Thermometer 6 Uhr Abends: 52°.

Donnerstag den 10. Dezember. 7 Uhr Morgens 48, Mittags 64, Abends 6 Uhr 52° Fht. Der Weg führt fortwährend an der schäumenden Jilum hin, keine Berge waren während des heutigen Marsches zu übersteigen, nur mässige Anhöhen. Auf halbem Wege, 5 Meilen von Tattmulla, befindet sich ein hübscher Wasserfall, welcher Tschula heisst. Das Land von Baramulla bis Mazufferabad trug den Patanen jährlich sechs Lack Rupien ein, gegenwärtig trägt es beinahe nichts. Unter kleine Mohamedaner-Häuptlinge vertheilt, welche Raja heissen, und den Titel Khan führen, ist das Land auf den tiefsten Grad der Armuth herabgesunken. Denn sie erpressen von dem unglücklichen Unterthan das Letzte, was er besitzt. In dem Fort Messekör haust einer dieser Königlein, dessen Land von Kaschmir angefangen, am linken Ufer der Jilum hinläuft, er heisst Sarafras Khan Kaker. Diese Häuptlinge nennen sich nach ihrem gewöhnlichen Wohnorte, so heisst der eben genannte der Messekör-Raja: ein anderer heisst Dutschina-Raja, von dem Orte Dutschina, und führt den Titel: Zaberdust Khan Ginghel, sein Land beginnt diesseits Jempura. Zaberdust ist noch im

Knabenalter und wird in Kaschmir als Geissel für die Verwaltung seiner Mutter und Vormünderinn, welche in Ginghel wohnt, zurück gehalten.

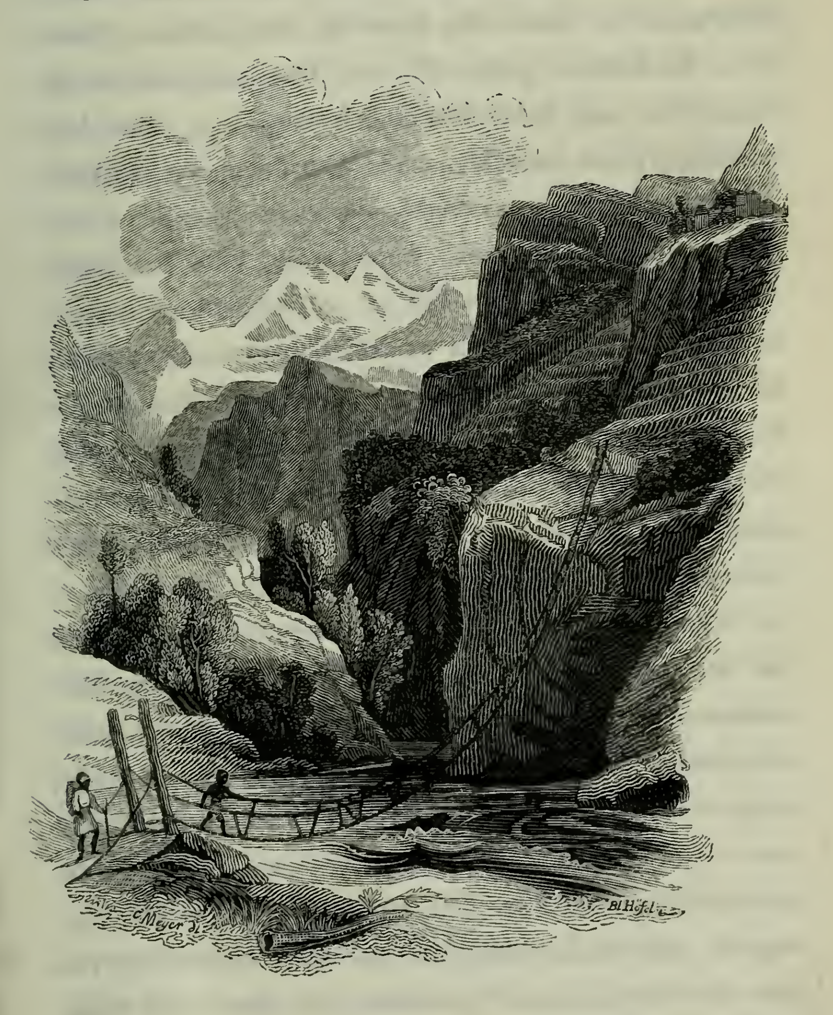
In dem fünf Koss von Menah entfernten Dianun fand ich meine Zelte aufgeschlagen. Ruinen eines ehemals bedeutenden Ortes und eines Tempels laufen eine grosse Strecke am Ufer der Jilum fort: allein Dianun zählt jetzt nicht Einen Bewohner. Das Bett der Jilum fängt hier an tiefer zu werden. Dianun gegenüber befindet sich ein Budhu-Tempel, welcher gut erhalten und in demselben Geschmacke erbaut ist, wie jene Kaschmir's es sind; seine Lage schützte ihn vor der Zerstörung: er heisst Brangutri, ein Seitenstück zu Gangutri und Jumnutri, den berühmten beiden Bergen im Himaleya, an welchen der Ganges und die Jumna entspringt. Abends kam mein Reisegefährte, Mohammed Schah Nackschbandi, mir einen Besuch abzustatten; er blieb einige Stunden. Dianun liegt 600 Fuss tiefer als Menah.

Freitag den 11. Dezember. Die Gegend wird von Dianun an höchst romantisch. Die Jilum hat sich ihr Bett einige hundert Fuss tief gegraben, und schäumt über Felsenmassen, während der Weg, Schwindel erregend, am Abgrunde entlang fortführt. Drei Meilen unterhalb des Ortes Kho hat sie die Felsen durchbrochen, welche einige hundert Fuss hoch über sie hinhängen und fast eine Brücke bilden. Das Uri Serai ist nahe dabei, und die Ruine einer steinernen Brücke ist sichtbar. Diese Ruinen, der Herberge für Reisende und der Brücke,

lassen mir es wahrscheinlich seyn, dass die ehemalige Strasse von Indien über Rajauri, Uri und Baramulla führte. Der Pir Panjahl wird dadurch völlig umgangen. Welches die Zwischen-Stationen von Rajauri nach Uri seien, konnte ich nicht erfahren: jedenfalls führt der Weg über Puntsch, welches nur fünf Koss von hier entfernt ist. Sehr gern hätte ich, wenn der Winter nicht so nahe gerückt gewesen wäre, diese Strasse untersucht, welche sich wohl in Puntsch mit jener von Baramulla gerade nach Rajauri vereinigt, und mit der grossen Strasse von dem Panjab nach Kaschmir bei Rajauri zusammentrifft. Ich hätte gern meine Vermuthung bestätigt oder widerlegt gefunden, dass der beste Weg von Indien nach Kaschmir über Puntsch und Uri anzulegen wäre, der mit Umgehung des Pir Panjahl's das ganze Jahr offen bliebe.

Die Jilum umfliesst hier einen hohen Berg, über welchen mein Weg führte. Unter demselben an dem Flusse liegt ein Fort Ghorighur, und gegenüber auf der senkrechten Höhe Uri Killah; über die schäumende Jilum führt eine Strickbrücke, die über den Fluss hinweg, wie eine Leiter von der Tiefe auf die Höhe führt. Ich stieg von meinem Ghunt ab, um Menschen über dieselbe gehen zu sehen. Es ist wahrhaftig ein halsbrecherisches Unternehmen: die ganze Brücke besteht aus einem dicken Seile, von Pferdshaut zusammen gedreht. Alle drei Schuhe befindet sich ein Knoten, der die Häute verbindet, und zu gleicher Zeit verhindert,

dass der über die Brücke Gehende nicht rutscht; denn da sie nicht stark gespannt werden kann, so führt der Weg steil in die Höhe und hinab. An jeder Seite dient



ein um vier Schuhe höher gespannter Strick dazu, sich mit beiden Händen festzuhalten. Der darüber Gehende bedarf nun aller möglichen Vorsicht bei dem Hinabsteigen

auf diese Brücke, um sich mit den Händen festzuhalten, und seinen Fuss auf den Knoten zu setzen, und bei dem Hinaufsteigen einen bedeutenden Kraftaufwand, da durch das Gewicht des darüber Gehenden, die Brücke gegen Uri zu, fast senkrecht herabhängt. Sie mag 5 bis 600 Schuh lang seyn. Das Ausweichen, wenn zwei Menschen sich begegnen, ist nicht so gefährlich wie man denkt, sie biegen sich dann nach verschiedenen Seiten und Einer steigt über die Füsse des Andern. Wenn sie eine Last auf dem Rücken tragen, so wird das Ausweichen allerdings schwieriger. Dass bei einer Brücke dieser Art von keiner Verbindung der beiden Ufer für Thiere die Rede seyn kann, brauche ich nicht zu bemerken. Allein ich sah dennoch zu meinem nicht geringen Erstaunen einen Mann ein Schaf auf seinem Rücken über diese gefährliche Brücke tragen.

Oberhalb Uri Killah liegen die beiden Orte Uri und Delawara auf einer für Reisfelder in zahllose Terrassen abgegrabenen Anhöhe, hinter welcher sich einer der höchsten Punkte des Pir Panjahl's erhebt; das Auge verfolgt über dem Orte nach jeder Richtung eine weite Strecke dieses Schneegebirges; ein Flüsschen Gottu stürzt über den steilen Abfall des Hochgebirges, und windet sich dann in einer Vertiefung von der einen Seite dieser Terrassen aus fort, ein Wildbach begränzt die Reisfelder auf der andern Seite; es ist eine der wildesten und grossartigsten Gebirgsszenen, die ich je gesehen habe, und welcher diese üppig

grünen Felder in der Mitte der starren Natur grossen Reiz verleihen.

Von diesem Punkte der Strasse führt der Weg den Reisenden eine geraume Strecke an einem, ganz aus zerbröckeltem Schiefer bestehenden Berge hin; jeder Regen sendet von diesem Gerölle eine Lawine in die Tiefe; dadurch wird dann natürlich der Weg immer auf eine geraume Strecke zerstört, bis ein neuer Fusspfad, ober oder unterhalb der beschädigten Stelle, gebildet worden. Der Weg ist ohnedies nur für die Breite eines Pferdes berechnet; an diesen Stellen scheint es dem Reisenden oft unmöglich, weiter zu kommen. Im Ueberschreiten derselben fühlt man, wie der Boden unter jedem Schritte weicht, man sieht die einzelnen Steine von dem Platze, welchen der Fuss eben verliess, in die Tiefe rollen; manchmal rutscht der Reiter einige Schuh tief mit einer Schichte hinab, bis das Pferd seine ganze Kraft aufbiethet, um weiter zu schreiten, und das Auge misst wohl schon den Abgrund, in welchem einige tausend Fuss unter dem Wege die Jilum schäumt, und in welcher der Wanderer ein sicheres Grab zu finden erwartet.

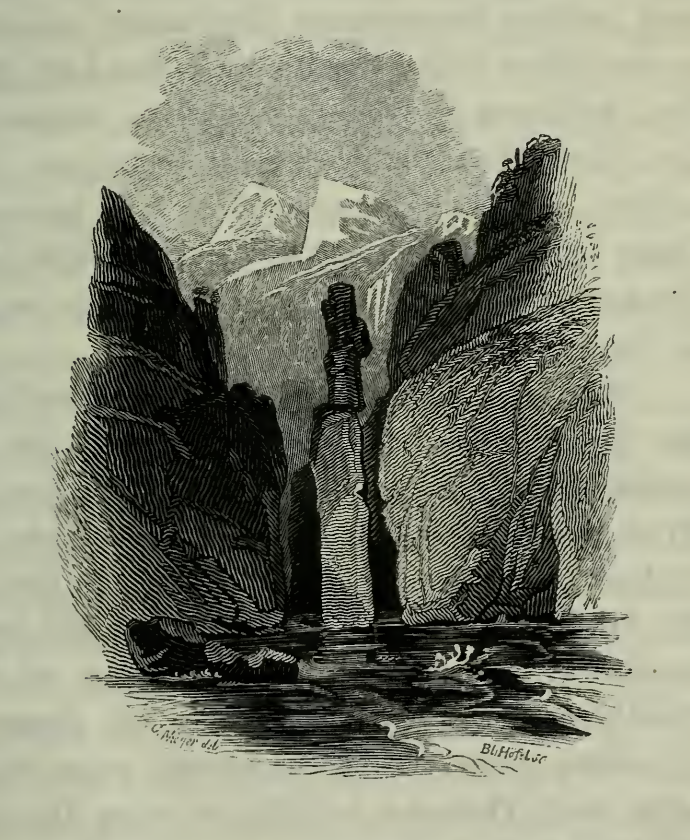
Ein Dorf, Nogrant genannt, welches man bald erreicht, liegt bis über die Hälfte des hohen Berges hinan zerstreut, und zahllose Terrassen sind vor und um jedes Haus angelegt. Es hatte in der Nacht etwas geregnet; die Temperatur war heute warm, und einige tropische Pflanzen kamen zum Vorschein. Von Uri wird

der Weg schlecht, beständig auf und ab; vorher hatte ich schon der Meinung der Kaschmirer beigepflichtet, als würde dieser Weg von den Siek aus Politik schlecht genannt, ohne es zu seyn; allein ich überzeugte mich nun vom Gegentheile. Die Jilum fliesst hier so tief und ist so nahe von hohen Bergen umstellt, dass kein Weg an dem Ufer möglich, und des Auf- und Absteigens kein Ende ist. Schah Derah, mein heutiges Nachtlager, ist 14 Meilen von Dianun entfernt. Schah Derah enthält eine Moskeh mit einem schönen Eingangsgebäude; das zierliche Schnitzwerk ward in Kaschmir verfertigt. Thermometer: 58, 75, 52.

Samstag den 12. Dezember. Man hatte mich heute beim Weggehen auf einen langen Weg mit vielen Bergen vorbereitet, und ich fand Beides richtig, allein er war auch reich an den grossartigsten Naturszenen; die Jilum fliesst in beständigen Katarakten in einem so tiefen, senkrecht abfallenden Felsenbette, dass die Bewohner am Ufer kein Wasser daraus schöpfen können, und in Schah Derah war sogar Wassermangel für meine Leute, obgleich der Ort dicht am Flusse liegt. Die erwähnte schöne Moskeh mit dem zierlichen Schnitzwerke beschäftigte Vigne, während ich von Armen und Kranken umgeben war, welchen ich trotz meinem besten Wunsche nur zum Theil Arzneien geben konnte. Wir traten Beide erst ein paar Stunden, nachdem unsere Zelte abgebrochen und schon unter Weges waren, unsern langen Tagesmarsch an. Für

mein grosses Zelt war es sehr schwer gewesen, hier einen ebenen Platz zum Aufstellen zu finden, da der Berg, an welchem Schah Derah liegt, ebenfalls in Terrassen abgegraben ist, die um Vieles zu schmal waren, um das Aufschlagen meines Zeltes auf Einer derselben zu gestatten.

Drei Koss von Schah Derah hat die Jilum die Gebirge auf eine merkwürdige Weise durchbrochen. Ich



näherte mich dem Abgrunde so viel als möglich, um die riesenhafte Naturszene genau zu betrachten. Von beiden

Seiten steigt das Hochgebirge, mit einigem Schnee bedeckt, ohne eine Spur von Vegetation auf, an dem Flusse ist die über 1000 Fuss hohe Wand senkrecht, und in der Mitte des schmalen Bettes ist ein Felsen stehen geblieben, von der Höhe der senkrecht abfallenden Ufer. Er steht da wie der Pfeiler des Doppelthores einer Schleuse, und auf der Fläche desselben, die 30 bis 40 Fuss im Durchmesser haben mag, liegen zwei mächtige Felsentrümmer übereinander, als seien sie zum Scherz dahin gebracht worden. Man sollte glauben, die Gewalt des Wassers habe sie vor Jahrtausenden, als der Fluss über deren Spitze hinwegging, verschoben, denn jede Einzelne ist bis zum äussersten Rande des Abgrundes hingerückt, und es scheint dem Beschauenden, als bedürfe es nur eines Hauches, um sie in diesen hinab zu stürzen.

Möge der Leser durch die oben beschriebene Stelle des Gebirges sich nicht verleiten lassen, zu der im zweiten Theile dieses Werkes erwähnten Theorie der Trockenlegung des Thales durch Menschenhände zurückzukehren, und vermuthen, es sei hier der Ort, wo die Arbeit geschehen sei; solche Theorien sind leicht geschaffen, sie finden eben so leicht Eingang bei dem Gebildeten, der immer strebt, Alles auf allgemeine Grundsätze zurückzuführen, und wünscht, ewige Wahrheiten durch Thatsachen bekräftigt zu sehen. Die oben beschriebene Stelle hat keine menschliche Kraft hervorbringen können, sie ist ein Werk der Natur. Zur

Trockenlegung des See's in Kaschmir hat jedoch dieser gewaltsame Durchbruch nichts beitragen können; denn der Fall der Jilum ist so gross, dass wenn der Fluss hier mit der Strasse in gleicher Höhe liefe, dadurch schon bei Tattmulla in dem Wasserstande der Jilum keine Veränderung merklich wäre.

Unweit des Durchbruches der Jilum befindet sich in dem Felsen ein grosser, glatt gehauener Platz für eine Inschrift. Es wurde mir erzählt, dass sie des Kaisers Akber's Namen getragen habe; der schmale Weg läuft dicht unter der Inschrift hin, und die senkrechte Wand, an der sie sich befindet, wird nur durch den Weg unterbrochen, und fällt dann in die unermessliche Tiefe, in welcher die Jilum fliesst. Diese Stelle denken sich die abergläubischen Kaschmirer von bösen Geistern besonders geliebt, und ein Siek-Soldat erzählte mir eine ihm zugestossene Begebenheit, welche zeigt, wozu der Geisterglaube führen kann. Die Erzählung hat anderswo einen Platz gefunden. Ein Kaschmirer erzählte mir einen andern Aberglauben: er behauptete, dass hier mit der beginnenden Nacht stets ein Gespenst, Namens Jeja sässe, welches an seiner Brust 5000 Blutegeln habe.

An diesem Punkte war übrigens der Kampfplatz zwischen den Armeen der Söhne und Nachfolger Timur Schah's und den Statthaltern Kaschmir's, als diese Letztern sich von der Krone Kabul's unabhängig erklärt hatten. Die Statthalter konnten ihre Unabhängigkeit nicht behaupten, und es hatte nur die Folge, dass der

Fall des afghanischen Reiches, welchen die thörichten Brüder herbeiführten, um so mehr beschleunigt wurde.

Vor diesem Engpasse führt der Weg in tiefe Schluchten und über kaum zu erklimmende Höhen, dann erweitert sich das Thal, und der Reisende kommt in eine Gegend, in welcher er Spuren des bis auf's Höchste getriebenen Anbaues findet. Die Berge sind nämlich hier von ihrem Fusse bis zur Spitze in zahllose Terrassen abgegraben, welche ehemals alle für den Reisbau künstlich bewässert wurden; nun sind sie mit Gras überwachsen, und erinnern nur mehr an das Ehemals. In der That hat der Anbau in dieser Gegend jetzt gänzlich aufgehört. Auf allen Seiten sieht man Bäche von den Felsen in die Tiefe stürzen, und manches Flüsschen hat sich wie die Jilum so tief in den Boden eingegraben, dass das Hinabsteigen, um es zu durchwaten, und das Hinaufklimmen auf die Fläche des Jilum-Thales, an den steilen Felsenwänden, nur mit der äussersten Mühe und Vorsicht möglich ist. Kathai ist 8 lange Koss von Schah Derah entfernt; sie sind beschwerlich zurückzulegen. Die Vegetation und manchmal die Gegend erinnerte mich an den Apennin: Oehlbäume, Reben, Pinus longifolia (statt Picea), Myrsine (statt Myrthe), Daphne wie Collina, Oleander; um Kathai sind besonders viele Oehlbäume, deren Früchte jedoch kein Oehl liefern, sie gleichen den wilden Europäischen auffallend, und sind vielleicht dieselbe Art. Die tropischen Pflanzen beginnen mehr und mehr die Vorherrschenden

zu werden, und auch die Luft wurde wärmer; allein erst jetzt begannen die Folgen der Kälte Kaschmir's meine Gesundheit anzugreifen: ich habe schon erwähnt, dass jede der Linien, welche in die menschliche Hand gezeichnet sind, roth und entzündet war, die Haut daneben war hoch aufgeschwollen und gesprungen; aus manchen Stellen drang etwas Blut hervor, wie dies bei gesprungenen Lippen der Fall ist. Die Finger waren vollkommen unbiegsam und doppelt so dick wie gewöhnlich, die Füsse befanden sich fast in demselben Zustande. Das Uebelste war jedoch eine Halsentzündung, welche mich schon seit Baramulla verhindert hatte, das Geringste zu mir zu nehmen. Von dem Halse aus hatte sich die Geschwulst heute zu den Ohren hinaufgezogen, und ich war vollkommen taub geworden. Ich hatte schon früher eine Dosis Calomel genommen, und nahm heute Morgen auf's Neue 12 Gran. Gegen Abend fühlte ich mich etwas besser, wohl eben so sehr in Folge des Mittels, welches ich gebraucht hatte, als der lauen Luft, die mir Indien zuzusenden schien.

Bei Kathai fand ich meine Zelte aufgeschlagen. Die Festung (Killah), wenn man diesen Ehrennamen einem Platz mit Erdmauern geben will, und welche unweit der zerstreuten Häuser Kathai's erbaut ist, gehört einem mohamedanischen Fürsten, welcher den pompösen Titel: Sultan Zaberdust Khan führt. Mauern und Häuser der Killah sind von Erde und Holz, an einem schlecht gewählten Platze erbaut. An dem Thore desselben sassen

ein Dutzend trotzige Soldaten, die Uns und die Siek hohnlächelnd betrachteten. Dies konnten wir ihnen wiedergeben: ich nahte mich ihnen, um zu fragen, wo der Sultan Zaberdust Khan sei? dieser war zufällig einer, der als Geisseln in Kaschmir zurückgehaltenen Mohamedaner, und die Soldaten sahen meine Frage als eine Beleidigung an; sie antworteten mir nicht, sondern standen auf, gingen in die Festung hinein und verrammelten das Thor. Meine Leute beschworen mich nun, augenblicklich mein Lager aufzubrechen, und einige Meilen weiter zu ziehen; denn sie sahen schon die Jinghel (Mauergewehre) der Killah auf Uns gerichtet, und erwarteten einen Ausfall der Mohamedaner; allein ich versicherte meinem Gefolge, die Sache sei nicht so gefährlich und ich blieb ruhig, wo ich war, das heisst innerhalb der Schussweite der Jinghel, ohne von der Besatzung durch etwas Anderes beunruhigt zu werden, als durch ein furchtbares Geschrei, welches sie von Zeit zu Zeit in unserer Richtung ertönen liessen.

Bekanntlich ist Kathai der Name, welcher China in Mittel-Asien beigelegt wird. Ich erwartete, als ich in Kaschmir hörte, dass mich mein Weg über Kathai führen würde, einen mächtigen Staat zu finden, welcher aus irgend einer geschichtlich nachzuweisenden Ursache denselben Namen wie China führe. Allein Kathai enthält nichts, was darauf Bezug hätte, und ist ein unbedeutendes Besitzthum, das seinem Könige kaum so viel

einträgt, als die Besoldung eines Hauptmannes der ostindischen Kompagnie beträgt. Der Deodar, wörtlich Gottesgabe, die Ceder des Himaleya, hört mit 4000 Fuss über der Meeresfläche auf, und Pinus longifolia tritt an seine Stelle. Auf dem Wege von Schah Derah nach Kathai findet man grosse Massen versteinertes onixartiges Holz; mit Schah Derah hört der Kalkstein auf. Man befindet sich in Kathai um 2200 Fuss tiefer, als in Kaschmir.

Sonntag den 13. Dezember. Ich erwachte heute ziemlich wohl, und eine warme Luft liess mich hoffen, bald alle kleinen Unannehmlichkeiten los zu seyn, die mir die Kälte zugezogen hatte und die mir viele Leiden verursachten.

Die Besatzung der Festung hatte sich vorgenommen, Uns zu insultiren, und als der Jemidar, der Offizier der Siek, der unsere Wache kommandirte, vor dem Thore vorbeiritt, ward er angehalten und ihm bedeutet: sich nicht mehr so nahe sehen zu lassen. Er beklagte sich deshalb bei mir, und ich schickte einen meiner Tschoprassi ab, den Thanadar zu mir entbieten zu lassen. Er verweigerte jedoch, unter dem höflichen Vorwande, er dürfe die Festung nicht verlassen, zu kommen. Ich begab mich daher selbst zum Thore, und liess ihn herausrufen. Er kam augenblicklich: ich erklärte ihm, dass es mir leid seyn würde, einen unangenehmen Eindruck seines Benehmens mit mir zu nehmen. Ich sei ein unabhängiger Europäer, der weder mit der ostindischen

Kompagnie, noch mit Ranjiet Singh irgend etwas gemein habe, der zu seinem Vergnügen reise, um die Welt zu sehen, und dass daher sein wenig zuvorkommendes Benehmen gegen einen Reisenden, einen Mangel an Gastfreundschaft beweise, den ich noch nirgends gefunden habe. Jener Sick-Jemidar befehlige die mir von Ranjiet Singh mitgegebene Ehrenwache, ohne welche ein Mann meines Ranges in Indien nicht reisen könne, und es hätte mich bei meiner Ankunft gewundert, dass er nicht darauf bedacht gewesen wäre, sie als ein Kompliment für mich durch seine Leute zu verstärken. Mohun, welcher diese Predigt übersetzte, hatte sie gut wiedergegeben, und der Thanadar brachte eine Menge unzusammenhängende Entschuldigungen vor, lud mich in die Festung ein, und begleitete mich, als ich dies nicht angenommen hatte und weg ging, bis in mein Lager. Dies verliess ich nun alsbald, denn bis zu dem nächsten Nachtlager Khanda waren sieben Koss, eine Entfernung, die ich zu 15 Meilen berechnete, als ich sie zurückgelegt hatte. Die Jilum floss während des heutigen Marsches ruhiger; an einer Stelle kommt man sogar an ihr Ufer; die Pflanzen waren immergrüne: Oleander (Nerium indicum) schmücken die Ufer der Flüsschen, in den Schluchten wächst Linum trigynum, auf trockenen Stellen Justicia adhatoda, die Büsche umziehen Caesalpinia Sapan; Meynar und Bulbul sind die in ihren Schatten singenden gefiederten Bewohner; ich befand mich aufs Neue in Indien! auch der

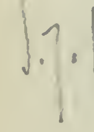
Thermometer war um die Mittagsstunde im Schatten auf 72° gestiegen (Morgens 6 Uhr 58, Abends 6 Uhr 64). Auf beiden Seiten der Jilum sind viele verlassene Dörfer, und bei Allen liegen die oberen Terrassen wüste. Auf dem ganzen Wege erblickte ich nicht einen einzigen Bewohner, allein dies beweiset nicht, dass es unbewohnt sei, denn sie flüchten sich vor der Annäherung eines Zuges, wie der Meinige. Die Flüsschen, welche in die Jilum fallen, bilden hier bald hohe Wasserfälle, bald hat sich ihr Bett unglaublich tief eingegraben. Bei Manchen bestehen die Seiten der Schlucht aus einem Tertiär-Lager, welches viele hundert Fuss hoch ist. Das Dorf Tanni liefert ein Beispiel der ehemaligen hohen Kultur des Landes. Es läuft an einem Berge hinauf, der 3000 Fuss hoch seyn mag, und diese ganze Höhe bis zur Spitze ist in Terrassen für den Reisbau abgegraben, welche jedoch jetzt beinahe alle aufgegeben sind.

Abends besuchte mich der Schah, und ich benutzte seine langen Besuche, um über Kaschmir und das Land, in welchem ich mich befand, Erkundigungen einzuziehen. In dieser Beziehung verdanke ich diesem Mohamedaner sehr viel, denn er gehörte zu den gewissenhaften Menschen, welche lieber ihre Unwissenheit eingestehen, als eine Unwahrheit sagen.

Montag den 14. Dezember. Heutiger Marsch nach Hattia: 7 Koss. Die Ufer der Jilum werden flacher und flacher, dennoch sind sie selten zugänglich. Im

Süd-Osten erheben sich Schneeberge, oder besser das Thal wird hier weiter, und das Auge kann daher die nächsten Höhen übersehen, denn hinter diesen erheben sich Schneegebirge nach allen Richtungen.

Bei Hattia kamen mir zwei Hindu entgegen, es waren die Ersten, welche ich seit lange gesehen hatte, und mein Brahmin Thaker-Das fragte sie augenblicklich aus. Als Brahmin war ihm das Wichtigste zu erfahren, welcher Kaste sie angehörten, und seine Wissbegierde glich darin der Meinen; sie gaben sich ihm als Brahminen zu erkennen, und ich gebot ihm jede mögliche Erkundigung einzuziehen, vorzüglich wie lange ihre Vorfahren daselbst gewohnt hätten. Allein die Antworten waren sehr spärlich, und beschränkten sich darauf: dass ihre Vorfahren seit etwa 150 Jahren daselbst wohnten. Es rührte mich zu sehen, mit welcher Verehrung sie meinen Brahminen empfingen, der Erste eines höhern Ranges, den sie je gesehen hatten. Hattia ist wohl der nördlichste Punkt in dieser Richtung, bis zu welchem die Hindu wieder einwanderten, nachdem die Mohamedaner sie verdrängt hatten. Es befinden sich in Hattia 15 Familien (Häuser) von Hindu bewohnt. Hier ist ein Fort Topata Killah, wie die Frühern von Erde erbaut, mit einer Siek-Besatzung; ein Anderes in S. W. Tschekara Killah liegt auf einem Berge am linken Ufer der Jilum. Bei Hattia ist eine Brücke von Ziegenhäuten: ein Strick davon dient für die Füsse, zwei für die Arme, wie bei der Brücke zu Uri; an diesen beiden Stricken



befinden sich Krummhölzer, in deren Rundung der untere Strick liegt; dies bezweckt: dass die drei Stricke stets in derselben Entfernung von einander bleiben; trotz dem ist das Hinübergehen auch hier eine halsbrecherische Arbeit! Die beiden Ufer der Jilum sind bei Hattia niedrig.

Unweit dieses Ortes liegt: Pettiara, welches unter einem eigenen Raja, Namens Nussur Aly steht. Von dem Jemidar aufgefordert, Provisionen zu liefern, verweigerte er, mit einer beleidigenden Antwort, sie zu geben. Meine Siek-Wache lud daher ihre Gewehre und ging auf das Haus des Raja los, welcher die Flucht ergriff; die Provisionen wurden nun von dem Gelde bestritten, welches sich in dem Hause vorfand. Dies verursachte einen Streit zwischen Mohun, meinem Lieblinge, und dem Jemidar. Jener verglich nämlich sein Benehmen vom Morgen gegen den Killadar, mit dem gegen den schutzlosen Raja am Abende, und behauptete, dass er sich schämen würde, ein so elender Soldat zu seyn; er hätte heute Morgen die Beleidigung rächen sollen, anstatt mir wie ein altes Weib klagen zu kommen und sich, während ich mit dem Killadar sprach, zu verstecken. Der Jemidar erwiderte diesen Ausfall auf seine Tapferkeit etwas derb, Mohun wurde darüber wüthend, sprang an ihm in die Höhe, und schlug ihn in's Gesicht. Der Jemidar trug mir nun seine Klage vor, und ich war gezwungen, Mohun einen tüchtigen Verweis zu geben. Als ich mit meiner Strafpredigt fertig war, sagte er: nicht wahr,

ich habe dennoch Recht, der Jemidar ist ein feiger Spitzbube? ich erwiderte, dies sei wahr, allein man brauche es ihm nicht zu sagen, und ihn noch weniger in's Gesicht zu schlagen. Mohun rief aus: das sei es eben, wäre der Jemidar keine Memme, so hätte er ihn ja umbringen müssen, anstatt sich bei mir zu beklagen.

Zum ersten Male seit langer Zeit fiel Regen; zum Glück für mein Gepäcke war er nur von kurzer Dauer. Meine Leute hatten hier den Hochgenuss eines Bazaar's, mit diesem hochklingenden Namen wurden zwei kleine Häuser benannt, in denen Lebensmittel in so geringer Menge verkauft wurden, dass sie nicht für zehn meiner Leute hingereicht hätten; allein dennoch war es ein Bazaar, und meine Leute konnten, zum ersten Male seit Kaschmir, eine Stunde darin sitzen und rauchen. Ich gönnte ihnen diese Erholung gern, denn die armen Menschen hatten fürchterlich durch die Kälte und die Ermüdung gelitten. Am Meisten war dies bei den Eingebornen des Himaleya der Fall; meine bengalischen Bedienten blieben allein gesund.

Dinstag den 15. Dezember. Von Hattia nach Mazufferabad rechnet man 10 Koss; an dem Wege befinden sich viele Dörfer, allein wie früher sind die Meisten verlassen, oder nur wenig bewohnt. Ganz herrliches klares Wasser strömt von allen Seiten der Jilum zu. Der Weg führt nur mehr über mässige Anhöhen, doch sind diese steil zu ersteigen. Die Ufer der Jilum sind meistens zugänglich, an manchen Stellen finden sich

kleine Ebenen. Bei dem bedeutenden Orte Kosoli wird die Gegend, die bisher schauerlich, möchte ich sagen, war, schön und freundlich; hier bildet die Jilum eine rasche Wendung und in ihrem Bette eine nicht unbedeutende Insel. Kosoli selbst liegt höchst reizend auf einer erhobenen Ebene am linken Ufer, und scheint gut gebaute Häuser zu enthalten. Der Ort erinnerte mich lebhaft an ein italienisches Dorf. Von hier steigt der Weg ziemlich steil in die Höhe nach dem Orte Mahra, in welchem sich ein merkwürdig grosser Cypressenbaum und eine Gruppe Acacien befindet. Die Ufer der Jilum sind nun fortwährend steil bis zu ihrer Vereinigung mit der Kischenganga, und dann sind es die Ufer der Letzteren bis Mazufferabad, diese mag um ein Dritttheil weniger Wasser enthalten, als die Jilum. Von einem Punkte, eine halbe Meile stromaufwärts der Kischenganga, kann man in das Thal blicken, in welchem die vereinten Flüsse dem Panjab zuströmen. Dies Thal ist durch die Berge eng umschlossen, und die Jilum fliesst in demselben für einige Zeit vollkommen in einer entgegengesetzten Richtung, als jene ist, in welcher sie der Vereinigung zuströmt.

Die Kischenganga mag 25 Klafter breit seyn. Eine Häute-Brücke, wie die früher erwähnte, führt hinüber, dann kommt man an eine Ueberfuhr. Unweit des rechten Ufers liegt das Zehela Serai, von Schah Jehan erbaut. Diesem gegenüber, am Wege, welchen ich kam, liegt der Palast Nur Jehan Begum's, wie ihn die Tradition

nennt; allein es war wohl nur ein Grabmahl, welches nun bis auf den Boden zerstört ist.

Bei Thandu war Granit in grossen Brocken über den Trapp geschleudert, in Hattia kam nur dieser vor, um Mazufferabad findet sich viel versteinertes Holz. Die Stadt Mazufferabad liegt auf einer Ebene 150 bis 200 Fuss über der Kischenganga. Die an dieser und an einem Wildbache phantastisch gebauten Häuser, von Baumgruppen umgeben, nehmen sich hübsch aus, und hinter ihnen erhebt sich der majestätische Schneeberg Kahori Kataka (Kataka-Berg) im Norden der Stadt, welche überhaupt nach allen Seiten von mächtigen Bergen umgeben ist. Mein Lagerplatz befand sich auf einer natürlichen Terrasse, 150 Fuss über der Kischenganga, unter grossen Olivenbäumen. Die ganze Bevölkerung der Stadt war neugierig um meine Leute versammelt, als ich ankam, und das Schauspiel, welches meine Zelte und mein Gefolge in diesem abgelegenen Theile der Welt, dem Volke gab, musste allerdings anziehend für dasselbe seyn. Das Ankommen des Zuges, das Abpacken und Aufrichten der Zelte von allen Formen und Grössen, das Gefolge in den verschiedensten Trachten, von dem dunklen Süd-Indier zu dem weissern, in prachtvollem Anzuge gekleideten Nord-Indier, war für die Einwohner Mazufferabad's eine seltene Erscheinung. Alsbald erschien eine Bothschaft des Raja, der mir Alles, was in seinen Kräften stand, anbieten liess. Ich dankte jedoch für Alles, und da Mazufferabad einen

regelmässigen Bazaar besitzt, so erhielten meine Leute den Befehl, nichts anzunehmen, und überhaupt von nun an, auf der mehr bevölkerten Strasse sich wieder selbst zu verköstigen.

Bis hieher hatten mir Träger und Lastthiere von Kaschmir aus zu folgen; ich trug daher meinem Munschi auf, Andere, und zwar noch heute zu miethen, um am nächsten Morgen wieder aufbrechen zu können.

Abends kam der Schah und ich schrieb bis Mitternacht.

Mittwoch den 16. Dezember. Mazufferabad liegt fast 3000 Fuss tiefer als Kaschmir, es enthält 2100 Einwohner und unter diesen 700 Hindu von den drei höhern Kasten: Brahminen, Kschettrie und Sudra. Am frühen Morgen sandte der Beherrscher von Mazufferabad, Sultan Zaberdust Khan (wörtlich Kaiser, Barbaren-Fürst) zu mir, um seinen Besuch anzukündigen. Er kam selbst bald nachher in der Tracht Kabul's, im reich mit Gold verzierten Pelzmantel, und mit einem kleinen Gefolge. Beim Eintreten in mein Zelt bemerkte ich, dass der sonst rüstig aussehende Mann den Arm eines Dieners bedurfte, um in die Mitte zu dem, für ihn bereiteten Stuhl zu gelangen. Nachdem wir Uns gesetzt hatten, fragte ich ihn nach der Ursache seiner Schwäche, und er erzählte mir, seine Augen seien so sehr geschwächt, dass er nur mehr bei starker Beleuchtung etwas zu sehen vermöge. Zugleich sagte er mir, dass er von meiner Kunst als Arzt gehört habe, und ihn

nebst der Ehrfurcht auch die Hoffnung hieher begleitet habe, ich könne ihm helfen. Ich liess die Kanats (die Wände) des Zeltes hinwegnehmen, um ihn besser betrachten zu können. Ich hatte selten edlere Züge gesehen, als die des Khan; über der etwas gebogenen Nase wölbten sich bedeutend die Brauen, und auf der hohen Stirne thronte ein Ernst, der mit dem greisen Bart übereinstimmte, welcher den untern Theil des bleichen, von Gram tief gezeichneten Gesichtes bedeckte. Das Licht der Augen war beinahe erloschen, die fast gänzliche Zerstörung der Sehnerven war deutlich. Da jedoch die Augen etwas entzündet waren, so schrieb ich Blutegeln vor und Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, welchen die Mahomedaner hier ergeben sind. Der Khan fasste Vertrauen zu mir, und fragte mich um Rath wegen einer andern Krankheit, die leider unheilbar war, und welche in Kurzem sein Ende herbeiführen muss; das Einzige, was ich ihm zu seiner Erleichterung vorschreiben konnte, war eine zweckmässige Lebensart. So traurig es mit seinem Körper aussah, so war der Zustand seines Geistes vielleicht noch mehr zu bedauern. Der Khan erzählte mir, dass sein einziger Sohn unlängst gestorben sei, und dessen hinterlassener Knabe, ein Kind, in Kaschmir als Geissel zurückgehalten werde. „Ich bin alt," sagte er mir, „eine unheilbare Krankheit reibt mich auf, ich habe nur Einen Wunsch mehr auf dieser Welt, meinen Enkel noch einmal zu umarmen." Ich fragte ihn, ob er bei Ranjiet Singh darum eingekommen sei? er

bejahte es, allein es sei vergebens gewesen. So versprach ich ihm dann, sein Anliegen zu dem Meinen zu machen, und bei meiner Anwesenheit in Lahor seinen Wunsch dem Maha Raha vorzutragen. Als Sultan Zaberdust Khan seinen Erbbesitz übernahm, war es ein unabhängiges kleines Reich, welches durch seine Lage, auf der Hauptstrasse zwischen Kaschmir und Kabul, Wichtigkeit erhielt. Die Fährte über die Kischenganga trug ihm allein 1 Lack Rupien ein. Durch das Herabkommen des Handels und das Aufhören der Verbinduug Kaschmir's mit Kabul, ferner durch die auf $^1/_5$ verminderte Bevölkerung in diesen Gegenden, ist die Zahl der sich Bewegenden und Reisenden natürlich in demselben Verhältnisse herabgesunken, und das Einkommen des ganzen Landes beträgt nur mehr 30,000 Rupien. Von diesen muss er 6000 als Tribut nach Kaschmir zahlen, und gerade jetzt fordert Mehan Singh eine Erhöhung von 6000. Ich fragte den Khan, wem das kleine Haus gehöre, welches hoch über dem Wildbache erbaut, von dem Platze, auf welchem wir Uns befanden, gesehen werden konnte, und von dessen offener Vorhalle eben einige weibliche Gestalten auf Uns herabzusehen schienen. Er erwiderte, es sei dies seine hölzerne neue Hütte (Takié), wie er sagte: der Palast seiner Vorfahren sei eingestürzt, und er sei zu arm, sich ein Haus zu bauen. Es lag in allen Worten des alten Mannes eine Bitterkeit, die deutlich zeigte, wie tief sein Gefühl verletzt sei, sein Ausdruck rührte mich tief. Ich suchte an

Kleinigkeiten, was ich noch besass, um ihm Geschenke zu überreichen, und unter diesen waren ihm das Erstaunungswürdigste, Proteus-Zündhölzchen, welche sich durch einen Schlag auf das Ende derselben mit einer hellen Flamme entzünden. Den Halbblinden zog diese Erfindung besonders an, und er glaubte an Zauberei.

Mazufferabad (Aufenthalt der Reisenden) ist der jetzige Name des alten Hindu-Tschikri, welcher, den Brahminen zufolge, vor 200 Jahren durch die Mohamedaner verändert wurde. Von hier führt ein Fussweg, den Ufern der Kischenganga entlang, an die Güräss oder Düräss, ein Arm der Kischenganga, welche bei Diosay ihren Ursprung haben soll; von Güräss führt ein Weg nach Iskardu; ein anderer Weg für Pferde führt von Mazufferabad nach Durbund (Deobund der Karten) an der Atok, und ein anderer nach Pakeli. Durbund ist 50 Koss von hier entfernt, wovon jedoch nur die ersten 10 Koss über Gebirge führen, eine Angabe, welcher ich schwer Glauben beimessen kann. Um Mazufferabad befindet sich ein reiches Feld für die Nachforschungen eines Geologen: von der Tertiär-Formation steigt das Gebirge empor zu dem ewigen Schnee, und überall liegt das Gestein wegen der sonderbarsten Brüche und Erschütterungen zu Tage. An manchen Stellen sind ganze Berge wie gespalten, und der Beschauende sieht den Durchschnitt derselben auf tausend, ja zweitausend Fuss so frisch, als habe erst gestern die ungeheure Revolution statt gefunden.

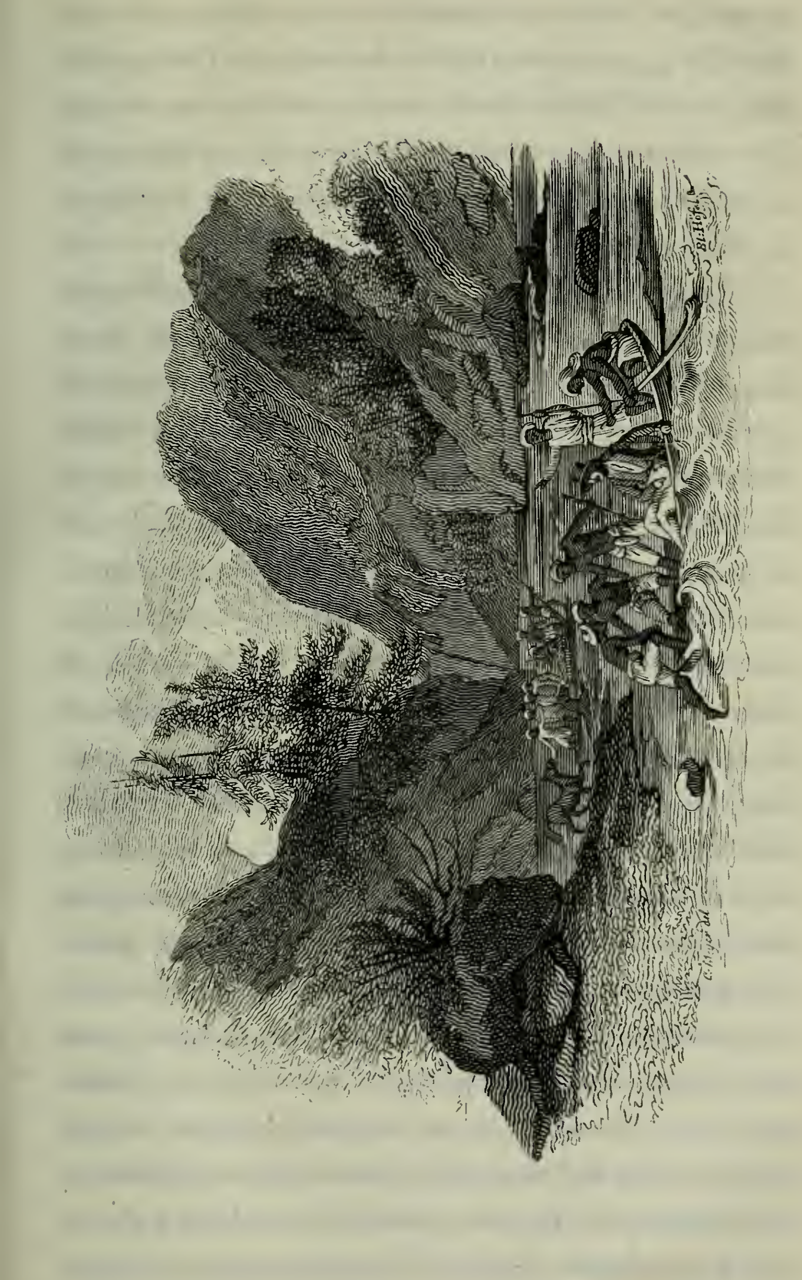
Nanga Parvat, die berühmte Pyramide, welcher ich bei Nunnenwarre erwähnte, liegt nur 30 Koss von hier.

Das Uebereinkommen mit den Trägern und Maulthiertreibern nahm den halben Tag hinweg; ein Träger erhielt 9 Rupien bis Lahor, von Kaschmir dahin zahlt man nur 8, und da dieselben Träger, welche von Kaschmir mit mir hieher gekommen waren, sich auf's Neue anwerben liessen, so wurde ich sicher betrogen. Diese Träger hatten überdies von Baramulla hieher harte Tage gehabt; ich hätte gewiss binnen Kurzem andere Träger um das halbe Geld erhalten, allein die Zeit war mir nun das Kostbarste geworden, es drängte mich vorwärts, als sei jeder Tag, welchen ich auf meiner Reise verlöre, von der Summe jener abgezogen, die mir ruhig in meiner Heimath zu verleben, vergönnt seyn würden; schon am Nachmittage hatte ich es dahin gebracht, dass alle Träger meine Sachen auf das jenseitige Ufer in das Zehela Serai trugen. Während meiner Uebersiedlung an das rechte Ufer der Kischenganga (es wird später klar werden, dass es nicht schnell geschehen konnte) durchwanderte ich die Umgegend, und stieg auf den Berg, welchem die jetzige Wohnung Sultan Zaberdust Khan's gegenüberliegt. Von hier gewahrte ich Mazufferabad Killah, ein regelmässiges Fort, eine Meile nördlich von der Stadt; ich erfuhr auf mein Befragen, dass es eine Siek-Besatzung enthält.

Herabgestiegen von der Anhöhe, wünschte ich dem armen Sultan Zaberdust Khan eine Höflichheit zu erzei-

gen; allein es war dies nach indischem Gebrauche eine schwierige Aufgabe, denn wenn ich ihn besuchte, so musste er mir Geschenke darbringen. Ich gab daher dem Munschi den Auftrag, zum Khan zu gehen, und ihm zu sagen, dass ich ihm gerne einen Besuch abstatten würde, wenn er verspräche, mir keinen Nuzzur zu geben. Der Munschi kam zurück mit der Antwort, dass mir der Khan viele Komplimente sende, seine Wohnung sei jedoch zu schlecht, um mich darin zu empfangen.

Zwei Boote führen die Reisenden von einer Seite der Kischenganga auf die andere, sie sind aus einem ausgehöhlten Baumstamme verfertigt; jeder Ueberfahrende zahlt 1 Peiss und eben so viel für die Last eines Trägers oder eines Pferdes; die Thiere mussten hinüber schwimmen. Der Strom ist reissend und tief, und die Landung ist gerade nur hier möglich; stromabwärts bestehen die Ufer aus schief abfallenden Felsen; die kleinen Boote drehen sich bei der Ueberfuhr und schwanken wegen ihrer Bauart auf eine Weise, die nicht viel Vertrauen für die sichere Ankunft am jenseitigen Ufer gibt; wenn man sieht, wie die Bewohner diese Boote anfüllen, so glaubt man, sie müssten untergehen. Als ich in eines derselben stieg, befahl ich, dass nur Mohun mir folgen sollte. Allein als das Boot schon einen Schritt vom Ufer entfernt und bereits in dem reissenden Strome war, sprangen drei Männer in dasselbe, machten es beinahe umstürzen, und es füllte sich zur Hälfte mit Wasser. Ich verhielt mich ganz ruhig, bis wir am



jenseitigen Ufer angekommen waren. Hier fand sich, dass die gegen meinen Befehl in dem Boote Uebergefahrnen, sämmtlich Schiffleute waren, welche, um das von mir erwartete Geschenk zu theilen, mit mir ankommen wollten. Ich übte ein strenges Richteramt an den eigenmächtigen Menschen aus.

Das Serai liegt auf einer Anhöhe, eine halbe Viertelstunde Weges von dem Ufer. Es wurde von Aly Merdhan Khan auf Befehl Schah Jehan's erbaut, bildet ein grosses Viereck und ist vollkommen erhalten. Meine Zelte unter einer prächtigen Baumgruppe waren mir jedoch lieber, als die Gemächer des Serai. Als ich mich eben in jenen eingerichtet hatte, und es schon ganz finster war, kam der Schah, um mir zu sagen, dass eine Gesandtschaft mit mir zu sprechen wünsche. Er sprach mit einer Vorsicht und Heimlichkeit, die meine Neugierde erregte, zu wissen, was es seyn könne. Ich antwortete ihm, er möge sie herein führen. Dies wollte er jedoch nicht durch den Haupteingang des Zeltes, weil sie gesehen werden könnte, und er bat mich, seine Freunde von rückwärts einführen zu dürfen. Nachdem ich Befehl gegeben hatte, dass Niemand zu mir eingelassen würde, verliess mich der Schah durch den Haupteingang, und bald darauf erschien er von rückwärts mit drei Mohamedanern, die sich, als sie eingetreten waren, vor mir niederwarfen, und einige kleine Geschenke zu meinen Füssen niederlegten. Es war wirklich keine kleine Aufgabe, aus den endlosen Worten, Komplimenten und Wieder-

holungen auch nur herauszubringen, wer die Leute waren. Ich errieth mehr, als ich erfuhr (denn trotz alles Nachfragens um den Namen ihres Herrn, erhielt ich: Malick, Mier, Mäan, Hakiem, Sirdar u. s. w. zur Antwort, welche Worte sämmtlich Fürsten und Herrn bedeuten), dass es Sultan Zaberdust Khan war, welcher sie zu mir gesendet hatte. Sie sprachen von der unglücklichen Lage ihres Herrn, von dem eisernen Joche, welches Ranjiet Singh den Mohamedanern aufgelegt habe, von dem herrlichen Lande Kaschmir, von den Vortheilen der Strasse über Mazufferabad; ich ahnete endlich, wohin sie kommen wollten, und antwortete ihnen, nachdem ich sie eine halbe Stunde hatte sprechen lassen: ich sei kein Diener der ostindischen Kompagnie; mir scheine, der Khan wünsche mit ihr in Verbindung zu treten, es wäre sicher für ihn das Beste, mehr noch, es wäre das einzige Rettungsmittel für seine Unabhängigkeit; allein in dem jetzigen Augenblicke würde die Kompagnie keine Verbindung dieser Art eingehen. Die Abgesandten sahen mich erschrocken an, dass ich es wage, so deutlich zu sprechen, und behaupteten, um sich nicht zu kompromittiren, dies sei nicht ihre Meinung. Ich antwortete ihnen, ich sei im Irrthume gewesen, und nachdem ich sie gebeten hatte, den Khan meiner innigsten Theilnahme zu versichern, verliessen sie mich eben so heimlich, wie sie gekommen waren.

Ich rief nun nach meinen Leuten. Joala trat ein, mir zu melden, dass mich ein Fackhier, mit einem europäi-

schen Briefe an mich, zu sprechen wünsche. Ich liess ihn vorkommen. Der Brief war von Henderson und am 15. Dezember, dem Tage vor meiner Ankunft, und in Mazufferabad geschrieben. Henderson erzählte mir darin, dass er von dem Ueberbringer freundlich aufgenommen worden sei, das er es nicht wage, den durch Räuberbanden unsichern Weg durch das Thal Vergand nach Deoband zu wählen, sondern auf einem wenig betretenen Wege dahin zu gehen gedenke. Er befürchte, er würde mit vielen Hindernissen zu kämpfen haben. Ferner bat er mich, dem Fackhier zwei Dosis Kalomel, zu vier Gran, für sein krankes Kind zu geben, und da es gegen ein hartnäckiges Wechselfieber sei, dem Manne zu erklären, dass er dem Kinde an jedem der nächsten fieberfreien Tage ein Pulver geben solle. Ich hatte in Mazufferabad meine letzten Arzneien vertheilt, und nur Ein Pulver von acht Gran, welches ich für mich selbst im Krankheitsfalle zurückbehalten hatte, war mir übrig geblieben. Ich war einen Moment unschlüssig, allein ich gab es dem Fackhier. Dieser hatte mir ein Körbchen Kabul-Pistazzen als Nuzzur gebracht.

Um Mitternacht waren meine Leute und Effekten noch nicht alle am rechten Ufer der Kischenganga angekommen, und dies verdeutlichte mir mehr, als eine Beschreibung, wie es möglich sei, dass eine Karawane eines Monates bedürfe, um über den Euphrat zu setzen.

Donnerstag den 17. Dezember. Als ich vor Tage aufstand, um zum Aufbruch anzutreiben,

waren eben meine letzten Effekten in meinem Lager angekommen; ein grosser Theil meiner Leute waren im Bazaar zu Mazufferabad zurückgeblieben. Ich sandte daher meinen Munschi dahin mit dem Auftrage, die Stadt nicht eher zu verlassen, als bis er Alle habe weggehen gesehen. Es dauerte jedoch bis 9 Uhr, ehe Alle angekommen waren, und ich gab sicher den deutlichsten Beweis von Geduld, dass ich mich über die unausstehliche Trägheit der Leute nicht ärgerte. Endlich setzte sich der lange Zug in Bewegung.

Die Ufer zu beiden Seiten der Kischenganga sind steil unterhalb Mazufferabad; da wo sie am Engsten zusammengerückt sind, befand sich ehemals eine Brücke, welche von einer Fluth in dem Momente abgerissen wurde, als sich Harry Singh Naloa der Stadt für Ranjiet Singh (1823) bemeistern wollte; sie wurde nicht wieder aufgebaut. Diese Brücke hatte übrigens zwanzig Jahre früher (1803) eine grosse Rolle in dem Kriege zwischen Mukhtar ud Daulah und Abdullah Khan gespielt (II. S. 128). Oberhalb Mazufferabad, der Killah gerade gegenüber, sind die Ufer flach, und hier befindet sich eine zweite Ueberfahrt; diese wird wahrscheinlich deshalb nicht benützt, weil sich die Vorübergehenden fürchten, dem Fort mit der Siek-Besatzung so nahe zu kommen, welche dem Wehrlosen wohl manchmal seine geringe Habe weggenommen haben mag. Von diesem Punkte sieht man ziemlich weit die Kischenganga hinauf, bis sie dem Auge hinter steil abfallenden

Bergen verschwindet. Der Gyps, der hier in ungeheuren Lagern vorkommt, gibt der Aussicht einen ganz eigenthümlichen Karakter. An mehreren Stellen fanden auch hier grosse Bergfälle statt, in denen die senkrechte Wand, nebst dem Gerölle in der Tiefe, von blendender Weisse sind. Da sich nun hinter diesen an manchen Stellen ein Schneeberg zeigt, so kommt es dem Auge vor, als sei auch der Gyps Schnee, und das Ganze eine ungeheure Lavine, welche sich von den Schneebergen losgerissen habe. Die höchsten dieser Bergfälle kommen jedoch in einem gelblichen Kalkgebirge vor.

Der Weg führt von der Kischenganga in einer Schlucht und dann in dem Bette eines Wildbaches einen hohen, schwer zu ersteigenden Berg hinan, welcher 3000 Fuss über dem Flusse erhoben seyn mag. An einer Stelle bemerkte ich, dass eine Kuh an der Erde leckte: ich stieg ab in der Ueberzeugung, dass daselbst Salz befindlich seyn müsse, und täuschte mich in meiner Vermuthung nicht.

Während meine Träger langsam die Höhe emporstiegen, stand ich schon auf den Ruinen einer ehemals bedeutenden Feste: Fattihghur (Siegesburg) genannt, welche eine Strecke unterhalb des höchsten Punktes des Berges liegt. Ueber seinen Gipfel führt der Pass, Dub genannt, ehemals der Aufenthalt von Räuberbanden, welche im ganzen Lande Schrecken verbreiteten. Hary Singh Naloa war gezwungen, eine bedeutende Macht gegen sie zu senden, allein die Räuber wussten einen

Theil der Bevölkerung für sich zu gewinnen, die ohnedies als Mohamedaner den Siek abgeneigt sind. Es gelang nicht ohne Mühe dem Siek-Anführer, eine bedeutende Anzahl dieser Räuber dadurch zu vertilgen, dass er das Gras anzünden liess, in welchem sie verborgen lagen, und sie dadurch zwang, seinen Truppen entgegen zu kommen, welche sie ohne Gnade niederschossen. Die Banden haben sich nun zwar aufgelöst, allein für den einzelnen Wanderer ist dennoch jetzt nicht mehr Sicherheit als früher, und 6 meiner Sieksoldaten blieben deshalb auf der Höhe, bis sie durch alle meine Träger überstiegen war; für einen Reisenden mit einem zahlreichen Gefolge ist nichts zu befürchten. Hier ist es wie in Europa: dem Reichen ist Alles dieser Art leicht, und der Arme wird hier, wie dort, mit seinem Kummer und Sorgen auf die Vergeltung im andern Leben angewiesen.

Auf der Höhe des Dub-Passes fand ich viele, zum Theil neue Vögel, welche sich auf den weit aus einander stehenden Fichtenbäumen aufhielten; ich machte Jagd darauf, allein das Herumklimmen ist so beschwerlich, dass ich es bald aufgeben musste; um so mehr, da selbst die geschossenen Vögel nur mit Lebensgefahr zu bekommen waren, weil sie immer in die Tiefe fielen. Von dem Dub-Passe sieht man in das Thal der Konyar, an welcher Ghäri, unser heutiges Nachtlager, liegt. Daselbst angekommen, wurde mein Lager augenblicklich von der Bevölkerung des Ortes umringt, welche wirklich die Abscheulichste der Welt zu nennen ist. Sie steht

auch in dem Rufe, nur von Diebstahl und Räuberei zu leben, und ich liess deswegen nicht nur den Ortsvorsteher als Geissel für das Benehmen seiner Untergebenen festhalten, sondern geboth auch den Siek und meinen Leuten, auf ihrer Hut zu seyn. Der Ort liegt übrigens in einer völlig unbebauten, kleinen Ebene, man sieht keinen Handwerker, kein Kaufmann befindet sich unter den Einwohnern, und ich begreife wirklich nicht, wovon sie leben können, wenn es nicht von dem Zueignen fremden Eigenthums ist.

Nach meinem Gefühle bei dem Aufsteigen von der Kischenganga und dem Herabsteigen zu der Konyar glaubte ich, dass die Letztere wenigstens **600** Fuss tiefer, als die Erstere liegen müsse. Dies war von Wichtigkeit für meine Karte, nämlich um zu wissen, ob sich die Konyar wahrscheinlicher Weise bald mit der Jilum einige oder nicht. Meine Observation brachte beide auf dasselbe Niveau, und ich vermuthete daher, dass sich beide Flüsse bald vereinigen, was auch die Einwohner Ghäri's bestätigen. Eine bedeutende Anzahl derselben wohnt in natürlichen Höhlen, welche das Wasser in den aus einer Art Brescian bestehenden Bergen gebildet zu haben scheint; der Ueberrest der Bevölkerung wohnt in den schmutzigsten und niedrigsten Hütten der Welt.

Freitag den 18. Dezember. Am Morgen, als ich, wie gewöhnlich, mein kleines Zelt voranschicken wollte, weigerten sich die Maulthiertreiber und Kuli ohne Wache abzugehen, die Siek selbst wollten sich

nicht theilen, und da Mr. Vigne erst später aufstand, und ich ihn nicht allein zurücklassen konnte, so musste ich die Geduld zur Tugend machen, und warten, bis das Zelt zusammengepackt, das Frühstück vorüber war, und wir uns Alle zusammen bewegen konnten. Träger und Einwohner stimmten dahin überein, dass die Strasse bis zum nächsten Nachtlager nicht nur von Räuberbanden durchzogen würde, sondern dass die Bewohner der Dörfer selbst dieses Handwerk trieben. Die Sieksoldaten stellten die Sache besonders gefährlich dar. Sie luden ihre Gewehre, baten mich, allen meinen Leuten Waffen zu geben, und forderten von mir ein Geschenk von 9 Rupien für jeden Mann, und das Doppelte für den Jemidar, sonst würden sie nicht weiter gehen. Ich antwortete ihnen, dass meine Leute keiner Waffen bedürften, dass sie selbst die ärgsten Diebe seien, und dass sie ohne weiters nach Kaschmir zurückkehren könnten. Der Jemidar bat mich nun demüthigst um Verzeihung; allein seine Leute seien nicht mit Geld versehen. Obgleich ich nun fest entschlossen war, den Leuten mehr als dies zu schenken, so wollte ich mir dennoch keine Gesetze vorschreiben lassen, um so weniger, als es in diesem Augenblicke aussehen konnte, als habe es mir die Angst erpresst. Ich erwiderte ihm: dass ich mich erinnere, wie er zwei Tage vor unserer Abreise von Kaschmir von Mr. Vigne einen Reiherbusch (Kalga) entlehnt habe, um im Staate vor dem Obersten zur Ausbezahlung seiner Gage und Löhnung zu erscheinen, und

mein Geschenk am Tage meines Aufbruches von Kaschmir von 300 Rupien könne nicht verschwunden seyn. Bis Mazufferabad hätten seine Leute und er Rationen erhalten, er müsse also noch Geld haben, und ich vermöge nicht, mir zu erklären, was ihn zu einer solchen Lüge bewegen könne. Alles setzte sich nun ohne ferneren Widerspruch in Bewegung. Ueber die Konyar führt bei einem Fort, ebenfalls Fattihghur genannt, und mit einer starken Siekbesatzung versehen, eine Brücke; eine Räuberbande hat diese vor Kurzem abgebrannt, was gerade vor der Feste einem Europäer unglaublich scheinen wird; allein da es in ganz Asien nicht gebräuchlich ist, Schildwachen auszustellen, so konnte es ohne Mühe und Gefahr geschehen, obgleich in Fattihghur ein eigentlicher Brückenkopf ist. Ueber die Ueberreste der alten Brücke führt jetzt der Weg, natürlich nur für Fussgänger, und diese dürfen dem Schwindel nicht unterworfen seyn, um das jenseitige Ufer zu erreichen. Auf eine bedeutende Strecke muss man über einen halb abgebrannten Balken, dreissig Fuss über dem jetzigen Wasserstande erhoben, schreiten, unstreitig das halsbrecherischste Unternehmen der Welt. Für meine Pferde und Lastthiere ward mit vieler Mühe unweit Ghạri eine Fährte gefunden, wo das Wasser den Pferden nur bis zum Bauche reichte. In einer geschlossenen Kolonne bewegten wir uns vorwärts. Der Weg führte durch ein enges Thal an einem Bache hinauf, in welchem man nicht weit fort zu gehen hat, um zu merkwürdigen

natürlichen Höhlen zu kommen, die auf einer Anhöhe rechts vom Wege liegen. Ich bestieg sie trotz der Warnung, dass sie voll Räuber seien. Alle Arten von Steinen, wie mit Mörtel zu einer Masse verbunden, bilden Decke und Wände derselben, deren Grösste 40 bis 50 Menschen fassen könnte, und welche 20 Schuh hoch seyn mag.

Unter einzelnen Pinus longifolia, ungefähr ein Baum auf eine Meile, führt der Weg aufwärts. Auf dem linken Ufer der Konyar beginnt das frühere Lehen Harry Singh's Naloa, ehemaligen Statthalters von Kaschmir; Ranjiet Singh nahm ihm dieses Besitzthum zurück, um ihm ein weit besseres Lehen zu verleihen. Bei einem Dorfe Doga theilt sich der Weg: der Eine führt über Monsur nach Mangli, der Andere gerade dahin. Ich hatte vor, heute bis Mangli zu gehen, eine Distanz, welche nach meinen, in Mazufferabad eingezogenen Nachrichten 10 Koss betragen sollte; allein die Träger versicherten, wir würden erst am nächsten Morgen in Mangli ankommen, selbst wenn sie ohne auszuruhen fortgingen. Als ich unschlüssig war, was ich thun sollte, kam ein Reitersmann auf mich zu, welchem der Thanadar in Monsur den Auftrag gegeben hatte, mich zu erwarten, um mich dahin zu bringen. Alle Thanadare hatten nämlich von Ranjiet Singh den Auftrag erhalten, falls ich zu ihrer Provinz kommen würde, mich an der Gränze zu empfangen. Dies war die Folge meines Briefes an den Maha Raja, in welchem ich ihn benachrichtigt

hatte, ich würde den Weg über Mazufferabad nach Atok nehmen, um in das Panjab zurückzukehren. Der Reitersmann behauptete, schon drei Tage hier gewartet zu haben, und ferner, der Weg gerade nach Mangli sei so schlecht, dass ich ihn unmöglich mit meinen Zelten zurücklegen könnte. Ungern gab ich den Plan auf, heute nach Mangli zu kommen, allein der Reiter versicherte mich, über Monsur sei der kürzere und bessere Weg, und so musste ich nachgeben.

Es kam mir jetzt so unendlich viel auf einen Tag an, dass mich der Gedanke verstimmte, erst morgen nach Mangli zu kommen. Ich war der beschwerlichen Reise, der Entbehrung und Einsamkeit herzlich überdrüssig, und sehnte mich nach Ruhe. Allein wenn ich bedachte, dass mir eine Reise von **2000** Meilen bis Bombay bevorstehe, in einem Lande, wo jede Meile nur langsam, nur mühsam zurückgelegt werden konnte, dass ich dann erst eine Seereise zu beginnen habe, die **13,000** Meilen betrug, um England zu erreichen, da sank mir der Muth, je meine Heimath wieder zu sehen. Wenn ich mich manchmal erschöpft und krank, oder bis zum Tode ermüdet auf mein Lager warf, so schien es mir Thorheit, zu glauben, ich könne je wieder meine Freunde an die Brust drücken.

Von Doga an führt der Weg über mehrere Anhöhen. Er ist malerisch, die Fichtenwälder werden dichter, der Boden fruchtbarer, die Schluchten enthalten eine kräftige Pflanzenwelt; über die Felsen stürzen reine

Bäche in schönen Wasserfällen. An ihren Ufern fand ich manchen neuen Vogel, und während meine Karawane sich voran bewegte, blieb ich selbst mit Joala und Mohun zurück, um zu jagen, welches auf den schroffen Bergen äusserst beschwerlich war. Ich mochte meinen Leuten zwei Stunden Vorsprung gegeben haben, als ich folgte. Zwei Meilen von Doga führt der Weg auf einen hohen Punkt, von dem sich eine überraschende Aussicht auf das Vergund-Thal zeigt. Wir stiegen in dasselbe hinab. Allein hier in dem dichten Walde waren viele sich kreuzende Pfade. Um den Weg nicht zu verfehlen, hätte es eines guten Führers bedurft; keiner war jedoch zur Hand; wegen der Unsicherheit der Gegend war mein Gefolge in einer gedrängten Kolonne marschirt, und kein Nachzügler war zu erblicken. Wir verfolgten einen Weg in der Richtung, nach welcher wir bis jetzt gewandert waren; allein nach einer Meile erreichten wir eine Quelle, wo er endete; wir verfolgten nun einen Andern, und kamen an eine verlassene Hütte; von beiden mussten wir natürlich überzeugt seyn, dass er nicht der Rechte sei, und wieder umkehren. Ich befürchtete die Nacht hier zubringen zu müssen, denn der Abend rückte heran, es regnete dabei, und ich begann müde zu werden; unvorsichtiger Weise hatte ich mein Pferd von Doga vorausgesendet, weil ich meinen Aerger, Mangli heute nicht mehr zu erreichen, durch Ermüdung vertreiben wollte. Ich wusste wahrhaftig nicht, was ich beginnen sollte, um den rechten

Weg zu finden. Meine Leute und ich setzten uns ziemlich muthlos nieder, um neue Kräfte zu sammeln. Joala stand bald auf, um zu versuchen, ob er nicht einen Menschen in dieser Wildniss finden könnte. Ich sagte ihm, nicht zu weit zu gehen, sonst würde er nicht zurück finden. Ich wartete auf ihn eine halbe Stunde, allein er kam nicht wieder, und es war gewiss, er hatte sich verirrt. Ich feuerte daher meine Flinte ab, um ihm meinen Aufenthalt anzuzeigen, und wartete abermals einige Zeit auf ihn; allein vergebens. Nun konnte kein längeres Bleiben nützen, und ich schlug auf Gerathewohl mit Mohun den Pfad ein, von welchem ich als den Betretensten hoffen konnte, er würde nach Monsur führen. Nach einer halben Stunde trafen wir auf Joala, welcher so glücklich war, sich Auskunft über den Weg zu verschaffen, allein er hatte mich nicht wieder finden können. Wir waren nun bald aufdem rechten Wege.

Wir kamen nach einer kurzen Strecke zu einer Heerde Kameele; dies gab mir die erfreuliche Kunde, dass ich der Ebene Indiens nahe sei, und somit das beschwerliche und langsame Fortkommen im Gebirge bald zu Ende seyn würde; auch auf ein wärmeres Klima freute ich mich. Die Kameele, einige Hunderte an der Zahl, bildeten, besonders die ganz Jungen, einen grotesken Anblick, sie graseten an Acacienbäumen und Ziziphusdornen; sie waren in einer vollkommenen Wildniss, und vergebens suchte ich durch Rufen und Abfeuern der Gewehre einen Hüter in meine Nähe zu

bringen, es war keiner bei ihnen; vielleicht fürchtete er sich, und liess sich deshalb nicht sehen.

Die Ebene Vergund ist an der Südseite, wo sich der Weg befindet, voll tiefer, senkrecht abfallender Schluchten, an welche man immer höchst unerwartet kommt; sie sind in den fruchtbaren Boden durch die Wildbäche gebildet, und das Hinabsteigen zu den Strömen sowohl als das Hinaufsteigen auf die Ebene des Thales ist sehr beschwerlich. Manche bilden durch ihre Breite wie ein Thal im Thale, und müssen daher für Räuber ein vortrefflicher Aufenthaltsort seyn; einer Truppenabtheilung wird es kaum möglich seyn, sie wegen dieser Verstecke zu verfolgen. Wegen des für Träger so beschwerlichen Weges, hatte ich mein Gefolge bald eingeholt, und marschirte eine Zeit lang an dessen Spitze. Dass gerade hier so viele Räuber sind, beruht auf mehreren Ursachen. Die Vorzüglichste ist die, dass die ganze Bevölkerung von ihren Patanherrschern das Räuberhandwerk erlernt hat, und es nun auf Kosten ihrer Siek-Herren und ihrer Nachbarn ausübt. In dieser Hinsicht ist kein Dorf vor dem zunächst gelegenen sicher, und jedes ist mit einem dichten und breiten Zaun des dornigsten Ziziphus befestigt, durch welchen ein Eingang führt, welcher ebenfalls jeden Abend mit diesen Dornen belegt wird; sicher eines der besten Vertheidigungsmittel der Welt. In der Mitte befindet sich noch eine Citadelle, mit Erdmauern umgeben, welche die Kostbarkeiten aller Einwohner enthält.

Eine fernere Ursache der Unsicherheit dieser Gegend ist, dass sich die Aufrührer von Kabul und Lahor oft hierher flüchteten, und den kleinen Krieg fortsetzten, bis sich eine günstige Gelegenheit darbot, in die Ebene zurückzukehren. Selbst die Prätendenten um den Thron Dehli's zogen sich oft hierher zurück, wenn ihnen das Glück nicht günstig war, und begannen von diesen Gebirgen aus neue Operationen. Eine dritte Ursache ist die, dass der fanatische Seyud Achmed die mohamedanische Bevölkerung gegen ihre neuen Oberherren, die Siek, aufwiegelte, und obgleich er im Jahre 1831 in einem Gefechte gegen Scheher Singh fiel, dennoch bis jetzt kein Jahr vergangen ist, in welchem nicht ein oder der andere Fürst in diesen Gebirgen durch die Waffen zur Ruhe gebracht werden musste. Die beständigen Empörungen rechtfertigen die seit Kurzem eingeführte Massregel Ranjiet Singh's, von jedem der kleinen Könige in diesen Gebirgen ein Familienmitglied in Kaschmir als Geissel zurück zu behalten. Allein sind auch die Fürsten zur Ruhe gezwungen, so führen die Unterthanen nichts destoweniger den kleinen Krieg auf eigene Rechnung fort, sobald ihnen ein unbeschützter Reisender oder unvorsichtiger Nachbar dazu Gelegenheit darbiethet. Wenn ich gegen diese Dörfer anzog, so geschah es manchmal, dass die Bevölkerung zu den Waffen griff, in der Furcht, mein Gefolge könnte eine vermummte, feindlich gesinnte Truppenabtheilung seyn. Arm scheint das Land jedoch nicht zu seyn; ich war nicht wenig

erstaunt, zu erfahren, dass manches der vielen, über das Thal verbreiteten Dörfer dem Oberherrn jährlich 2 bis 3000 Rupien einträgt. Der Boden ist vortrefflich, und von zahlreichen Flüsschen bewässert; unter diesen ist die Särn ein bedeutender Fluss zu nennen, der alle Wasser dieser Gebirgsreihe aufnimmt, und der Atok zuführt, oder der Amb, wie sie hier heisst. Eine Meile von Monsur sind zwei jener langen Riesengräber, die in Afghanistan gewöhnlich seyn sollen, sie sind 15 Fuss lang und 9 Fuss breit. Es war fast dunkel, als ich sie erreichte, sonst hätte ich sie geöffnet. Mit der Nacht kam ich nach Monsur, wo ich Holz und Milch, die beiden Requisitionen, welche ich überall gegen Bezahlung ausschreibe, und auch hier durch den bei Doga getroffenen Reitersmann bestellt hatte, zu finden hoffte, allein ich irrte mich: es war nichts bereitet. Der kleine Regen, welcher den ganzen Tag über von Zeit zu Zeit herabgefallen war, und die Gebirge, die wir eben verlassen hatten, mit Schnee bedeckte, wurde stärker, auch das vorausgeschickte Zelt war nicht aufgeschlagen. Von dem endlosen Marsche, wovon ich die letzten Stunden so rasch gegangen war, als ich es vermochte, zum Umfallen ermüdet, durchnässt und erhitzt, fühlte ich bald durch den schneidenden Wind, der über den Schnee weggezogen war, eine furchtbare Kälte in mir, und ich zitterte an allen Gliedern. Der Boden war mit Wasser bedeckt, kein Feuer konnte in den nächsten Stunden aufgezündet werden, weil in dem elenden Dorfe

nicht ein Stück Holz befindlich war, und so lange dauerte es auch, bis die Zelte aufgeschlagen waren. Auf den Boden war es nicht möglich sich vor Nässe zu setzen, meine Effekten waren noch zurück, und ich stand daher fast drei Stunden in der dunklen Nacht an einen aufrecht stehenden Stein gelehnt, ohne Schutz vor Regen und Wind, ohne Mantel, in keiner erfreulichen Stimmung. Der Schah war um nichts besser daran, als ich, im Gegentheile war sein Gefolge vollkommen entmuthigt; ich lud ihn ein, sobald mein Zelt aufgestellt wäre, daselbst Platz zu nehmen. Endlich kam Alles in Ordnung, der Regen hörte auf, ein knisterndes Feuer trocknete und erwärmte mich, und das reinliche Zelt, mit ein paar Kerzen erleuchtet, schien mir ein Palast, in welchem ich mich, als ich meine Kleider gewechselt hatte, recht behaglich fühlte.

Samstag den 19. Dezember. Wir befanden uns in Monsur, nahe an der Gränze von Ranjiet Singh's Besitz. Amb, eine Festung im Westen, fünf Meilen von hier, ist der Anfang der Besitzungen Peinda Khan's, dessen regelmässig organisirtes Raubgesindel seinen Weg oft hierher findet. Banden von 300 mit Stöcken bewaffneter Bauern fallen nicht selten ein Dorf an, und es ist Ranjiet Singh bis jetzt noch nicht gelungen, auch nur auf Monate diese Gegenden ruhig zu erhalten. Ich fürchte sehr, dass Henderson auf seinem Wege in die Hände dieser Gesellen falle, die selten tödten, allein stets den Angefallenen rein ausplündern. Hinsichtlich dieser Raub-

züge war es mir lieb, dass ich so spät in Monsur ankam, und frühe wieder aufzubrechen gedachte, damit Peinda-Khan keine Nachricht von meiner Ankunft erhalten konnte, welche ihn wohl zu einem Ueberfalle verlockt haben würde.

Das Thal Vergund, welches man von dem elenden Dorfe Monsur nicht sehen kann, ist nach jenem Kaschmir's sicher das Grösste im Himaleya, nördlich und westlich der Sutlej; die Berge, die es umgeben, sind nieder und mit dichten Waldungen bewachsen, es gehört schon dem Thale der Atok (Indus) an. Die Anhöhe, bei deren Herabsteigen ich mich verirrt hatte, bildet die Wasserscheide zwischen der Jilum und der Atok.

Vigne hatte sich im Herabsteigen von dem Dub-Passe am vorgestrigen Tage den Fuss verrenkt. Das Reiten war ihm deswegen beschwerlich, und ich trat ihm daher meinen Jampan am gestrigen und heutigen Tage ab; wahrscheinlich wird es auch die nächste ganze Woche geschehen, da ein solches Uebel nur langsam vorübergeht. Heute war es mir unangenehm, denn ich fühlte mich ganz erschöpft. In der Seitentasche des Jampan's steckte immer mein Kukery, eine der furchtbarsten Waffen, die ich kenne; sie ist den Gurkha eigenthümlich. Da so viel von Räubern die Rede war, wollte ich mich,



sollten sie uns anfallen, nicht lebend fangen lassen, und liess mir daher meine Waffe Mohun nachtragen.

Wir brachen um 8 Uhr auf. In der Nacht war der Thanadar von Kot, mit einem zahlreichen Gefolge, mich zu begrüssen gekommen, dessen Distrikt ich in zwei Tagen erreichen sollte. Unweit des Dorfes Monsur liegt die Festung gleichen Namens, ein elendes Nest mit Erdmauern umgeben. Der Weg führt eine Meile entfernt daran vorbei. Als wir mit dem Thore auf gleicher Linie angekommen waren, öffneten sich dessen Flügel, und der Thanadar kam mit einem stattlichen Zuge mir mit der, allen Siek eigenthümlichen Eitelkeit zugesprengt; er wartete nämlich den Augenblick ab, bis sein Geschwader von dem Wege aus am Besten gesehen werden konnte, die Thore des Fort's öffneten sich nun, im gestreckten Galopp verliess es die Truppe, und war in Kurzem bei mir, wo der Anführer vom Pferde sprang, mich zu begrüssen. Mein Gefolge war nun eben so zahlreich als malerisch. Ausser dem Thanadar Monsur's war jener von Kot in meiner Begleitung: manche Reiter hatten 15 Fuss lange Spiesse, Einige trugen die indische Kleidung mit den grellsten Farben und goldenen Waffen, Andere Panzerhemden; Alle ritten muntere und hübsche Pferde, die sie auf das Zierlichste tanzen liessen. Mein Ghunt, auf welchem ich in schwarzen Kleidern in der Mitte dieser glänzenden Masse ritt, nahm sich im Vergleiche mit seinen Nachbarn wohl nicht besser aus, als sein Herr im Ver-

gleiche mit den glänzenden Reitern. Mein Ghunt war klein und unansehnlich, und ging seinen gedehnten Schritt bedächtig fort, ohne sich um die muntern Kameraden zu kümmern, die freudig um ihn her tanzten. Ich bemerkte, wie mancher der eitlen Siek, die mich begleiteten, mit sonderbaren Blicken auf die groteske Gestalt meines sichern Gefährten herabsah, allein ehe der Tag zu Ende war, lernten sie seine Eigenschaften kennen; denn der Weg führte nach der ersten Hälfte durch Schluchten, welche der gestrige Regen höchst gefährlich gemacht hatte. Mein Ghunt stieg mit mir ohne zu stutzen den steilen und schlüpfrigen Weg hinab und hinauf, während meine Begleiter absteigen mussten, und manches ihrer Pferde in die Tiefe hinab fiel: auch die glänzenden Kleider von manchem eitlen Herrn sahen wenig reizend nach dem Marsche aus.

Die Gegend ist mit einzelnen Gebirgen sonderbar durchzogen, und das, was in der Entfernung eine Ebene scheint, ist in der Nähe eine Reihenfolge von Schluchten, die plötzlich mit einer Tiefe von 100 Fuss beginnen, und sich dann bis zu einem Flüsschen fortziehen. Diese Schluchten müssen durch heftige Ueberschwemmungen der Ebene entstanden seyn, denn sie beginnen in einem Halbkreise, ohne Wasser zu enthalten. Der Weg umgeht viele dieser Schluchten, allein bei mancher muss man hinab und wieder hinauf. Wasser kommt überall in grosser Menge aus den Felsen.

Die Hungersnoth, welche Kaschmir verheerte,

hat sich nur bis Ghäri erstreckt; zu bemerken ist, dass auch die Cholera sich hier nicht verbreitete, und dass alle jene Kaschmirer, welche sich bis in diese Gegend fortgeschleppt hatten, hier ihr Grab fanden.

Die Gebirge, die bis jetzt mit einzelnen Pinus longifolia bedeckt waren, werden nun vollkommen kahl, und erinnerten mich, mit der grauen Ebene zwischen ihnen, an das Innere Syriens; nur dass hier die einzelnen grünen Stellen fehlen, welche sich dort um die Quellen befinden; ein grauer Kalkstein in seinen starren Formen bildet hier das Gebirge.

Auf dem halben Wege des heutigen Marsches kamen wir zu einem budhistischen Grabmahle, von den Eingebornen Bhud genannt, eine Dhagoba, die Erste, welche ich in dieser Richtung sah. Vigne stieg aus seinem Jampan, um sie zu zeichnen, weil ich ihn darum gebeten hatte. Ich selbst war ebenfalls abgestiegen, um sie zu untersuchen. Vigne hatte einen tollen Patanen, Namens Osman Bey, mit sich; als sein Herr zeichnete, stand jener in seiner Nähe, und die Siek, welche ebenfalls nach und nach absassen, umgaben ihn, um zu sehen, was der Fremde mit diesem öden Gemäuer vornehme. Einige kamen sehr nahe, und der Thanadar von Monsur befühlte das Blatt Papier, auf welchem Vigne zeichnete; ein Anderer fasste selbst seine langen Haare an, und zog etwas daran. Osman Bey sagte: wenn ihr Lebensart hättet, so würdet ihr nicht so unverschämt seyn. Der Thanadar sprang mit einem wüthen-

den Ausdrucke zurück, und rief: Sur! die ärgste Beleidigung für einen Mohamedaner. Der Patane wurde feuerroth aus Zorn und schrie: Nieder mit Euch ungläubigen Hunde! und riess sein Schwert aus der Scheide. Der Thanadar und dessen Gefolge, welches aus mehr als fünfzig Reitern bestand, rannten zu ihren Pferden, und als sie diese im Nu bestiegen hatten, rüstete sich Jeder zum Kampfe, bald mit dem Säbel, bald mit dem Luntengewehre, bald mit dem Speere. Es war für mich ein angstvoller Augenblick. Ich stand eben weit rückwärts der Reitergruppe, hörte das furchtbare Geschrei, und erwartete jeden Augenblick einige Schüsse fallen zu hören, welche Vigne und Osman Bey gelten mussten, ohne Hilfe bringen zu können oder die Gefahr zu theilen. Nach kurzer Zeit theilte sich jedoch der Haufe in zwei Theile, sprengte rechts und links an den beiden Stehenden vorbei, und in der Richtung nach der Festung Monsur zurück. Nach einigen Minuten kehrte jedoch der ganze Haufe mit dem Thanadar an der Spitze um, und kam gerade auf mich zu. Auf wenige Schritte von mir hielt er an, der Thanadar stieg ab, schritt auf mich zu, und machte mir einen tiefen Salam. Ich erwartete, dass er etwas sagen würde, allein er richtete sich empor, bestieg sein Pferd auf's Neue, und sprengte nun sammt seinem Trosse auf der Ebene fort, wahrscheinlich hatte er beweisen wollen, dass er trotz des Streites Lebensart besitze.

In dem bedeutenden Orte Amrispur kam zuerst

die Sitte des Panjab, sich zu baden, vor. Nur wenige Hindu sind jedoch in den Dörfern zerstreut. Die zersprungene Haut meines Gesichtes und meiner Hände wurde erst nun durch eine neue und glatte ersetzt. Noch immer konnte ich mich jedoch nicht erwärmen, und die Entbehrung von Wein und Branntwein war deswegen für mich gerade jetzt höchst empfindlich.

In Nauschära war unser heutiges Nachtlager. Meine Zelte waren, als ich ankam, schon aufgestellt; allein auf einem schlechten Platze, einem Acker, der wie die Hand geebnet war. Ich bemerkte dies meinen Kalassi, und gebot ihnen, künftig mehr auf die Wahl eines Platzes Rücksicht zu nehmen. Da jedoch der Abend hell war, und kein Regen zu befürchten schien, in welchem Falle ich auf dieser Stelle mein Zelt wie in einem Sumpfe stehen gehabt haben würde, so wollte ich meinen müden Leuten die Mühe ersparen, es abzubrechen, und an einem andern Platze wieder aufzuschlagen. Ein Zelt sollte immer auf eine Erhöhung, oder wo dies nicht möglich ist, an einem Abhange aufgestellt werden, damit das Wasser im Falle eines Regens nicht in das Innere des Zeltes dringen kann.

Sonntag den 20. Dezember. Ich hatte mit thörichter Zuversicht den Tag berechnet, wann ich in Atok, und wann in Lahor eintreffen würde: durch mehr als zwei Monate günstigen Wetters für mein Weiter-

kommen verwöhnt, schien mir ein Landregen nicht in die Zahl der Möglichkeiten zu gehören; allein ich irrte mich, in der Nacht fiel der Regen anfangs in einzelnen Tropfen, und dann in Strömen herab. Hätte mich auch das Rauschen des Regens auf dem Dache des Zeltes nicht erweckt, so hätte es das Getöse meiner Leute gethan: das Wasser verscheuchte sie von Stelle zu Stelle, und trieb sie zuletzt in den äussern Gang meines Zeltes; doch auch dorthin drang das Wasser. Der Regen hörte gegen Morgen wieder auf. Als ich wie gewöhnlich vor Tage aufstand, trat ich vom Bette in das Wasser, welches unter dem Teppiche meines Zeltes war, und aus diesem getreten, bemerkte ich, dass ein dichter Nebel die Gegend bedeckte. An die Fortsetzung der Reise war nicht zu denken, und es schien wenig Hoffnung sogar für die folgenden Tage zu seyn; denn sind die Zelte recht durchnässt, so ist ihre Schwere zu bedeutend, um sie von der Stelle zu bringen, und es dauert lange, ehe sie trocknen. In welcher traurigen Lage sich ein in Indien mit Zelten Reisender befinde, wenn ihn ein heftiger Regen überfällt, kann nur der begreifen, der es erfahren hat, und geschieht dies, wie bei mir, nach langer Trockenheit, so steigt die Summe der Unannehmlichkeiten zu solch einer Grösse, dass man es ein vollkommenes Elend nennen kann. Die indischen Diener berechnen nie eine unangenehme Möglichkeit für ihren Herrn, sie denken sich, die Elemente müssten die Wünsche des Sahib

eben so zu erfüllen trachten, wie sie selbst. Daher liegen alle Effekten stets im Freien, und das Zelt, unter welches sie jede Nacht gebracht werden sollten, bleibt in seinen Säcken eingepackt, ja sogar das Rauti, das grosse Zelt für die Dienerschaft selbst, wird gewöhnlich nicht aufgeschlagen, und sie ziehen es vor, in ihre Tücher und Decken eingeschlagen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Beginnt nun der Regen, so ist es schwer, die Leute auch nur dahin zu bringen, sich zu bewegen. Mangel an Energie ist der grosse Fehler des Indiers, und die Tugend der Geduld wird in einem solchen Falle bei ihnen zum Laster: sie bleiben, wenn man sie nicht antreibt, im Regen sitzen, in der Hoffnung, dass es bald aufhöre. Allein wenn sie nun wirklich, um ihre Unvorsichtigkeit wieder gut zu machen, die Zelte aufzuschlagen wünschen, so sind diese nur mit der äussersten Mühe aus den durch die Nässe eingeschrumpften Säcken zu bringen, und es ist oft unmöglich, das an einander klebende Zeug zu entfalten, ohne es zu zerreissen. Eine andere Unannehmlichkeit ist die, dass ein Zelt im Regen eine andere Spannung bedarf, als bei schönem Wetter, um das Tropfen im Innern zu verhüten. Was jedoch meine Lage besonders peinlich machte, war, dass der Platz, auf welchem sich mein Lager befand, wie erwähnt, ein sehr übel gewählter war, denn es war auf einem ebenen Felde aufgeschlagen. Die Unannehmlichkeiten begannen damit, dass der Regen durch die vierfache Decke drang, weil das

Dach für das schöne Wetter berechnet, nicht stark genug gespannt war, und daher Vertiefungen bildete, in welchen das Wasser sich sammelte und durchtropfte. Meine Kalassi spannten zwar die Seile, und dadurch das Dach, und trieben die Keile, mit welchen es befestigt wird, tief in den Boden, allein dieser war so durchweicht, dass sie nicht festhielten, und wir besorgten bald, dass das Zelt umfalle. Das Uebelste trat später ein, nämlich dass sich das Feld in einen vollkommenen Teich verwandelte. In dem Zelte selbst stand das Wasser, und der Teppich auf dem Boden war damit bedeckt; es gab kein anderes Mittel, als Abzugsgräben rings um das Zelt zu ziehen. Gerne hätte ich mein Lager abgebrochen, und auf eine andere Stelle gebracht, allein davon war keine Rede: wegen der Schwere ist es unmöglich, ein grosses Zelt, wenn es durchnässt ist, von der Stelle zu bringen. Ich ertrug die Unannehmlichkeit mit indischer Geduld, und nachdem ich einmal eingesehen hatte, dass ich vollkommen durchnässt seyn müsse, und es wirklich auch war, so betrübte mich nichts mehr, als der verlorne Tag. Wenn übrigens eine Unannehmlichkeit leichter zu ertragen ist, wenn man Andere sieht, die noch übler daran sind, so hatte ich diesen Trost. Denn in meinem grossen Zelte war ich um Vieles besser daran, als Vigne in seinem Kleinen. Schon um 10 Uhr Morgens war es unmöglich, darin zu bleiben; seine Leute waren nicht eben von der besten Gattung, er konnte daher keine Art von

Verbesserungen für seine Lage treffen: sein Zelt wurde nicht fester gespannt, kein Abzugsgraben verhinderte das Eindringen des Wassers, so dass er im eigenthümlichen Sinne des Wortes übler in seinem Zelte daran war, als im Freien. Ich hörte von seiner Lage, und verfügte mich trotz des Regens zu ihm. Ich fand ihn im Bette liegen, allein man hätte es passender ein Bad nennen können. Ich lud ihn zu mir ein, welches er annahm, und er verfügte sich nebst allen seinen Effekten zu mir.

Der Schah hatte fast dreissig Personen mit sich, und ein Zelt, in welchem kaum zehn Menschen bequem sitzen konnten. Trotz des engen Raumes hatte er sein ganzes Gefolge um sich versammelt, welches nebst ihm selbst im Wasser sass, als plötzlich ein Windstoss das Zelt umwarf. Niemand war dadurch beschädigt, allein die Sache war für Alle höchst unangenehm, und trotz meines guten Herzens und Mitleidens konnte ich mich des Lächelns nicht enthalten, als ich die ernsten Mohamedaner unter der nassen Decke hervorkriechen sah. Der Schah kam nun auch zu mir, bis Alles bei ihm wieder in Ordnung war.

Am Nachmittage heiterte sich der Himmel etwas aus, allein der Regen dauerte fort; wir konnten nun die Berge erblicken, an welchen Nauschära (Neustadt) gegen Osten angelehnt ist: sie waren mit Schnee bedeckt. Nauschära hat vor sich eine Ebene, welche mässige Anhöhen nach allen Seiten umgeben. Die

Ebene wird von einigen Bächen durchzogen, sie ist vollkommen baumlos und ohne Anbau, jetzt war das Ganze ein Sumpf; man versicherte mich, dass vor mehreren Tagen keine Möglichkeit sei, durch diesen zu kommen, und da mein Weg durch sie führte, so war diese Nachricht nicht eben geeignet, mich aufzuheitern: Ich tröstete mich jedoch mit der Hoffnung, dass dies eine indische Uebertreibung sei, und liess am Abende den Thanadar aus dem bei Nauschära gelegenen Fort kommen, um ihn darüber zu befragen; er versicherte mich, dass Reisende um diese Jahreszeit nach einem Regen oft 14 Tage hier verweilen mussten, ehe der Sumpf zu passiren sei. Er trug mir eine Wohnung in dem Fort an, allein ich schlug es, nicht einmal auf eine höfliche Weise, aus, denn ich war durch die von ihm erhaltene Auskunft sehr ärgerlich gestimmt.

Mit der Nacht regnete es mehr als je: es war ein vollkommener Platzregen. Um 11 Uhr fiel das Zelt meiner Leute zusammen, sie kamen, sich Alle in den äussern Theil des Meinigen zu flüchten.

Montag den 21. Dezember. Das Wetter war am heutigen Morgen besser, als ich es hoffen konnte. Zwar hatte der Regen noch nicht aufgehört, allein es waren nur mehr einzelne Schauer; um 9 Uhr klärte sich der Himmel etwas auf, die Zelte waren jedoch so durchweicht, dass an das Abbrechen derselben nicht zu denken war. Am Mittag kam die Sonne zum Vorscheine, und mit ihr befahl ich aufzubrechen;

ich war ängstlich, aus der bösen Lage, in der ich mich befand, zu kommen, denn es schien mir, dass diese Gegend am Abfalle des Gebirges gegen die Ebene, häufigem Regen ausgesetzt seyn müsse, und ein paar Tage, wie der Gestrige, mussten wegen des sumpfigen Bodens das Weiterkommen auf lange unmöglich machen.

Meine Leute wussten, dass ich durch nichts von einem gefassten Entschlusse abzubringen war, so ausserordentlich ihnen daher auch mein Befehl schien, heute Nauschära zu verlassen, so war mir dennoch nicht schwer, sie in Bewegung zu bringen; schwerer hielt es mit den Trägern. Auch dem Schah gelang es, obgleich mit grosser Mühe, seine Leute zur Arbeit zu bewegen. Vigne war zu gut und nachsichtig mit seinen Dienern, die gerade das thaten, was ihnen beliebte, und er konnte sie nicht von der Stelle bringen. Er selbst folgte mir nur mit einem Träger, welcher sein Bett trug, in der Hoffnung, seine Dienerschaft werde ihm folgen. Salat, welches ich zum Nachtlager bestimmte, ist drei Koss von Nauschära, welche nicht über 4 Meilen betragen; allein der Weg führt 1½ Meilen durch das sumpfige Thal, in dem das Weiterkommen höchst schwierig war. Dann steigt der Weg fortwährend, bis man von der Ebene plötzlich an den steilen Abfall kommt, an welchem Salat liegt. Es war eben Nacht, als wir es erreichten, und ein Lagerplatz war nicht leicht gefunden; Salat liegt, wie erwähnt, auf einer steinigen Anhöhe, von welcher eine steile Schlucht

zu einem Flüsschen führt. Ich durchsuchte lange vergebens die Gegend, um einen ebenen Platz für die Zelte zu finden, dann besah ich den Ort, ob mir nicht ein bewohnbares Haus Unterkunft für eine Nacht geben könnte, allein ich fand keines, und ich musste mich zuletzt, als es schon vollkommen Nacht geworden war, auf der andern Seite des Flüsschens auf einer Anhöhe, in einer beträchtlichen Entfernung von Salat lagern. Es ereignete sich hier, dass ich Mirza einen derben Verweis geben musste. Mein Siek-Lieutenant meldete mir nämlich, dass in der Moskeh des Ortes eine reinliche Unterkunft für mich wäre. Da der Lieutenant ein Siek von Religion war, so fragte ich ihn, ob es im Panjab gebräulich sei, dass Reisende einer andern Religion, als der mohamedanischen, in einer Moskeh übernachteten. Er behauptete, dass die Siek es immer thäten, befände sich kein Dharmsalla in dem Orte. Ich war eben im Begriffe, das Anerbiethen auszuschlagen, als Mirza, der ein Mohamedaner war, vortrat und sagte, er würde es nicht gestatten, dass die Moskeh entweiht würde. Ich wies ihn zur Ruhe, und sagte ihm, dass er dies halten könne, wie er wolle, er befinde sich in meinem Gefolge, um mir meine Reise bequemer zu machen, und nicht um Schwierigkeiten hervorzurufen, welche ohne ihn nicht entstanden wären; ich könne ihm durchaus nicht verwehren, sein Gewissen als ein guter Muselman rein zu erhalten, allein er müsse dann aufhören, mein Diener zu seyn. Er sah dies selbst ein,

und um seinen, durch, am unrechten Orte bewiesenen Religionseifer begangenen Fehler wieder gut zu machen, packte er nun selbst mein Bett auf, um es in die Moskeh zu tragen. Allein ich sagte ihm nun, er möge es nur ruhig stehen lassen, ich sei mit meinem Zelte zufrieden. Mr. Vigne's Leute kamen nicht, selbst der Träger mit seinem Bette blieb zurück, und ich bereitete ihm daher mit ziemlicher Mühe eine gute Lagerstelle. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, dass selbst die besten Kasten nicht durch Berührung ihrer Kleidungsstücke von der niedersten Kaste verunreinigt werden, denn meine Leute gaben ihre besten Decken und Schahle für das Bett meines Gastes her, ohne etwas Besonderes dabei zu finden, dass sie es thaten. Der Himmel hatte sich unterdessen aufgeklärt, allein ein eiskalter Wind erstarrte alle Glieder.

Dinstag den 22. Dezember. Ich fand Salat 1200 Fuss höher als Mazufferabad. Therm. Morgens 45°. Der Morgen war kalt, doch klar. In der baumlosen Gegend, in der wir die letzten beiden Tage wanderten, befinden sich immer auf eine bedeutende Entfernung von den Dörfern, grosse Haine, die sich von Weitem besonders anmuthig ausnehmen: sie bestehen meistens aus Olivenbäumen, die für das Symbol des Friedens hier recht zweckmässig angebracht sind, denn sie schmücken Gräber; in den Hainen befinden sich die Kirchhöfe der nächsten Dörfer. Manche derselben sind besonders berühmt wegen des Grabes eines

Piers, und alsdann bringen die Hinterlassenen ihre Verstorbenen oft von einer grossen Entfernung dahin, um sie in der Nähe des heiligen Mannes zu begraben. Ein solcher Platz war unweit Salat, und an diesem Haine fanden wir für eine Nacht Ruhe, wie schon so mancher Bewohner daselbst die Ewige gefunden hatte. Wie alle mohamedanischen Beerdigungsplätze sind auch diese hier geschmückt, und mit der Nacht hatte mancher Zurückgelassene mit einer brennenden Lampe das Grab seiner Geliebten geschmückt.

Ich war frühe am Morgen aufgestanden, und bestieg die nächsten Höhen, mich zu orientiren; es schien mir, ich müsse nahe an der indischen Ebene seyn; ich sehnte mich darnach, sie wieder zu sehen, allein nur Berge, endlos über einander aufsteigend, konnte ich erblicken. In mein Lager zurückgekommen, trieb ich zum Aufbruche, ich wünschte die verlornen Tage durch einen starken Marsch einzubringen. Durch einen Engpass, von sonderbar zerstreuten Anhöhen umgeben, in dem Bette eines Flüsschens, führt der Weg nach einem weiten Thale, in welchem der Dor-Fluss, oder besser sein steiniges Bett, eine halbe Meile in der Breite einnimmt. Der Ueberrest des Thales ist durch Schluchten sonderbar zerrissen, welche Regengüsse in den tiefen Boden eingruben, so dass sich die Dörfer meistens an den Anhöhen befinden, welche das Thal gegen Nordwesten wie eine Mauer umgeben. Es sieht aus, als ob einst ein mächtiger Fluss das ganze Thal ausgefüllt habe.

und jene senkrechten Anhöhen seien seine steilen Ufer gewesen; wie jedoch immer der Fluss jetzt anschwillt, so kann er kaum den Fuss der Anhöhen erreichen. Wasserleitungen führen die Arme des Dor ziemlich hoch hinauf; keine Gegend der Welt ist übrigens besser mit Wasser versehen, als das Thal, oder wie er hier heisst, der Dumtaur-Distrikt. Dieser Ort, welchen ich nur aus der Ferne sah, liegt 5 bis 6 Koss von Nauschära, und der Weg nach Hussein Abdal, welches meine nächste Bestimmung ist, führt eben so wohl über Dumtaur, als Salat. Der Letztere, welchen ich wählte, ist jedoch der Kürzere. Dumtaur ist in manchen Karten und Werken zu einer grossen Stadt erhoben worden, welche einer Provinz oder gar einem Königreiche den Namen gab, allein es ist dies keineswegs der Fall: es ist ein elender Ort. Manches unbedeutende Fort ist wegen der nahen Gränze zur Vertheidigung der Dörfer erbaut. Mit dem Dor-Thal kommt man vollkommen in die Pflanzenwelt von Nord-Hindostan. Justicia und Dodonaea nebst einigen Gattungen Mimosa bilden das niedere Jungel, in der Ebene stehen einzelne Bombax heptaphylla, die jedoch durch ihren krüppelhaften Bau kaum derselben, sonst so majestätischen Baumgattung anzugehören scheinen, welche den Reisenden in Ceylon erstaunen; auch Asclepias gigantea und Caesalpinia Sapan kommt vor. Unweit des Ortes Salike Serai beginnt ein ausgedehnter Anbau von einem eigenthümlichen Ingwer, welcher kaum die Grösse eines

Taubeneies erreicht, und von hier über Thibet nach China ausgeführt wird. Ganz herrliches Zuckerrohr wird ebenfalls in dem Thale der Dor und in so grosser Menge gebaut, dass die Pferde, wie im Panjab, damit gefüttert werden. Es wird jetzt eben gepresst, und die Häuptlinge der Dörfer kommen dem Reisenden mit einem Geschenke von Kandelzucker entgegen. Auf einzelnen Punkten erheben sich noch majestätische Platanen. Der Uebergang von der nördlichen Vegetation zu einer Südlichen, so reizend in den meisten Ländern, ist hier völlig schmucklos.

Salike Serai, unser Nachtlager, ist 12 Koss von Salat entfernt, welche nicht mehr als 18 Meilen betragen. Salike Serai ist ein volkreicher Ort, in welchem meine Indier die Freude eines grossen, regelmässigen Bazaars hatten. Vor dem Orte befindet sich ein auffallendes Gebäude, welches einem Fackhier gehört; gegenüber desselben am rechten Ufer der Dor steht ein Hindu Devi.

Mittwoch den 23. Dezember. Wir hatten heute nur 6 Koss nach Kot zurückzulegen, und ich brach daher erst um 9 Uhr auf. Die vor 12 Jahren entstandene Festung Kischenghur, regelmässig, obgleich nur von Erde erbaut, befindet sich 2 Meilen von Salike Serai, am linken Ufer der Dor. Der Ort Kischenghur ist eine halbe Meile davon und die Residenz Harry Singh's Naloa, eines der vorzüglichsten Generale Ranjiet Singh's und ehemals Gouverneurs von Kaschmir. Kischenghur, diesen herrlichen Besitz, erhielt er von seinem

Könige zum Lehen. Harry Singh ist eben abwesend. Er hatte jedoch seinem Dewan befohlen, mir auf drei Tagreisen entgegen zu ziehen, um mich zu bewillkommnen, und mir Alles, was er sein nennt, anzutragen; dies war geschehen und der Minister, welcher mir bis Monsur entgegen gekommen war, drang in mich, ein paar Tage in Kischenghur zu verweilen, um mich auszuruhen; ich lehnte es natürlich ab.

Als ich vor dem Fort angekommen war, öffneten sich die Thore, und ein Knabe kam durch sie gerade auf mich zugesprengt, von einem zahlreichen Gefolge begleitet. Er brachte mir ein Nazzur von 101 Rupien und lud mich ebenfalls ein, einige Tage in Kischenghur zu verweilen. Ich berührte das Geld mit der Hand auf die hergebrachte Weise, und gab es dann zurück. Auch seinen Antrag lehnte ich ab. Ich fragte nach seinem Namen und erfuhr, dass er Tschatar Singh heisse, und der Sohn Harry Singh's Naloa sei. Er mochte 10 Jahre alt seyn: seine Züge waren geistreich und edel. Er war in Goldstoff gekleidet; sein Paggeri (Turban) schmückte ein Kalga (schwarzer Reiherbusch), und seine mit Gold eingelegten Waffen, für seine Grösse berechnet, hingen an seiner Seite. Er ritt ein grosses, weisses Pferd, das er höchst anmuthig vor mir curbetiren liess; Zaum und Sattel waren mit emaillirtem Golde verziert, und die Schabracke von Paschmina (Kaschmir-Schal-Zeug) mit Goldfransen eingefasst.

Als ich das dargebotene Geld nicht annahm,

bemerkte ich, dass ihn die Verweigerung des Geschenkes ärgerlich stimmte; doch entschlüpfte ihm keine Bemerkung darüber. Als er jedoch nach einiger Zeit Unterredung mir nochmals den Beutel hinhielt, und ich ihn abermals ausschlug, so begehrte er, schnell Urlaub zu nehmen (Rockschut), und bemerkte im Wegreiten: „der Sahib nimmt die Gabe von mir nicht an, weil ich ein kleiner Knabe bin, wäre ich ein Mann, so würde er es nicht wagen." Es that mir leid, ihn betrübt zu haben, und ich sandte ihm meinen Munschi nach, ihm zu erklären, dass ich nirgends Geld angenommen habe.

Harypur, eine halbe Meile von der Festung Kischenghur, ist mit einem, an vielen Stellen eingefallenen Erdwalle umgeben; von Aussen scheint es ein unbedeutender Ort zu seyn, es enthält jedoch einen gut versehenen Bazaar und eine grosse, eng zusammengedrängte Bevölkerung. Es war dies der reichste Ort, seitdem ich die Staaten Ranjiet Singh's bereise: es war ein reges Leben in den Strassen und den Buden, die mit allem Möglichen prangten, was das Herz eines Indiers erfreut. Mit jedem Schritte ward die Zahl meiner folgenden Diener geringer. Der Eine setzte sich in eine Bude, die ihm von einer Schönen dargereichte Pfeife zu rauchen, ein Anderer kaufte Spezereien für sein Mittagmahl, ein Dritter füllte sich sein Tuch mit Zuckerwerk, in Schmalz gebacken, ein Vierter hörte der lärmenden Musik vor dem Hindu-Tempel zu, und ein Fünfter begann ein trautes Gekose mit einer Kantschani (Tänzerin). Ich ritt langsam durch

die grosse Strasse, als sich jedoch diese theilte, und ich nicht wusste, welchen Weg ich wählen sollte, sah ich mich um, einen meiner Leute um Auskunft zu fragen. Ich fand jedoch, dass ich ohne einen Einzigen meines Gefolges war; desto grösser war die Zahl der Eingebornen, die mir neugierig nachgelaufen waren. Da ich den Namen des Ortes, wo wir über Nacht bleiben sollten, vergessen hatte, so blieb mir nichts Anderes übrig, als geduldig zu warten, bis einer meiner Leute kommen würde. Ich stieg daher bei einer Quelle ab, setzte mich auf die steinerne Einfassung derselben, und hielt mein Pferd am Zügel. Nach einer Stunde kamen alle meine Leute nach, und ich gab ihnen keinen Verweis, mich allein gelassen zu haben, denn ich erinnerte mich der harten Tage, welche sie mit mir getheilt hatten, ohne zu murren, und ich gönnte ihnen die kurze Freude.

Man verlässt hier die Dor, die sich durch das Hochgebirge schlängelt, und in die 7 Koss von Harypur entfernte Atok fällt. Drei verschiedene Wege führen von hier nach der Stadt Atok: zwei davon sind kürzer, als der über Hussein Abdall, allein sie führen über Gebirge, und der mich begleitende Dewan Harry Singh's behauptete, es sei dort unmöglich, Lebensmittel für mein zahlreiches Gefolge zu bekommen. Ich wählte daher sehr ungern den längeren Weg über Kot und Hussein Abdall. Von Harypur führt der Weg unmerklich aufwärts durch tiefe Schluchten, in denen sich der Hurro-Fluss bildet. Dieser ist jedoch jetzt, bis zu meinem Nachtlager bei Kot, ganz trocken.

Mein Lager befand sich eine Viertelstunde Wegs von der Stadt, unter den Mauern eines kleinen Fort, welches sich an die Hurro anlehnt; an dasselbe stösst eine Moskeh, um welche majestätische Bäume stehen. Unter diesen liess ich mein Zelt aufschlagen. Das Bett der Hurro war auch hier nur an manchen tiefliegenden Stellen mit Wasser versehen. Ich bestieg bei meinem gewöhnlichen Spaziergang die am gegenüberliegenden Ufer befindlichen Anhöhen, in denen sich sonderbare Höhlen befinden, als hätten Troglodithen sich hier niederlassen wollen.

Am Nachmittage kam ein Abgesandter Ranjiet Singh's, Namens Khan Singh. Er brachte mir einen höchst freundlichen Brief seines Herrn, in dem weder Sonne noch Mond gespart waren, um seine Freundschaft für mich zu erleuchten, und in welchem es Komplimente regnete. Er empfahl mir Khan Singh, dessen wichtigen Diensten um seine Person er sich entbreche, um mich besser versorgt zu wissen; Alles, was ich wünsche, hätte er den Auftrag, zu erfüllen.

Ich beantwortete Ranjiet Singh's Brief auf der Stelle; ich dankte ihm für die Beweise seiner Güte: diese, wisse ich, sei mir geworden, wegen der grossen Freundschaft, welche zwischen dem Maha Raja und der Kompagnie bestehe; denn als Freund des Freundes werde ich von ihm mit dieser Aufmerksamkeit behandelt.

Donnerstag den 24. Dezember. Mein Weg führte mich durch Kot. Hier erblickte ich ein schönes Haus, bei Weitem das am Besten gebaute des Ortes;

auf meine Frage, wem es gehöre, erhielt ich zur Antwort, dass der Eigenthümer der Fackhier, der Arme des Ortes, sei. Ich begegnete bald darauf diesem Herrn selbst, welcher in Seide gekleidet, sich in einem Palankin tragen liess. Ich glaubte nun, dass ich falsch gehört habe, und fragte ihn selbst, wer er sei; erhielt jedoch von ihm die Antwort, er sei der Fackhier von Kot. Ich war nun gewiss, dass ich die wahre Bedeutung des Wortes Fackhier nicht kenne, allein nach allen Auskünften war und blieb er der Ortsarme. Mit vieler Mühe errieth ich den Zusammenhang der Dinge. Jedes Dorf hat gewöhnlich einen Armen dieser Art, welcher von jedem Bewohner etwas erhält, sich aber nicht immer im Orte selbst aufhält, so dass oft mehrere Dörfer nur Einen Armen haben. In dieser Beziehung hört man wohl die ausserordentliche Redensart: Wir sind zu arm, um einen Armen (Fackhier) zu haben; alle setzen jedoch ihren Stolz darein, dass ihr Armer wohlgenährt sei. Jener Kot's war der Arme von 30 Dörfern in der Runde. Es besteht ein unvernünftiger Wettstreit unter den verschiedenen Orten, wessen Fackhier mit dem grössten Aufwande lebe. Sie bilden sich ein, der Fremde müsse sich sagen: Wie wohlthätig sind doch die Bewohner dieses Ortes, da es ihrem Armen so wohl geht.

Gleich nachdem man Kot verlassen hat, sieht man einzelne Berge, welche in derselben Richtung wie Glieder einer zerrissenen Kette fortlaufen. Diese Formation ist höchst eigenthümlich und gibt der Gegend ein

sonderbares Ansehen. Sie verbinden zwei Gebirgsrücken und liegen, wie Inseln im Meere, in der von Schluchten zerrissenen Ebene. Wildbäche und Forts sind hier häufig; der Boden ist sehr fruchtbar.

Ich war begierig auf das 9 Koss von Kot gelegene Hussein Abdall. Der Dichter Th. Moore lässt es in seiner Lalla Ruckh eine Rolle spielen, und selbst Hamilton, dessen Werk mit Poesien nichts zu thun hat, schildert es als ein herrliches Thal; es ist jedoch Hussein Abdall weder herrlich, noch ein Thal. Der Ort schmutzigen Angedenkens lehnt sich an einen Berg an; allein nach keiner andern Richtung befinden sich mehr als Anhöhen, zu niedrig, um der Ebene den Karakter eines Thales zu geben, zu weit von einander getrennt, um sie zu umschliessen. Das zerstörte, von Akber erbaute Serai ist ein hübscher Punkt, nicht durch die Natur, sondern durch die Ruine selbst, und einige Zipressen und wilde Dattelbäume (Phoenix farinosa) in dessen Nähe. Eine laue Quelle entspringt nahe an dem Gebäude, in der eine grosse Anzahl geweihter Fische sind, welche ein Fackhier vor dem Verzehrtwerden schützt; auch ein paar weisshäuptige Adler sind unter seiner Protection, auf diese schoss mein Jäger, und brachte dadurch den ganzen Ort in Aufruhr.

Ein Palast Jehanghir's, ebenfalls Ruine, liegt eine Meile von hier; es war zu spät, sie heute zu besuchen. Später schoss mein Jäger einen Papagei, die Hindu-Bevölkerung gerieth dadurch in eine vollkommene Wuth,

es kam jedoch nicht zu Thätlichkeiten. Ich weiss nicht, wodurch der Irrthum entstanden ist, als seien die Kaiser Dehli's über Hussein Abdall nach Kaschmir gezogen. Dies könnte von Akber wahr seyn; sein Sohn Humayon war gezwungen, den Plan, auf diesem Wege Kaschmir zu erreichen, aufzugeben; allein keiner der spätern Kaiser nahm je einen andern Weg, als den über Rajauri und den Pir Panjahl.

Es lag in meinem Plane, Atok zu besuchen, den nordwestlichsten Punkt des Hinduismus, und ich dachte gleich nach meiner Ankunft in Hussein Abdall darauf, die Anstalten zur Reise dahin einzurichten. Man rechnet zwei Tagesmärsche von hier nach Atok; mein Weg musste mich jedoch auf jeden Fall nach Hussein Abdall zurückführen. So beschloss ich, um schneller reisen zu können, und dadurch Zeit zu gewinnen, meine Zelte in Hussein Abdall zurück zu lassen, eine lange Tagereise bis Schujanpur am morgigen Tage zurückzulegen, am Folgenden recht früh nach Atok aufzubrechen, dort kurze Zeit zu bleiben und nach Schujanpur zurückzukehren; der dritte Tag sollte mich nach Hussein Abdall zurückbringen. Dadurch gab ich auch meinen Trägern und meinem Gefolge drei Rasttage.

Es gibt Tage, an welchen die Erinnerung an die Vergangenheit so lebhaft wird, dass die Gegenwart darüber verschwindet. Die Gegenwart! Wie traurig ist die Meine, wie freudenlos, und wenn ich nun denke, wie dieser Tag sonst endete: von Freunden, Geschwistern

umgeben, im väterlichen Hause, glühend vor Freude in dem Schimmer von tausend Lichtern in der Kindheit, glücklich in Liebe und Freundschaft später, und nun! Allein, im fremden Lande, vor der düstern Lampe, schreibt die erstarrte Hand diese Zeilen in dem kalten Zelte.

Freitag den 25. Dezember. Obgleich ich in der letzten Zeit des Schah's in meinem Tagebuche selten erwähnte, so sah ich ihn dennoch sehr viel, und hatte nicht nur Gelegenheit, seinen edlen Karakter kennen zu lernen, sondern auch von ihm eben so viele Beweise seiner freundschaftlichen Aufmerksamkeit zu erhalten, als ich selbst in dem Falle war, ihm solche zu geben. Alles, was ich wünschte, oder was er nur glaubte, ich wünsche es, wusste er sich zu verschaffen, wenn es nur immer möglich war. Für manche Gegenstände schickte er Eilboten nach Kaschmir, für Andere nach Peschauer, und galt es gar eine Auskunft zu erhalten, so setzte er alle Bewohner eines Ortes in Bewegung, sie zu verschaffen. Diese Auskünfte waren in dieser, von fanatischen Mohamedanern bewohnten Gegend, nur von Mohammed Schah Nakschbandi zu erhalten, dessen heiliger Karakter ihm das leicht werden liess, was einem Siek und dessen Freunden unmöglich gewesen wäre. Vielleicht verdankte ich es seiner Nähe, dass ich die von mohamedanischen Parteigängern angefüllte Gegend von Mazufferabad bis Hussein Abdall ohne Unfall durchziehen konnte. Sein kleines, immer mit Menschen

angefülltes Zelt befand sich täglich nahe an dem Meinigen, und es verging kaum ein Abend, an welchem er mich nicht besuchte; jedoch liess er jedesmal schon des Morgens, wenn er sich nach meiner Gesundheit erkundigte, anfragen, ob es ihm erlaubt seyn würde, Abends zu kommen. Mohammed Schah war ein Mohamedaner, im edelsten Sinne seiner Religion: ernst, aufrichtig, gottesfürchtig, ohne Scheu vor Menschen, zuvorkommend, bescheiden, doch voll Selbstgefühl; immer bereit Andern zu helfen, ohne Bedürfnisse für sich selbst; voll Mitgefühl für die Leiden Anderer, eigene mit einer Ergebenheit ertragend, welche allein festes Vertrauen auf Gott und Vergeltung jenseits geben kann.

Mit Tagesanbruch setzte ich mich mit einem Gefolge von nur 15 Menschen nach Atok in Bewegung. Man kommt gleich bei Hussein Abdall über einige Anhöhen, die aus nichts als Schlammerde bestehen; sie scheinen durch das Einreissen des Wassers gebildet, denn ehe man eine derselben zu übersteigen hat, muss man immer zu einem Wildbache hinabsteigen. Zehn bis 12 Meilen von Hussein Abdall kommt man über Anhöhen, und bei Kokur an die Ebene Atok's, Tschutsch genannt; diese, doch um Vieles grösser, erinnerte mich an das Thal Dera (Dera Duhn) unter dem Himaleya-Gebirge. Eine Reihe von Anhöhen, doch manchmal unterbrochen, schliesst sie gegen Süden, wie dort das Thal die Sivalik-Berge. Mit der Ebene Atok's scheint die eigentliche Ebene Hindostan's zu beginnen. Schon von Kokur aus hat man keinen Berg nach Süden

vor sich. Bis dahin bestehen die Gebirge aus Kalkstein, und Marmor findet sich von allen Farben.

Die Ebene Atok's ist vollkommen baumlos, und wie mit der Wasserwage nivelirt. Die darin zerstreuten Dörfer liegen wie jene des Delta's in Egypten auf kleinen Anhöhen; wie dort der Nil regelmässig, so überströmt diese Ebene der Indus manchmal. Nach 18 Meilen Weges kam ich nach Schujanpur, einem elenden Dorfe an einem Bache, der hin und wieder mit Morästen in Verbindung steht. Von hier sieht man deutlich den Punkt, wo der Indus aus dem Gebirge kommt: gerade dort macht es einen Einbug; der Punkt ist 19 Meilen (13 Koss) von Schujanpur entfernt. Diese Entfernung erlaubt dem Auge, das aufsteigende Riesengebirge vollkommen zu überblicken. Wäre die Ebene bis dahin geschmückt, das Bild wäre ganz herrlich, allein so wie es ist, erregen wohl die zahllosen Gebirgsketten, welche immer höher emporragen, Erstaunen, allein das Ganze ist ohne Reiz.

Auf der Ebene Atok's und in dem Streite um den Besitz der Stadt dieses Namens, endete wohl für immer der Einfluss der Afghanen und der westlichen Mohamedaner auf Indien. Es war nicht eine Schlacht, nicht Ranjiet Singh's überwiegender Geist, welche das lange währende, sonderbare Verhältniss beendigte, durch welches ein unbedeutender Stamm dem reichsten, zahlreichsten Volke der Welt, welches zugleich tapfer war, Gesetze vorschrieb; die mohamedanische Macht war in

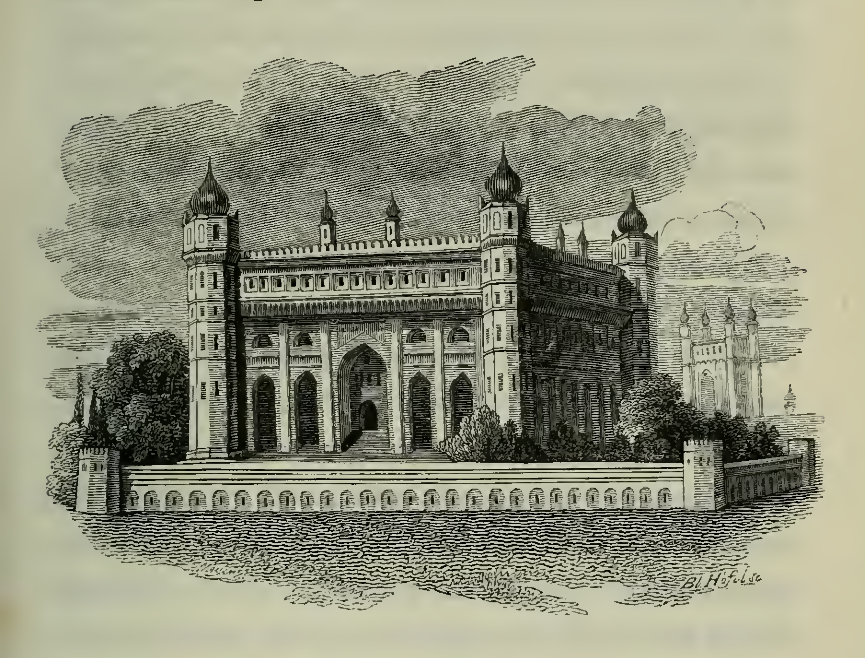
Indien schon untergegangen, ehe Ranjiet Singh auftrat, und das unbedeutende Gefecht bei Atok trieb nur den letzten Raubzug über den Indus zurück, welchen der Vizier Mohammed Schah's, des letzten Königs von Kabul, Namens Fattih Khan, wohl beabsichtigte. Allein nun hat es Ranjiet Singh darauf abgesehen, in das Herz Afghanistan's einzudringen, und die Hauptstadt Kabul, welche zu schmücken Hindostan geplündert worden war, mit seinem Reiche zu vereinigen. Wer den Hass, ja die Verachtung kennt, welche die wilden Afghanen gegen die Siek fühlen, der wird an die Möglichkeit nicht glauben, dass Kabul, Ranjiet Singh huldige. Und dennoch hat dieser schon über den halben Weg von Atok nach Kabul, nämlich das Land bis Jellalabad besetzt, und nach meiner Ueberzeugung wird ihn nur der Tod oder Ereignisse, welche Veränderungen in der Politik der indischen Kompagnie hervorbringen, von der Einnahme Kabul's abhalten. Doch davon mehr an einer andern Stelle.

Ranjiet Singh kam selbst einige Male in diese Gegend; für seine Unterkunft sind Häuser erbaut, welche nur aus einem Erdgeschosse bestehen, und nicht mehr als Ein Zimmer enthalten. Diese Häuser sind von Holz, mit Lehm beworfen, erbaut; eine



ungehobelte Thüre, der eines Stalles ähnlich, führt in das fensterlose Gemach, in welchem als ganzer Schmuck

und Einrichtung mit Kuhdünger überzogene Wände und Fussboden sich befinden. Wie sonderbar stechen diese Hütten gegen die prächtigen Serai der mohamedanisch-indischen Könige ab.



Schujanpur ist von Weitem sichtlich und kennbar durch 6 Dattelbäume, welche auf dem Kirchhofe des Ortes stehen. Unter ihnen lagerte ich mich, und da ich kein Zelt mitgenommen hatte, so befahl ich, mein Bettgestelle in eine kleine dabei befindliche Moskeh zu tragen; in einer Andern ward für mich gekocht. Bald entstand ein heftiger Streit. Der Platz welchen ich und meine Leute einnahmen, gehörte dem Fackhier des Ortes, welcher einer jener Armen war, die im Ueberflusse von den Gaben der thörichten Bewohner leben.

Er war beschäftigt, einige Jagdfalken mit zahmen Hühnern zu füttern, und ergötzte sich eben, zu sehen, wie rasch ein Edelfalke ein Huhn tödtete und verzehrte, als er gewahr wurde, dass meine Leute von seinem Holzvorrathe Feuer aufzündeten, welches die Kälte des eintretenden Abends erforderte. Von einem Theile der Bevölkerung Schujanpur's unterstützt, die mit Stöcken und Spiessen bewaffnet waren, griff der Fackhier unter furchtbaren Verwünschungen meine Leute an; diese ergriffen augenblicklich die Flucht. Mit Mühe konnte meine Stimme, welche ihn zu mir entboth, gehört werden; endlich erschien er, und beklagte sich bitter, dass ihm sein für den Winter mit Mühe von den Gebirgen herabgebrachter Holzvorrath geschmälert worden sei. Ich sagte ihm, dem sei eben so wenig jetzt abzuhelfen, als es mir möglich sei, ohne Holz die Nacht zuzubringen. Er möge fordern, was der ihm geraubte Vorrath und unser Bedarf für heute und morgen werth sei, und ich sei bereit, es ihm zu bezahlen. Davon wollte er jedoch nichts hören, sondern wünschte sein Holz unangetastet zu behalten. Ich wiederholte ihm, dass dies unmöglich sei, da in dem Dorfe nirgends welches zu finden war; er bestand jedoch darauf, und schwur, er würde sein Eigenthum zu vertheidigen wissen. Ich sah, dass mit Worten nichts auszurichten sei, hiess meine zurückgekehrten Leute mir folgen, und ging mit ihnen nach dem Holzvorrath. Sonderbar genug liess der Fackhier nun hinwegnehmen, so viel ich nur immer bedurfte, ohne sich

von der Stelle zu bewegen, oder auch nur ein Wort zu sagen.

Erst mit der dunklen Nacht erhielten wir etwas zu essen; es war jedoch in jeder Hinsicht ein trauriges Christags-Mahl; die Kälte in der verfallenen, allen Winden offenen Moskhe war unerträglich. Schon seit 10 Tagen hatten wir keinen Wein mehr, alle Vorräthe waren längst erschöpft, und wir lebten von dem, was das Land darboth: Reis, Schaffleisch und manchmal, obwohl selten, ein Huhn.

Samstag den 26. Dezember. Ein Anzeichen der untergegangenen Herrschaft der Mohamedaner in diesen Gegenden ist sicher, dass es mir, dem Ungläubigen, gestattet war, in einer Moskhe mein Nachtlager zu nehmen, und dass eine Andere zur Küche für mich diente. Die Nacht war jedoch keine ruhige und ich fand keinen Augenblick Schlaf; denn die Hunde des Dorfes heulten auf das Grässlichste. Mit diesen hat es in dem Panjab dieselbe Bewandtniss wie mit jenen aller andern mohamedanischen Länder, sie sind herrenlos. Es knüpft sich durchaus kein Aberglaube an deren Erhaltung; nur wird es für grausam angesehen, den unschuldigen, wachsamen Thieren etwas zu Leide zu thun, und ein Eingeborner würde sich nie erlauben, einen zu tödten; dagegen werden sie durch das Aufheben eines Steines, oder nur durch das Niederbücken, wenn auch Keiner vorhanden, verscheucht, wenn sie sich zu sehr nahen. Diese Hunde gewöhnen sich, wenn sie auch

ganz klein eingefangen, nie an ihren Herrn. Dagegen haben alle Hunde eines Dorfes eine grosse Zuneigung für einander, und wehe dem fremden Hunde, welcher sich in eine Familie dieser Art einzudringen wagt. Mit Jakal und Wölfen leben sie auf dem Fusse der Toleranz, doch wohnen diese meistens in verlassenen Dörfern und einsam stehenden Ruinen, während die Jakal die eingestürzten Häuser in bewohnten Dörfern zum Lager wählen. Der Karakter dieser Hunde ist vollkommen von jenem, der den Menschen dienenden Hunde, verschieden. Sie sind falsch und feige, sie vertheidigen weder sich selbst, noch ihre Jungen, und das Einzige, was ihnen in ihrer Entartung übrig blieb, ist Wachsamkeit. Wenn man in einem Dorfe lagert, so setzen sich ein halbes Dutzend derselben auf eine kurze Strecke vor den Menschen hin; abgezehrte, räudige Gerippe, sind sie ein Bild des Hungers und Elendes.

Von Schujanpur nach Atok rechnet man 5 Koss (7 Meilen). Ich brach mit dem Tage auf, um Zeit zu haben, diese Stadt zu besehen, und vor Nacht in Schujanpur zurück zu seyn.

Die Ebene Tschutsch, dies ist wie erwähnt der Name der Ebene Atok's, wird von einigen kleinen Flüsschen durchschnitten, deren Eines in dem Gefechte des Generals Ranjiet Singh's, Namens Mokham Tschand, mit Fattih Khan eine grosse Rolle spielte. Diesem folgend, konnten sich die Sick während des heissen Tages

beständig erfrischen, ein Vortheil, welcher die Schlacht zu ihren Gunsten entschied. Wenn man sich dem Indus nähert, so findet man viele Granitblöcke, von dem Strom über die Ebene gerollt, welcher sie manchmal ganz überschwemmt. Es drängte mich voran, den merkwürdigen Fluss zu sehen. Ich war in meinem Tragsessel geblieben, um den Sextanten und die andern Instrumente zu meinen Beobachtungen bei der Hand zu haben. Mit der Aufnahme der Karte hatte ich heute viel Zeit verloren; es lag mir daran, den Indus vor der Mittagsstunde zu erreichen; ich trieb desswegen meine Träger an. Auf 1½ Meilen von der Stadt kommt man an die Anhöhen, an denen Atok liegt, und bald an ein kleines Thal, in welchem der Verbrennungsplatz der in Atok ansässigen indischen Bevölkerung sich befindet. Bis Atok und nicht weiter, wie es der Name andeutet, ist es dem Indier nach dem Gesetze erlaubt, zu wohnen, allein auch jenseits, ja bis Peschauer und Kabul finden sich Indier, und ein grosses indisches Reich muss ehemals auf dem rechten Ufer der Atok bestanden haben. Nahe bei dem Verbrennungsplatze, eine Meile westlich der Stadt, befindet sich ein bedeutendes mohamedanisches Grabmahl mit einer hohen Kuppel; bei diesem nahm ich meine letzte Observation mit dem Sextanten vor, denn bis Atok reicht die Karte, welche Mr. Elphinstone durch die, in seinem Gefolge befindlichen englischen Offiziere aufnehmen liess. Der Gedanke, mit meiner Karte nichts mehr zu thun zu haben, war mir sehr erfreulich,

denn ich musste täglich Abends ein paar Stunden darauf verwenden, die Zeit ungerechnet, welche sie mich auf dem Wege kostete.

Von dem erwähnten Grabmahle an beginnt die Stadt, welche jedoch durch die letzten Kriege bis auf die Festung zerstört ist; endlich erblickte ich den Indus, der ihre Mauern bespült. Er ist jetzt ein klarer, rasch fliessender, doch unbedeutender Fluss: sieben Achtel seines sandigen Bettes sind wasserlos. Beide Ufer sind steil, doch verflächen sie sich bald gegen Norden; gegen Süden werden sie steiler und steiler, und es erheben sich hohe Berge wie aus dem Flusse selbst.

Gegen Norden erblickt man in der Entfernung von einer halben Meile den Punkt, bei welchem die Lander (auch der Kabul-Fluss genannt) in die Atok fliesst; diese Vereinigung geschieht schon in der Ebene Tschutsch. An dem linken Ufer der Lander zieht sich eine Ebene auf eine bedeutende Strecke gegen Westen hin. Gerade wo die Festung beginnt, auf welche, wie erwähnt, die Stadt jetzt beschränkt ist, wird das Bett des Flusses zwischen Bergen von schwarzem Thonschiefer eingeengt. Auf eine kurze Strecke oberhalb derselben ist die Schiffbrücke angebracht, die durch neunzehn riesenhafte Schiffe gebildet wird. Die Bauart der Letztern ist höchst sonderbar: Vor- und Hintertheil mit zierlichem Schnitzwerke versehen, sind hoch erhoben, und sie scheinen nach dem Plane jener Schiffe erbaut worden zu seyn, welche den Argonauten zu ihrem Zuge nach Kolchis

gedient haben mochten. Wie erwähnt, nimmt der Fluss jetzt nur $^1/_8$ der Breite seines Bettes ein.

Selten überraschte mich eine Szene zo sehr, als diejenige, welche sich vor mir ausbreitete. Ich schritt, um sie mit Musse zu betrachten, auf die steinerne Bank zu, welche an die Mauer der Festung angelehnt ist, und von welcher einige Siek-Soldaten, die darauf Platz genommen hatten, ehrerbietig aufstanden, um mir sie einzuräumen. Vor Allem zog das phantastische, reichverzierte Eingangs-Gebäude der Festung meine Aufmerksamkeit auf sich, an dem ich vorüber kam, um auf dem, für die auf Einlass Wartenden, bestimmten Sitze Platz zu nehmen; ich wollte unter dasselbe treten, um es besser in's Auge zu fassen, als der Offizier der Wache vortrat, und mir sagte, ich dürfe die Festung nicht betreten. Ich fragte warum. „Weil," war die Antwort, „der Dewan den Auftrag von Ranjiet Singh erhalten hat, Sie feierlich hinein zu führen;" so geschah mir Ehren halber eine Unehre. Das Bild, welches ich vor mir hatte, war wirklich ein Grossartiges! Auf eine kurze Entfernung von der Festung, etwas erhoben, lag eine mächtige Ruine vor mir, jene des von Akber dem Grossen erbauten Serai (nach Elphinstone ein Fort): die breite Strasse, ein gepflasterter Weg über Stufen, für Pferde eingerichtet, führt nach dem Indus hinab zwischen dem Serai und der ebenfalls von Akber erbauten Festung. Diese erhebt sich in ihren wunderbaren Formen hoch über den Fluss auf dem senkrecht abfallenden Felsen, welcher von

dem reissenden Strome wie Marmor poliert ist; der klare Strom selbst, das breite Bett mit den nun trocken liegenden gefährlichen Jellallia und Kemellia, zwei mächtigen Felsenmassen, die durch einen furchtbaren Wirbel das Ueberschiffen des Indus bei hohem Wasser gefährden; die Schiffbrücke, dann eine kleine, erhoben liegende Ebene auf dem rechten Indus-Ufer, auf diesem die Festung Keyrabad, dicht unter den, einen Halbkreis bildenden Bergen, mit drei Wartthürmen auf den höchsten Spitzen, endlich das indische und persische Leben, das hier zusammentraf, und beide Völker in den verschiedensten Trachten vereinigt, von den Badenden an der Gränze des Hinduismus, bis zu den hochgeschmückten, goldbedeckten persischen Reitern mit langen Lanzen, alles dies stellte ein grosses, herrliches Bild dar. Es drängte mich jedoch, nach dem heiligen Strome hinabzusteigen, dem Ziele meiner Reise, als sei ich selbst ein Indier.

Und so hatte ich denn Indien durchwandert, das herrliche, ungeheure Land, von seiner südlichsten Spitze, dem Kap Kamorin, bis Atok, seiner nördlichen Gränze; der erste Europäer, dem dies gelungen war. Ich hatte den entferntesten Punkt Indien's erreicht, und dennoch den Nächsten an der Heimath, wenn es dem Menschen erlaubt wäre, wie ein Vogel die Distanz im Fluge zurückzulegen. Meine weitere Reise in Asien von nun an ist nur mehr Rückkehr.

An dem Ufer des Indus angelangt, blickte ich über

die Berge hinweg nach Westen, und der Geist folgte dem hinter ihnen verborgenen Lande. Zum ersten Male seit meiner Reise fühlte ich eine innige Sehnsucht nach der Heimath, und ein banges Gefühl vor den Gefahren, die mir bevorstanden. An Rückkehr hatte ich bis jetzt selten gedacht, nun hoffte ich sie nicht: nur einen Augenblick dauerte der Kleinmuth, der Schlechteste aller Reisegefährten. Schnell kehrte die frühere Gleichgültigkeit für das, was kommen würde, zurück; ich zerdrückte die Thräne, welche die frühere Stimmung in meine Augen gebracht hatte, und schritt über den Fluss. Seine Oberfläche mag jetzt 80 Fuss tiefer liegen, als die beiden Ufer, welche von dem sandigen Bette steil emporsteigen. Die Brücke und der jetzige Wasserstand ist zwischen 40 und 45 Klaftern breit, und in der Mitte 3 Klafter tief; die ganze Breite von einem hohen Ufer zum jenseitigen mag 300 Klaftern betragen. Während der Regenzeit steigt das Wasser um 50 Fuss und füllt natürlich das ganze Bett. Die Schiffe sind vortrefflich gebaut, und das beste Holz dazu gewählt; während des hohen Wasserstandes wird die Brücke aus einander genommen, und die Schiffe dienen zur Ueberfahrt; das gemeine Volk bedient sich alsdann der früher erwähnten aufgeblasenen Ochsenhäute, obgleich selten, weil die Ueberfuhr unentgeltlich ist, so wie auch kein Brückengeld bezahlt wird. Die Schiffe waren mit Seilen befestigt, welche meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Sie sind von zusammengedrehten Baumblättern verfertigt, und

bei genauerer Untersuchung fand ich, dass es mir unbekannte Palmblätter waren. Auf mein Befragen erhielt ich die Auskunft, dass der Baum, von welchem sie kämen, in der Nähe Atok's wachse; ich nahm ein Blatt mit, und versprach 5 Rupien für eine Blume oder Samen.

Auf der Kabul-Seite des Indus fand ich Mr. Vigne mit Zeichnen beschäftigt. Bald sahen wir einen stattlichen Zug von Reitern die Anhöhe des jenseitigen Ufers hinabsteigen, die Brücke überschreiten, und auf Uns zu kommen. Es war Khan Singh, der Abgesandte Ranjiet Singh's, mit dem Thanadar, welche mich aufsuchten, um mich im Namen des Sohnes Ranjiet Singh's, Kaschmir Singh, der hier befehligt, einzuladen, die Festung zu besehen. Er selbst war mir auf einem andern Wege entgegen geritten. Der Einladung folgend, wanderte ich mit Mr. Vigne Indien wieder zu, nachdem ich fünf Minuten in Afghanistan gewesen war. Die Festung ist auf dem Abhange eines Berges erbaut, ohne dessen höchsten Punkt zu erreichen; sie ist sehr geräumig, bildet ein Parallelogramm oder besser ein Vieleck durch den unregelmässigen Boden, das jedoch mit einiger Mühe zu einem länglichen Viereck reduzirt werden kann, dessen eine schmale Seite an dem Flusse von N. nach S. ist. In der Mitte der langen Seite in Norden ist der Haupt-Eingang und gegenüber in Süden ein zweites Thor. Die Mauern sind stark und hoch, mit Zinnen versehen; die Festung hat keine Vorwerke. Das Drittheil des Innern,

wo der Boden eben ist, füllt ein Bazaar und Wohnungen aus, welche 4000 Einwohner enthalten sollen. Der Dewan des Prinzen, ein Brahmine von Dehli, kam auf einem Elephanten, mich zu empfangen; als er in meine Nähe kam, stieg er ab, und überreichte mir im Namen



des Maha Raja einen Sack mit Rupien, und in seinem Eigenen einen Zweig mit Honig von wilden Bienen. Der Dewan war ein Greis, hoch in den Jahren, der sich nicht auf den Füssen erhalten konnte, ohne von zwei Männern unterstützt zu werden. Die gewöhnliche Frage: sie sind wohl? wollte nicht aus meinem Munde kommen; es schien

mir Ironie statt Höflichkeit. Ich verlangte die Eigenthümlichkeiten der Festung zu sehen; der Dewan führte mich, er wollte gehen, allein der Tag wäre zu kurz gewesen, die Festung auf diese Weise zu durchwandern, denn er konnte kaum von der Stelle kommen; ich bat ihn, den Elephanten zu besteigen, und mich zu Fusse gehen zu lassen.

Das Wasserbehältniss der Festung ist eine grosse Merkwürdigkeit: es ist 40 bis 50 Fuss tief und 25 im Durchmesser, und so eingerichtet, dass es der steigende Fluss füllt; die Mauern an der Flussseite sind dann nur 8 Fuss über dem Wasserspiegel erhoben, welches ihnen eine Höhe von 58 Fuss über den jetzt trocken liegenden Theil des Flussbettes gibt. Ich verlangte die grössten Kanonen der Festung zu sehen, welche ich, wie es in jeder mohamedanischen Festung der Fall ist, besonders schön vermuthete; die hier befindlichen sind jedoch in Lahor gegossen, von Bronze, und scheinen mir den französischen 16 Pfündern zu entsprechen; keine Verzierung ist daran angebracht, doch sind sie recht zweckmässig, sowohl in Guss als Laffetirung. Sie stehen unter eigenen, sonderbaren Häusern; dies ist in Indien nöthig, weil die Sonne das Holz zerreisst. Ich durchwanderte die nun zum Theil verödete Festung nach allen Richtungen, was übrigens eine mühselige, undankbare Arbeit ist. Kaschmir Singh war noch immer nicht zurückgekehrt, der Tag neigte sich; der Dewan hatte den Auftrag, mich einzuladen, einen Tag in Atok zu bleiben

und als ich aufbrechen wollte, bat er mich, nur eine Stunde länger zu bleiben, überzeugt, dass mich dann die einbrechende Nacht zurückhalten würde; ich hatte früher eine Einladung Ranjiet Singh's erhalten, nach Peschauer zu gehen, allein es drängte mich, nun keinen Tag der Rückkehr zu verlieren. Ich entschuldigte mich, und trat meinen Rückweg an. In dem Bazaar war ein grosses Gedränge; Kameele die sich scheuten, Maulthiere die ausschlugen, Pferde die sich bäumten, und dies in einer Strasse, in welcher, durch Buden eingeengt, nicht drei Menschen neben einander gehen konnten. Der Anblick des Elephanten des Dewan brachte die aufrührischen Thiere zur Flucht, allein fast alle Breter, auf denen die Kaufleute ihre Waren aufgestellt hatten wurden in der Verwirrung umgeworfen. Ich blickte in die Verwüstung, und sah manche Gegenstände, die ich entbehrte und zu kaufen befahl. Ueberhaupt ist der Bazaar von Atok durch die Erzeugnisse Peschauer's, Kabul's und Persien's gut versorgt; indische Produkte finden sich in geringer Menge. Mein Munschi Thaker Das, der ein Brahmine Dehli's war, fand in dem Dewan einen Landsmann von derselben Brahminen-Sekte, zu welcher er selbst gehörte. Er bat mich um Erlaubniss, mit ihm zu essen, was ich ihm gerne zugestand. Je länger ich in Indien reiste, desto mehr überzeugte ich mich von dem Vortheile, einen Indier von der höchsten Kaste in meinem Dienste zu haben. Da fast alle Geschäfte, der Herrscher mag zu welcher Religion es immer sei, gehören, durch

die Brahminen in ihren Diensten geführt werden, und diese Kaste stärker als jede Andere an einander hängt, so wird dem Fremden, was er bedarf oder wünscht, schneller gegeben, wenn der Munschi Brahmine sich an den angestellten Brahminen wendet, mag dieser auch von einer andern Unterabtheilung der Kaste seyn, als wenn ein Diener einer andern Religion, oder gar einer andern Kaste die Unterhandlung leitet.

Ich hatte auf meinem Rückwege kaum das Eingangs-Gebäude in meinem Jampan durchritten, als mir ein Reiter entgegen kam, um mir zu sagen, dass Kaschmir Singh nahe. Ich begegnete ihn auch unweit des oben erwähnten Verbrennungsplatzes der Brahminen. Kaschmir Singh ist ein Jüngling von 15 bis 16 Jahren mit geistreichen und lebendigen Zügen; er ritt ein reich verziertes weisses Pferd, seine Tracht war eine Art langer Jacke von rosenfarbener Seide, durch eine Binde zusammengehalten, in der ein paar englische Pistolen und ein Dolch steckten. Ein wattirter Schlafrock, ebenfalls von rosenfarbener Seide, liess ihn in der kalten Luft recht comfortable aussehen; er trug enge anschliessende, ebenfalls gefütterte, blau und weiss getupfte Beinkleider und gestickte Schuhe; ein niederer rother Turban ohne Verzierung bedeckte sein Haupt. Seine Hautfarbe ist gelbbraun, am Kinn durch eben beginnenden schwarzen Bart etwas dunkler; ein rosenfarbener Sonnenschirm wurde über ihn gehalten. Er sagte mir, ich würde besser thun, hier zu bleiben. Ich entschul-

digte mich, dass ich nicht gewusst habe, er befinde sich hier, ich hätte in diesem Falle um Erlaubniss angesucht, zu kommen, und hätte meine Leute und Zelte mit hieher gebracht. Er. „Die können geholt werden. Wo sind sie?" Ich. „In Schujanpur; so sehr ich jedoch für die Einladung verbunden bin, so muss ich dennoch weiter ziehen." Er. „Ich wünsche Sie bleiben. Der Maha Raja hat mir befohlen, Alles, was in meinen Kräften steht, zu thun, Ihnen Atok angenehm zu machen. Geben Sie mir die Möglichkeit dazu." Ich entschuldigte mich abermals. Er. „Sie sollten zwei Tage bei mir bleiben, dann Peschauer besehen und Avitabile Sahib kennen lernen. Der Maha Raja hat mir geschrieben, dass Sie gewiss dahin gehen, und auf jeden Fall in Akora, Court Sahib, der mit der französischen Legion dort steht, besuchen würden. Sie können in einem Tage leicht nach Akora und zurück nach Atok kommen, wenn Sie nicht nach Peschauer wollen." Ich erschöpfte mich in Danksagungen und nahm Abschied. Kaschmir Singh ist der einzige Indier, den ich je fand, der in kurzen Sätzen spricht, und er sieht geistvoller aus, als irgend Einer, den ich bis jetzt gesehen habe.

Ich stieg bald aus meinem Jampan, bestieg meinen Ghunt, und nur von Mohun begleitet, galoppirte ich über die Ebene, um vor Nacht das Dorf Schujanpur zu erreichen. Ich verfehlte meinen Weg, ein Dorf gleicht in dieser Ebene dem Andern, und von der Seite, von welcher ich kam, waren die sechs, Schujanpur von allen Andern

unterscheidenden Palmen nur ganz in der Nähe zu erblicken. Die Sonne war untergegangen, als ich im gestreckten Galopp quer über die Felder wegjagte. Noch zur rechten Zeit entdeckte ich, dass ich die Richtung verfehlte. Ich war Mohun weit vorausgeeilt; er war eben so wenig wie irgend ein anderes menschliches Wesen auf der öden Ebene zu sehen. Von Weitem krönten wohl einige Dörfer die unbedeutenden Anhöhen, welche sich über der todten Fläche erheben; dort konnte ich Auskunft erhalten. Ich entschloss mich, auf Eines derselben zuzureiten, als ich mich nochmals umsah, um mich zu orientiren; nun beschloss ich, nach jenem zu reiten, welches mir am Wahrscheinlichsten das Gewünschte schien. Mohun kam unterdessen nach, und behauptete, wir seien in der guten Richtung gewesen, allein ich war in dieser Hinsicht meiner Sache gewiss, und hörte auf seine Vorstellungen nicht. Nach einer Viertelstunde Weges sahen wir deutlich die Palmenbäume, die jedoch bald die Dunkelheit wieder verbarg, und erst in finsterer Nacht erreichte ich mein Lager. Drei Stunden wartete ich nun mit dem Essen auf Mr. Vigne, dann begann ich es; er kam erst spät bis zum Tode ermüdet an. Er war um zu zeichnen zurückgeblieben, hatte, wie ich, seinen Weg verfehlt, war lange umhergeirrt, erreichte zuletzt ein Dorf, und konnte sich nur mittelst eines Wegweisers zurecht finden, welcher ihn natürlich zwang, langsam zu reiten.

In der Ebene Tschutsch gibt es eine Ziegengat-

tung, welche eine unglaubliche Grösse erreicht: sie haben lange Schweife, welche sie horizontal tragen; sind ungehörnt, haben eine römische Nase und unverhältnissmässig grosse Augen; die Farbe der Haare ist ganz schwarz. Ich hatte den grössten Bock dieser Art, den ich gesehen, gekauft, und unterhielt mich, während ich auf Vigne wartete, und nachdem meine Karte und mein Journal in Ordnung waren, die sonderbaren Bewegungen dieses Zerrbildes der Schöpfung im Fackelscheine zu betrachten; dies schien es um so mehr, als ein alter Esel des Fackhiers neben ihm zu stehen kam,



der volle zwei Fäuste niedriger war als der Bock. Es

wurde mir zuletzt ganz unheimlich in dem Anblicke desselben: es war mir, als leuchte der Geist Mephistopheles aus den klugen Augen, und ich wanderte zu meiner Schreiberei zurück, die mir manchmal wie die Arbeit der Danaiden vorkam. Ob der Zweck meiner mühseligen Arbeit erreicht werden wird? dies ist eine Frage, auf welche ich mit Nein antworten möchte. Allein ist denn nicht der Arbeit letzter Zweck, sie selbst, wenn sie ohne Lohn geschieht, und keinen Dank erwartet; obgleich ihr dadurch ihre höhere Bedeutung, der Geist, der ihr das Dasein gibt, der in ihr fortleben soll, genommen ist, ungefähr wie dem Leben selbst, wenn es sein letzter Zweck ohne Zukunft ist. Manchem ist die Arbeit das schaffende, fortschreitende Wirken, das geistige Leben in der Entwicklung der Verhältnisse, die Bewegung der Seele, die um sich her das Dasein ordnet und gestaltet, oder gar der leichte Tanz der Phantasie, welcher Formen annimmt; Andern ist es das schwere Athmen der Brust, auf welche das Schicksal eine Riesenlast gewälzt hat, die athmen muss, um zu leben, und in der Anstrengung fast erliegt. Und dennoch Eine Arbeit wie die Andere, ist nur das werth, was sie leistet. Wie das menschliche Leben schreitet jenes des menschlichen Geschlechtes vorwärts, von dem die Staaten einzelne Episoden bilden: was der einzelne Mensch leistet, sei es noch so viel, geht meistens unter, auch dann, wenn seinem Streben kein gezwungenes St. Helena, kein freiwilliges St. Justus ein Ziel setzt. Allein wenn

auch Alles längst Grab und Vergessenheit deckt, wenn ein anderes Volk den Boden ackert, in dem wir modern, wenn keine Zunge unsern Namen, keine Erinnerung unser Wirken nennt, dennoch bleibt etwas von jeder Arbeit, wenn sie ins wirkliche Leben getreten ist. Jedes Menschen Thaten, seien sie noch so unbedeutend, wirken auf die Ausbildung des menschlichen Geschlechtes ein: sei es wie die Arbeit der Ameise, wo Tausende nur einen unbedeutenden Hügel zu erheben vermögen, sei es wie die Kraft des Vulkan's, welcher Berge wie Seifenblasen emporsteigen lässt. Damit jedoch eine Arbeit zur That wird, dazu muss sie erst in's Leben treten. Meine im günstigsten Falle wird im Kasten ruhen, und kein verwandter Geist wird aus einer bittern Erfahrung eine Lehre ziehen. Doch wozu in der Einsamkeit am Indus europäische Erinnerungen; über diese Ebene zog vor mehr als zwei Jahrtausenden der prächtige Zug Alexander's des Grossen; will dieser erhebende Gedanke den Geist nicht abziehen von dem Alltäglichsten der Welt? Erhebend? vielleicht: wenn ein höherer Plan, als jener der Eroberung, Alexander's Handlungen bestimmte; wenn es wahr ist, dass er es beabsichtigte, Besseres an die Stelle des Zerstörten zu setzen. Und selbst dann! nicht der Wille adelt die That, sondern die Vollbringung, und was war der Erfolg von Alexander's Zug nach Indien? Tausende zu morden, über friedliche Menschen Elend zu bringen, und an die Stelle der Ruhe und Ordnung, Krieg und Verwirrung zu geben. Deswegen

ist der Gedanke, dass lange vor Alexander über diese Ebene indische Produkte durch thätige Menschen dem Westen zugeführt wurden, erhebender für den menschlichen Geist, als die glänzenden Siege des Welteroberers. Diese Handelszüge verbanden die Völker, sie trugen dazu bei, die rohe Kraft des Westen zu mildern, und sanftere Sitten hervorzurufen. Trauriger ist es, auf die letzten acht Jahrhunderte zu blicken, während welchen über diese Ebene fanatische, wuthentbrannte Barbaren zogen, denen die Religion der Deckmantel war für jeden Gräuel. Doch auch diese Zeit ist vorüber, und hoffentlich ist der Augenblick nicht mehr fern, wo Züge von Osten nach Westen ziehen werden, um das Reich der rohen Kraft auf immer zu enden. Auf die Siek, welche von Indien aus den Indus überschritten, werden englische Schaaren folgen, und diesen Theil Asiens mit dem grossen Reiche vereinigen.

Sonntag den 27. Dezember. Um 8 Uhr Früh traten wir unsern Rückweg an: ich war vor Kälte erstarrt, in der offenen Moskee hatte ich mich während der Nacht nicht erwärmen können; auch der Morgen war bitter kalt; trotz des Holzes des Fackhier's zitterte ich an allen Gliedern. Ich erwartete, dass dieser reichen Ersatz dafür begehren würde, allein dazu war er zu stolz; ich liess ihm daher fünf Rupien reichen, und dachte mir dabei, dass ich um diesen Preis in Paris und London ein bequemeres und wärmeres Nachtlager gefunden hätte.

Ich begann meinen Weg zu Fuss, um Bewegung in die erstarrten Glieder zu bringen, fand mich jedoch bald von dem gestrigen Tage so ermüdet, dass ich meinen Ghunt bestieg, und Hussein Abdall zu galoppirte. Der schon bekannte, höchst uninteressante Weg schien mir kein Ende zu nehmen, um so mehr, da ich an vielen Stellen auf meinen Wegweiser warten musste, um den Weg zu finden, was in den tiefen Schluchten äusserst schwer war.

In Hussein Abdall angekommen, begann ich augenblicklich einen Gang nach dem alten, von Jehanghir erbauten Palaste und Garten, er heisst Wah! der indische Ausruf des Erstaunens, und liegt 1½ Meilen südöstlich von Hussein Abdall. Es war dies kein Serai, sondern ein regelmässiger Palast, welchen der Kaiser in der eben nicht hässlichen Gegend anlegen liess. Er ist nun eine vollkommene Ruine von bedeutender Grösse und grossartigen Verhältnissen. Was unstreitig die erste Veranlassung zur Erbauung des Palastes gab, sind drei herrliche, hier entspringende Quellen; sie sprudeln in drei grossen, mit Steinplatten eingefassten Behältnissen empor, welche wegen ihrer Grösse den Namen von Teichen verdienen, und voll grosser Fische von verschiedener Gattung sind. Ich wanderte lange in den einst prunkenden, theils mit edlen Steinarten, theils mit kunstreicher Stuckatorarbeit verzierten Räumen herum, nun von jedem lebenden Wesen verlassen. Würdig des kaiserlichen Aufenthaltes sind die noch

gut erhaltenen Eingangsgebäude. Am Ende des Gartens, an einer unbedeutenden Anhöhe fand ich ein kleines Gebäude, dessen Zweck ich mir nicht erklären konnte. Eine schöne Quelle, die daselbst entspringt, fliesst hindurch, und das Ganze ist der zierlichste Theil der Anlage. Allein vergebens suchte ich nach einem Eingange, und wie es dann gewöhnlich geschieht, dass unsere Einbildungskraft durch etwas Unerklärliches am Lebhaftesten angesprochen wird, so geschah es auch hier. Ich durchsuchte das Gebüsch, welches das Gebäude nun wuchernd umgibt, als gälte es das Wichtigste der Welt, und erstieg zuletzt mit vieler Mühe die Höhe, um den Eingang zu entdecken, allein vergebens: weder eine Thür noch ein Fenster, noch eine Oeffnung war zu finden; ich musste unbefriedigt den Rückweg antreten. Nach Hussein Abdall zurückgekommen, fand ich daselbst die lange ersehnten Provisionen von Lodiana, welche den Umweg über Lahor, Jommu, Kaschmir und Mazufferabad genommen hatten. Nicht ohne Freude empfing ich sie nach 12tägiger Wein- und Branntwein-Entbehrung; schlechter Thee und Zucker wurde nun durch Bessern ersetzt, statt Tschepatti war wieder Biscuit an der Tagesordnung, und statt den Alles mit schwarzem Russ bedeckenden Kaschmir-Schafs-Talgkerzen, hatte ich wieder Wachslichter; auch europäische Suppe und Speisen waren angekommen, und werden uns nun erlauben, von dem ewigen Schaf- und Hühnerfleische auszuruhen.

Bei Hussein Abdall ist, wie erwähnt, das zerstörte Serai Akber's, in dessen einem Ende sich nun ein Siek Ghuru festgesetzt hat, mit welchem eine Legende dieses abergläubischen Volkes in Verbindung steht. Hussein Abdall verdankt nämlich seinen Namen dem Grabe eines Pir (Heiligen), welcher auf der Anhöhe, an welcher der Ort liegt, wohnte, wo noch jetzt sein Grabgebäude zu sehen ist. Dieser Pir, Namens Scheikh Hussein Abdall (Abdall bedeutet Narr oder Fanatiker sowohl, als zu einem bestimmten afghanischen Volksstamme gehörig), ist ein berühmter Heiliger Kandahar's, wo er unter dem Namen Baba Wali bekannt war, gewesen, und wählte diese Anhöhe zu seinem Aufenthalte, weil auf deren höchstem Punkte eine Quelle entsprang, zu welchem fromme Seelen jeden Glaubens wallfahrteten. Nach seinem Tode bewohnte, wie dies bei den Gräbern der mohamedanischen Heiligen immer der Fall ist, ein Fackhier das Gebäude. Als Ghuru Nanak, der Stifter der Siek-Religion, als Pilger die Höhe erreicht hatte, bat er, vom Steigen erhitzt, den Fackhier um Wasser. Dieser versagte es dem Ungläubigen; Nanak legte daher seine Hand auf den Felsen, aus dem die Quelle hervorsprudelte: sie hörte augenblicklich auf zu fliessen, und wo seine Hand lag, war sie erhaben als Basrelief in Stein zu sehen. Dieser Stein ward später, als die Siek die Herren des Landes wurden, von dem Berge herabgetragen, in das Gebäude gebracht, das im Innern des Serai's erbaut worden ist, und dort zur Verehrung gegenüber

des Einganges aufgestellt. Täglich Morgens singt daselbst der Ghuru Stellen aus dem Grunt, dem heiligen Buche der Siek. Die Legende spielt im XV. Jahrhundert. Bei dem Serai ist ein fast zerstörtes Grabmahl, mit zwei grossen Zipressen geschmückt, welche, wie dies bei mohamedanischen Gräbern häufig der Fall ist, auf erhöhten, mit dicken Steinmauern umgebenen Plätzen stehen. Alle Stimmen vereinigten sich, dass in ihm die berühmte Nur Begum, Gemahlin Jehanghir's, ruhe. Nur die Einfassung des Thores, von schwarzem Marmor, zeigt von ehemaliger Pracht; das Thor selbst, das wohl ebenfalls von schwarzem Marmor war, ist geraubt.

Montag den 28. Dezember. Die Nächte wurden nun recht empfindlich kalt. Das Wasser fror in den Flaschen, und jeden Morgen war die Gegend mit Reif überzogen. Die Mittagssonne war dagegen jene Indien's. Ich stattete am Morgen dem Siek Ghuru meinen Besuch ab; zu dieser Zeremonie fand sich die ganze Bevölkerung Hussein Abdall's ein. Als ich an die Marmorstufen kam, welche zu seinem Durbar führten, den er auf Teppichen sitzend, vor dem merkwürdigen Stein hielt, zog ich meine Schuhe aus, und hörte dafür aus dem Munde aller Anwesenden mein Lob erschallen. Der Ghuru empfing mich mit vieler Würde, und ich liess ihm ein Geschenk reichen, welches die Ansicht des Steines, auf welchem die Spuren des Wunders zurückgeblieben waren, nicht werth war.

Von Hussein Abdall nach Lahor führte die ehema-

lige grosse kaiserliche Strasse, die Hindostan mit Kabul verband; auf ihr waren alle 6 Koss (9 bis 10 Meilen) Serai erbaut. Von hier nach Râwil Pindi waren deren drei; ich beschloss jedoch in zwei Tagen dahin zu kommen, und von dem Durbar des Ghuru's begann ich meine Reise. Nach dem ersten Serai kommt man an eine kleine Anhöhe, über welche, man weiss nicht warum, ein gepflasterter Weg führt, der weder durch Länge noch durch Breite, noch durch die Grösse der Steinplatten irgend etwas Ausgezeichnetes hat; die einzige Merkwürdigkeit, die mir auffiel, war die vollkommene Nutzlosigkeit desselben, da man früher und später an Stellen kommt, obgleich an keine Anhöhe, die einer Kunststrasse weit mehr bedurft hätten, als diese. Als der einzige Felsenberg zwischen Lahor und Atok wurde ihm vielleicht die Ehre dieser Strasse angethan; er heisst Mulgalla, und eine nicht recht auszumachende Inschrift schreibt ihn, ich glaube, Akber zu. Ehe man an diesen Punkt kommt, zeigt eine zerstörte Steinbrücke über einen Wildbach die Veränderlichkeit des Bodens des Panjab: die Brücke geht nämlich gegen einen Berg von 60 bis 80 Fuss Höhe, der gleichsam auf dem Ende der Brücke steht, und später von dem Wasser darauf gebildet worden seyn muss. Eine andere Brücke daneben, wohl später erbaut, ist ebenfalls zerstört, und jeder Reisende mag nun seinen Weg durch die Schlucht und den Bach finden, wie er es am Besten versteht. Meine Kameele verstanden dies schlecht, und

die ganze Ladung fiel auf den Boden. Janikasang, unser Nachtlager, ist 9 Koss von Hussein Abdall, es ist ein elender Ort.

Dinstag den 29. Dezember. Der Weg führt fortwährend in der Ebene fort, die kaum bebaut ist, obgleich der Boden vortrefflich scheint. Dieser muss, wie es an jenen Stellen deutlich ersichtlich ist, wo ein Wildbach in den Boden einriss, bis zu einer unergründlichen Tiefe reichen. Die Ursache des Mangels an Anbau liegt gerade in der Vortrefflichkeit des Bodens. Denn in diesem Theile Asien's, wo Regen selten ist, beruht der Anbau fast ausschliesslich auf Irrigation, und hier haben sich die Bäche und Flüsse, welche in grosser Menge aus dem Hochgebirge strömen, so tief eingegraben, dass das Wasser nicht auf die Ebene geleitet werden kann, und die Gegend ist an vielen Stellen eine vollkommene Wildniss, nur mit niedern Akazien und Ziziphus-Stauden bedeckt. Der tiefen Schluchten sind sehr viele, und sie müssen, wenn es regnet, jedes Weiterkommen verhindern. Sie sind sämmtlich durch Ströme gebildet; in manchen fliesst selbst in der trockensten Jahreszeit Wasser. Keine Brücke ist angebracht, und da das Wasser, nach den Ufern zu schliessen, an manchen Stellen oft 20 und 30 Fuss hoch steigt, so muss dann nur übrig bleiben, mit Geduld einen Witterungswechsel abzuwarten.

Kurz vor Rawil Pindi kommt man an einen Fluss, Sawen, Swan der Karten, genannt, von welchem sich

bis zum Orte selbst, eine kleine Ebene ausdehnt. Bei der Sawen fand ich den Thanadar von Rawil Pindi mit dem Sirni (persisch) oder Metai (in Hindostani). Es ist dies das Bewillkommnungsgeschenk, bestehend in 21 Töpfen Zuckerwerk, jeder Topf so gross, dass ein Mensch nur Einen zu tragen vermag, ferner in einem Korb mit Eiern, einem mit Hühnern, dann in zwei Schafen und einem Sack Rupien.

Ich ging alsbald, mich in der Gegend umzusehen. Mein Lager war an dem einzigen Brunnen der Stadt aufgeschlagen, auf einen Büchsenschuss von den ersten Häusern. Rawil Pindi hat den Namen einer Festung, den nichts rechtfertigt; es wird auch nicht einmal von einer Mauer umgeben. Es ist ein volkreicher Ort, mit einem grossen Bazaar.

Unweit meines Lagers befand sich ein kleines Gebäude, um welches einige Akazien-Bäume stehen, die Einzigen der Umgegend; ein mir neuer Vogel sass auf einem derselben: ich sandte meinen Jäger Jonki, ihn zu schiessen er wurde jedoch von dem Volke verhindert, es zu thun, weil in dem Hause 6 Ghuru wohnten Ich befahl augenblicklich mein Lager aufzubrechen, nicht wie ich sagte, weil meinen Jägern nicht zu schiessen erlaubt sei, sondern weil meine Diener stets mit den Heiligen in Streit geriethen. Als diese meinen Entschluss hörten, kamen sie sämmtlich mich zu bitten, zu bleiben wo ich sei, und zu schiessen was und so viel ich wollte. Ich blieb und verboth zu schiessen. Ich

erhielt am Abend einen Brief vom General Ventura, nebst zwei Körben mit ausgesuchten europäischen Leckerbissen, eine Aufmerksamkeit, die ich ihm nie vergessen werde. Ein Jemidar begleitete sie, mit dem Auftrage mir zu folgen. Ich dankte General Ventura eben in einem Briefe dafür, als ein von ihm abgesandter Sowar auf einem Dromedare ankam, mir englisches Pulver zu bringen, um welches ich ihn, von Baramulla aus, gebeten hatte. Der Sowar hatte in drei Tagen den Weg von Lahor hieher zurückgelegt; es sind 96 Koss.

Mittwoch den 30. Dezember. Es geschieht manchmal, dass durch spätere unbedeutende Ereignisse grosse Fragen aus der frühern Geschichte, die längst als unauflösbar aufgegeben waren, aufs Neue in Anregung gebracht und auch beantwortet werden. Die neueste Zeit, mit der sie bezeichnenden ungeheuren Geistesthätigkeit, war darin vorzüglich glücklich. Als den sprechendsten Beweis davon brauche ich wohl nur die Auffindung des berühmt gewordenen Steines von Damiette zu erwähnen, durch welchen es gelang, das längst ruhende Räthsel der Hieroglyphen zu lösen. Etwas Aehnliches fand durch die Reisen von Europäern in jenem Theile Asien's statt, den ich jetzt durchziehe. Es betrifft nämlich die grosse Frage des Zuges Alexander's nach Indien. Es ist diese Aufgabe keine fruchtlose Spekulation, sondern eine solche, welche durch ihre Bestrebungen Licht über einen dunklen Theil der Geschichte verbreitet. Der Zusammenhang der Sache ist folgender:

Es traf sich, dass in dem Bazaar zu Dehli, unter den mannigfaltigen Kupfermünzen, Peiss genannt, das Gepräge einiger derselben einem Engländer auffiel. Nun gehört vor Allem schon ein grosser Zufall dazu, dass überhaupt Kupfergeld in die Hände der Herren Indien's kommt, da in jeder Haushaltung, sie sei so klein als sie will, ein Indier die Rechnung führt, und von seinem Herrn im Grossen bezahlt wird. Ein noch grösserer Zufall war es jedoch, dass der Engländer die Münze betrachtete, und dass er etwas Besonderes dabei fand. Es ist durchaus nicht meine Absicht, das eben Gesagte in dem Sinne eines Vorwurfes der Indolenz nieder zu schreiben. Jeder Ankömmling in Indien wird gewiss mit grösserem oder geringerem Interesse, allein sicher mit der lebhaftesten Neugierde, alles das Neue auffassen oder anstaunen, was sich ihm darbiethet. Allein nach und nach vermindert sie sich, und bis ein Angestellter in die obern Provinzen kommt, welches gewöhnlich erst nach einer geraumen Zeit Aufenthaltes in Kalkutta und Bengal geschieht, hat sie meistens gänzlich aufgehört. Dass dies geschieht, davon kann ich selbst am Besten urtheilen: Vieles, was früher Forschungen mancher Art verursacht hätte, berührt mich nun nicht mehr: und wenn dies bei mir der Fall ist, dessen Reisezweck Forschung und geistige Thätigkeit ist, um wie viel mehr muss dies bei Jenem eintreten, dessen einzige Aufgabe Genuss seines Einkommens und Erwerb von Vermögen ist.

Die oben erwähnten Kupfermünzen waren von jenen Indien's vollkommen verschieden; statt wie die mohamedanischen nur Legenden, statt wie die indischen Götzenbilder oder Thiere, oder symbolische Zeichen zu tragen, war das Gepräge derselben den abendländischen ähnlich: sie enthielten bald Brustbilder, bald ganze Figuren, manche mit einer Legende umgeben. Eine oberflächliche Untersuchung zeigte, dass sie unstreitig griechischen Ursprungs oder griechischen Münzen nachgebildet worden seien, und eine Genauere lehrte, dass es baktrische oder diesen verwandte Münzen seien. Kaum war diese Entdeckung bekannt, als sich viele Engländer in Ober-Hindostan auf das Sammeln der Kupfermünzen des Bazaar's verlegten, und es fand sich eine so grosse Menge dieser Münzen, dass sie jeden Glauben übersteigt; auch silberne und goldene wurden bald erhalten, nämlich dadurch, dass die Silber- und Goldarbeiter, zu welchen die Finder sie brachten, anstatt sie wie früher einzuschmelzen, sie nun den Engländern verkauften. In Kurzem war es möglich, die aufgefundenen Münzen in Klassen einzutheilen, nämlich in Alt-indische (buddhistische), in Baktrische und in solche, welche von diesen wieder zu den Indischen zurückkehrten. So interessant auch immer die Ersten sind, so waren dennoch die Baktrischen die Fundgrube für die Geschichte Mittel-Asien's, und die Letztern, welche Indo-Scythische genannt wurden, bildeten die wichtigsten Dokumente, möchte ich sagen, für die Geschichte des menschlichen

Geistes. Diese und die baktrischen Münzen konnten nach und nach in Dynastien abgetheilt werden, und es ergab sich: dass die Feldherren Alexander's, welche sich nach seinem Tode in sein ungeheures Reich theilten, sich und deren Nachkommen am Indus um so viel länger erhalten hatten, als es bis jetzt auch nur geahnet worden war, ja es ist möglich, dass einige Dynastien fast bis zu den Eroberungen der Mohamedaner reichten. Die letztere Abtheilung, jene Münzen enthaltend, welche den Uebergang von den Baktrischen zu den Indischen bilden, sind bei weitem die Merkwürdigsten. Wie jene des Abendlandes von den edlen griechischen Formen in jenes geschmacklose Gepräge übergingen, welche zur Zeit der christlichen Kaiser von Constantinopel zu wahren Zerrbildern wurden, eben so verminderten sich hier die edlen Formen der Münzen nur in einem noch grösseren Massstabe, bis zuletzt nur mehr Punkte und Linien ohne Zusammenhang an die Stelle der schönen Verhältnisse traten. Man findet ferner in ihren Legenden anfangs das griechische Basileos, dann dasselbe mit Sanskrit-Buchstaben, dann Basileos Raja, bis zuletzt nur mehr der Letztere übrig blieb, und dann Namen und Titel auf dem rohen Gepräge verschwand. Wie in dem Mittelalter in Italien, war in diesem Theile Indien's vor dem Einfalle der Mohamedaner die Kunst tief herabgesunken.

Der Strich Landes in Indien, wo baktrische Gold- und Silbermünzen gefunden werden, ist nicht sehr gross.

Er läuft am Ufer des Sawen von Rawil Pindi herab bis zum Indus, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, dass Rawil Pindi, oder in dessen Nähe das alte Taxila gewesen sei, worauf auch die Beschreibung nach den alten griechischen Schriftstellern hinweist. Jene Münzen, welche den Uebergang der Baktrischen zu den Indischen bilden, finden sich wohl ebenfalls daselbst, allein meistens um Karnoj am Ganges; endlich die Kupfermünzen in dem Bazaar von Dehli bis Agra. Einer spätern Zeit wird die Erörterung der Frage aufgespart seyn, ob sich ein Indo-baktrisches Reich in dem Panjab und einem Theil Nord-Hindostan's gebildet habe, oder ob die Münzen, welche sich jetzt daselbst finden, mit den mohamedanischen Eroberern dahin kamen, welche statt des mitgebrachten Kupfers, Gold und Edelsteine hinwegschleppten. Während meines Aufenthaltes in Rawil Pindi wurde mir eine grosse Menge baktrischer Münzen gebracht, von welchen ich die Bessern kaufte; sie heissen Sittah Ram Peiss, von Sittah und Rama, das Erste bezeichnet eine Göttin, das Letztere ihren göttlichen Liebhaber, weil die Hindu glauben, die Figuren auf den Münzen stellen diese beiden Gottheiten vor.

Die alte Wahrheit: dass für einen europäischen Reisenden in Indien nichts unangenehmer sei, als ein bedeutender Ort, bewährte sich hier auf's Neue. Die Träger weigerten sich heute, weiter zu gehen, meine Jampani verliessen mich gänzlich, die Kameeltreiber forderten ihre Entlassung. Ich hatte jedoch eine Unruhe in mir,

von der Stelle zu kommen, als erwarte mich irgendwo in der Welt das Glück, welches ich durch Einen Tag Zögerung versäumen würde; ich liess den Thanadar zu mir entbiethen, geboth ihm, sei es selbst durch Gewalt, mir die Mittel zum Weiterkommen zu verschaffen, und drohte ihm mit der Ungnade Ranjiet Singh's, wenn ich gezwungen seyn würde, eine zweite Nacht in Rawil Pindi zuzubringen. Ranjiet Singh hat den europäischen Reisenden, wenigstens mir, eine ungeheure Macht über seine Angestellten eingeräumt, vom Statthalter einer Provinz bis zum Richter eines Dorfes. Ein Jeder musste dem Maha Raja ein Zeugniss meiner Zufriedenheit einsenden, und dieses zu erhalten, hätten sie selbst grosse Summen gegeben. So gelang es mir denn, um zwölf Uhr aufzubrechen. Allein meine Unruhe liess mich nicht abwarten, bis mein Gepäcke abgegangen war; mein Munschi blieb dabei zurück. Bei einem öden Serai, 7 Koss von Rawil Pindi, blieb ich, um den spät abgegangenen Trägern die Möglichkeit zu geben, vor Nacht anzukommen. Im Innern des alten Serai waren ziemlich viele Reisende. Von der alten Herrlichkeit waren nur mehr die äussern Mauern, und diese nur zum Theil erhalten. In früherer Zeit waren hier, wie in allen Serai, Laubengänge, in welchen die Reisenden niedern Standes Unterkunft fanden; die wenigen derselben, welche nun noch einigen Schutz gegen die Kälte gewährten, waren besetzt, im innern Hofraume war zwar Platz, mein Zelt aufzuschlagen, allein die Luft zog nach allen Richtungen

durch die offenen Stellen, und die Mauern gewährten daher kein Obdach gegen das Wetter, während der Schmutz des Hofes mich anekelte. Ich zog es vor, mein kleines Zelt, welches gegen Abend angekommen war, vor das ehemalige Eingangsgebäude aufstellen zu lassen, wo es gegen den eben herrschenden, kalten Nord-West-wind geschützt war, und meine Leute konnten, mir nahe, in dem einzigen erhaltenen Zimmer wohnen. Die Aussicht von diesem Punkte war übrigens sehr reizend. Gerade vor mir, auf eine geringe Entfernung, lag ein grosses mohamedanisches Grabgebäude, mit einem riesenhaften Dome, welches von einer Menge anderer Gräber umgeben war, und in einem, Wohnungen für Pilger und eine Moskee enthaltenden Vierecke stand. Das Hauptgebäude war schon zur Ruine geworden, mächtige Risse in dem Gewölbe der Kuppel liessen den Himmel durchschimmern, und verliehen der, dem Einsturze drohenden Masse einen grossartigen Karakter. Es war von merkwürdigen Felsen umstellt, die sich in ungeheuren Blöcken von regelmässiger Form, bald über einander gethürmt, bald einzeln wie geometrische Figuren, dunkel von dem Horizonte abhoben. Das Grabmahl war der höchste Punkt der Umgegend, und hinter ihm erschien das weit entfernte, aufsteigende Hochgebirge, dessen höchste Punkte die Schneekuppen des Pir Panjahl waren, die wie auf endlosen Schneebergen thronten. Die Sandstein-Formation, welche jene Felsen bildete, hat senkrechte Schichten, und es läuft von N. W. nach S. O.

Von dieser Höhe ist nur gegen S. W. mehr Ein freistehender Berg zu sehen, die Ebene des Panjabs scheint sich nach allen Seiten hin zu erstrecken. Allein dies ist oft Täuschung, und die Fläche kann zuletzt durch Schluchten und Flussbette so zerrissen seyn, dass sie dem Wanderer voll Bergrücken scheint.

Vigne und ich durchwanderten die Gegend in Erwartung des Mittagessens. Wir fanden einen bedeutenden Teich, von Felsen umgeben, und suchten obwohl vergebens unser Mittagsmahl durch ein Gericht wilder Enten, welche in ziemlicher Menge auf dem Teiche schwammen, zu vermehren. Bei unserer Rückkunft meldete mir der angekommene Munschi, dass alle Sachen von Rawil Pindi weggegangen seien, und zwar in Ermanglung von Tragthieren auf dem Rücken von Kuli (Trägern), dass er jedoch die grosse Zeltstange, welche vier Menschen tragen mussten, unterwegs habe liegen sehen; er vermuthe, dass die Träger derselben davongelaufen seien, und dass er nachher noch 6 andere mir gehörige Päcke auf dem Wege gefunden habe. Nach den Letztern schickte ich augenblicklich, allein die Zeltstange war zu weit und zu schwer, um sie heute holen zu lassen, da die Panjaber-Träger, wie die Kaschmirer, um keinen Preis in der Nacht von der Stelle zu bringen sind.

Auch der Schah war nachgekommen und hatte sein Zelt unweit des Meinen aufgeschlagen.

Mit Sonnenuntergang schien mir der Himmel Regen

zu verkünden, doch hoffte ich, dass es nur ein vorübergehender Schauer seyn würde. Zur Vorsorge liess ich jene Sachen, welche durch Nässe leiden konnten, in die Kanat des kleinen Zeltes stellen, das mich über Nacht beherbergen musste.

Abends ging ich zum Schah. Ich bemerkte, dass sein Zelt in einer Vertiefung stand, und sprach ihm von der Wahrscheinlichkeit eines Regens. Er dankte mir für meine Theilnahme, hoffte jedoch, dass es nicht viel regnen würde, und liess das Zelt wo es war.

Donnerstag den 31. Dezember. Ich hatte mich in meiner Rechnung geirrt, als ich meine Ankunft in Lahor auf einen bestimmten Tag festsetzte. Ein vollkommener Schiroco war eingetreten, der wie dieser mit heftigen Regengüssen verbunden war; der Wind hatte sich gedreht, und mein Zelt, vor dem zerstörten Serai aufgeschlagen, hatte nun den ganzen Anfall des Wetters. Schon in der Nacht hatte ich den Regen gehört, und als ich nach durchwachten Stunden aufstehen wollte, fand ich Alles in meinem Zelte schwimmend; ich zog die durchnässten Kleider an, und tröstete mich bei der unangenehmen Empfindung, als ich sie anzog, mit dem Gedanken, dass wenn sie nicht nass wären, sie es alsbald werden würden. Als ich vor mein Zelt trat, regnete es wie bei der Sündfluth. Die ganze Gegend war zu einem Sumpfe geworden, in welchem meine, ausser dem Zelte gebliebenen Effekten kaum sichtbar waren. An die Möglichkeit eines Feuers für das

Frühstück war nicht zu denken; ich untersuchte die Lage der Dinge, und fand, dass es durchaus unmöglich sei, sich mit Geduld in sein Schicksal zu ergeben. Allein eine Veränderung war mit grossen Unannehmlichkeiten verbunden, und vor Allem war das Schwerste, einen bessern Platz zu finden. Das mehr als halb zerstörte Serai war mit einer Menge der verschiedenartigsten Reisenden angefüllt; diese konnte ich zwar kraft meiner Autorität als „weisser Herr" sämmtlich ausquartiren, ich hätte auch nicht zu fürchten gebraucht, dass die mehrere hundert Männer zählenden Reisenden auch nur daran gedacht hätten, mir das Recht zu bestreiten, sie des Obdaches zu berauben, und mein Munschi wollte schon den Befehl dazu geben, Khan Singh bath mich, es zu thun, allein ich war zu menschlich, um es zu erlauben. Ich begab mich daher in dem heftigen Regen auf den Weg, um zu suchen, und fand in der, eine Viertel-Meile entfernten Grabruine die Möglichkeit, mit meinen Sachen im Trocknen einen Tag zuzubringen. Diese Ruine war ein eigentlicher Gottesacker, mit einer Mauer umschlossen, welche von Innen kleine gewölbte Nischen hatte. Die Zerstörungswuth der Siek hatte sich an den grossen Grabmählern und der Moskee erschöpft, und viele dieser kleinen Gewölbe waren ziemlich erhalten. In diese befahl ich alle meine Sachen zu bringen. Ich wählte selbst eines der fensterlosen Eckgewölbe, einem Kerker aus der Ritterzeit ähnlich, mit einem schwer zu findenden, engen, finstern Eingange und

richtete mich darin mit meinen Teppichen, Kanat und Möbeln ziemlich gut ein, nur war es vollkommen finster darin, und ich musste den ganzen Tag Lichter brennen. Das, was mich wahrhaft betrübte, war: auf jeden Fall diesen Tag, und wer weiss wie viele mehr, durch diesen Regen zu verlieren. Es handelte sich übrigens nicht um Tage, es galt ein ganzes Jahr mehr, sollte ich gezwungen seyn, so lange in diesem Theile Indien's zu bleiben, bis es zu spät wäre, mich in Bombay mit dem Dampfboote nach Egypten einzuschiffen. Ich muss gestehen, dass ich nicht auf Regen gerechnet hatte: dem General Ventura hatte ich meine Ankunft in Vizirabad auf den 4. Jänner angekündigt, um wie viele Tage ich nun später eintreffen würde, dies konnte ich nicht berechnen. Wenn es jedoch überhaupt thöricht ist, zu sehr auf die Zukunft zu bauen, so ist dies noch mehr der Fall bei Reiseplänen, in einem Lande, wo man sich wundern muss, dass man überhaupt von der Stelle kommen kann. Allein, auf einem Pferde, findet wohl der Reisende leicht sein Fortkommen, aber dies konnte bei mir nicht seyn, ich bedurfte ein grosses Gefolge.

Nachdem ich vollkommen eingerichtet war, kehrte ich zu dem frühern Lagerplatze zurück, um mich nach meinen Begleitern umzusehen. Ich fand Vigne in seinem Bette, das mitten im Wasser stand; durch sein Zelt drang der Regen von allen Seiten. Ich musste wirklich über seine Philosophie lächeln, und bewog ihn nicht ohne Mühe, mit mir in mein Grabmahl zu kommen. Dem

armen Schah konnte ich nicht helfen: er sass in der Mitte seines vollkommen durchnässten Zeltes auf einer Truhe, um ihn seine 25 Leute. Ich bat ihn, mir zu



folgen; allein er hatte die Energie verloren, sich zu bewegen, und der Gedanke, wenn auch zum Bessern, für einen Augenblick noch nässer zu werden, als er es schon war, liess ihn meinen Antrag ablehnen.

So verging der letzte Tag eines Jahres, das ich auf der hohen See, auf dem Heimwege zu beschliessen gedachte; unter Allen, die ich auf Reisen zubrachte, war es das Reichhaltigste, nicht nur durch den Anblick der verschiedenartigsten Naturszenen, sondern auch durch

8 *

das Bekanntwerden mit den mannigfaltigsten, am Weitesten von einander entfernten Sitten und Gebräuchen von Völkern, mit denen ich in Berührung kam. Das Jahr 1834 endete mir auf der Fahrt von Manilla nach Kanton, und das Jahr 1835 begann mir in den furchtbar aufgewühlten Wogen der gelben See. Und was war mir nicht Alles vergönnt in diesem Einen Jahre zu schauen, China und Indien: das Grösste der ausser-europäischen Welt, das Herrlichste der Natur; die stille Majestät der Schöpfung und die Sanftmuth der ältesten Civilisation! Von China's östlichen Provinzen, wo das Meer dem ungeheuren Lande Gränzen setzt, bis zu seinem westlichsten Punkte, Thibet, führte mich mein Weg im weiten Kreise. Ich sah das blühende Sinkapur, das zerfallene Malakka, die reich geschmückte Insel Penang, das öde Madras, dann den Ganges und die königliche Stadt Kalkutta; die uralte Brahminenstadt Benares, Allahabad, Aud, Agra, Gwalior, Dehli, noch prächtig in seiner untergegangenen Grösse; und dann den Himaleya, das Riesengebirge unserer Erde, und dann das reizende, elende Thal, vielleicht die Wiege des Menschengeschlechtes; dann ein Blick nach Thibet, und dann eine beschwerliche Wanderung nach dem alten Taxila und nach dem neuen Atok, dessen schwarze Felsen der Indus bespühlt. Das Jahr stellt sich gross und erhaben in der Erinnerung dar, wie der Gedanke der Vollendung, allein in seinem Verleben gab es der freundlichen, zufriedenen, ruhigen Tage nur wenige;

Geist und Körper waren in ununterbrochener Thätigkeit: Arbeit und Ermüdung brachten jedoch die Wünsche und das Gefühl der Entbehrung zum Schweigen, und nur wenige Tage waren, wo das Alleinsein mich niederdrückte. Die Jugend nimmt im schlimmsten Falle das Gefühl der schwärmerischen Trauer in die Einsamkeit mit, sie sieht selbst in dem Tode eine Hoffnung; dem alternden Manne biethet das Alleinsein nur das Fortschreiten im Wissen, nur das Schauen des Grossen als Ersatz für das Leben.

Und somit wäre denn auch dies Jahr, das Vierzigste meines Lebens, geendet, ohne den Wunsch zurück zu lassen, auch nur Einen Tag, Eine Stunde desselben nochmals zu leben. Das Jahr begann mir in einem Sturme auf dem chinesischen Meere, und endete in einem Grabe: ein treues Ebenbild, wie es in meinem Innern aussieht! Mit jedem Tage nähere ich mich dem Letztern, ohne dass es ruhig in mir werden will, ja ich gäbe mein Leben für Eine Stunde, wo ich frei athmen, wo ich mit Ruhe und Hoffnung in die Zukunft blicken könnte.

Freitag den 1. Januar 1836. Noch fiel der Regen in heftigen Strömen herab, als schon die Scheidestunde des Jahres vorüber war. Sie verging mir einsam und allein in meinem Kerker; Mr. Vigne war ermüdet und früh zu Bette gegangen, und überlies mir die Sorge, mit dem sterbenden Jahre allein fertig zu werden. Wenn ein späterer Reisender diese Ruine besichtigt, und die Neugierde ihn bewegen sollte, die verschiedenen Theile derselben zu durchwandern und zu durchkriechen, so wird er vor dem engen Eingange zu dem finstern runden Thurme, der die Mauer in Süden stützt, zurückschrecken, als führe er zu der Wohnung einer Hyäne oder eines Wolfes, oder er würde zum Wenigsten glauben, das zerfallene Gemäuer diene Schlangen zum Aufenthalte. Wenn ihn jedoch Forschungsgeist oder Neugierde vorsichtig durch die beiden engen Eingangsgemächer geführt hat, die ihm vorgetragene Fackel die schwarzen Mauern zeigt, und seine Brust sich beengt fühlt von der dumpfen Luft, so wird er schwerlich begreifen, was einen Europäer, einen erfahrnen Reisenden, der mit einem grossen Gefolge Indien durchzog, bewegen konnte, dort Unterkunft zu suchen, und sich daselbst während zwei Tagen aufzuhalten. Der Zusammenhang der Dinge, der meine Zeltstange in die Hände von Trägern brachte, welche gegen mein Geboth und ohne dass ich es wusste, ohne Bezahlung gepresst worden waren, die Unvorsichtigkeit, sie dann ohne Aufsicht weggehen zu lassen, und ihr Davonlaufen

mit Zurücklassung ihrer Last vier Meilen von hier, erklären das Räthsel.

Um die Mittagsstunde klärte sich der Himmel auf, und ich befahl augenblicklich den Aufbruch; meine Lage in dem einsamen Serai war durchaus nicht wünschenswerth, kein Bazaar war für meine Leute in der Nähe, kein Holz für mich zu erhalten. Meine Träger und Maulthiertreiber waren sämmtlich während der beiden Tage hinweg gelaufen. Zum Glück kamen um die Mittagsstunde 6 Kameele, die mein Munschi in Rawil Pindi aufgenommen hatte, und die mich nun das Hinweggehen der früher gemietheten Lastthiere ziemlich gleichgiltig betrachten liessen, besonders da sich auch neue Träger meldeten. Nur nach Manikyauli wünschte ich heute zu kommen, um Alles wieder in Gang zu bringen, und den Leuten die Möglichkeit zu geben, sich dort zu trocknen. Es war eine kurze Tagesreise. Mein erster Gang, als ich aus meinem Gefängnisse getreten war, führte mich zu dem Schah. Er war mit seinem Gefolge in einem elenden Zustande: es schüttelte ihn, als sei er im heftigsten Fieberanfalle, und seine Leute waren so durchnässt, dass ich fürchtete, Alle würden ernstlich erkranken. Ich rieth ihnen etwas Branntwein an, allein davon wollten sie, als ächte Muselmänner, und noch dazu als Morieds, Schüler des grossen Schah Nakschbandi, nichts hören. Als ich diesem meinen Vorsatz mittheilte, gleich aufzubrechen, erstaunte er anfänglich nicht wenig über diesen Entschluss, fand aber bald Kraft

genug, den Gedanken zu fassen, und meinem Beispiele zu folgen.

Nach einem kurzen Ritte in der fast ebenen Gegend erreichten wir das Ziel unseres heutigen Marsches, ein grosses Denkmahl der Vorzeit, von den Eingebornen Manikyauli Top oder Burj genannt; es hat seinen Namen von dem Orte Manikyauli, und ist eine bedeutende Dhagoba, nach Mr. Elphinstone 72 Fuss hoch und 150 Schritte (450 Fuss) im Umkreise. Während meines Aufenthaltes in Ceylon, wo sich zahllose Dhagoba befinden, beschäftigte ich mich mit der Aufnahme dieser Denkmahle. Bekanntlich sind die Dhagoba vollkommen massiv gebaut, das heisst, die äussere Form ist die eines Domes, allein nur diese existirt, denn es ist ein aufgemauerter Berg, der über einer Reliquie, der Buddhu-Religion heilig, einer Locke, eines Zahnes etc., erbaut ist. Unweit derselben befindet sich gewöhnlich eine Wihare, ein Tempel, und ich entdeckte auch im Westen der Manikyauli-Dhagoba, die allein übrig gebliebenen Grundmauern der Wihare, in Form eines grossen Vierecks. Diese Dhagoba ist niederer im Verhältniss ihrer Höhe, als irgend ein Gebäude dieser Art, das ich früher gesehen habe; die Zeichnung in Elphinstone's Werk gibt keine richtige Idee davon. Es ist von Conca-Steinen erbaut; dieser, ein Erzeugniss des Wassers, ist der weichste Stein der Welt; die Unterlage besteht aus grobem Sandstein, die Verzierung in dieser Unterlage, welche 6 bis 8 Fuss hoch ist, bilden Pilaster 4 Fuss hoch mit

geschmückten Kapitälen, 6 Fuss von einander entfernt; darüber, auf 14 Fuss Höhe von dem schon erhöhten Boden, läuft eine vorspringende Kornische hin, von welcher die Kuppel emporsteigt. General Ventura öffnete das Gebäude. Von dem höchsten Punkte, den ich bestieg, geht ein viereckiger Brunnen in das Gebäude hinab, der wahrscheinlich ehemals überbaut war; er misst 12 Fuss im Viereck und ist 18' tief. Als General Ventura die Arbeit begann, war dieser Brunnen oder Schacht ganz mit Steinen angefüllt; er versuchte zuerst von Unten in das Monument einzudringen, gab es jedoch bald auf, seinen Zweck auf diese Weise zu erreichen. Er befahl die Arbeit von Oben zu beginnen, und dann die Vertiefung zu untersuchen: nach deren Ausräumung, unterhalb des Schachtes, kamen die Arbeiter auf grosse Steinmassen, welche General Ventura durchbrechen liess. Als die Ausgrabung bis zu den Fundamenten gekommen war, fand sich ein kleines Gewölbe, in welchem ein Gold-Cylinder mit einer Flüssigkeit und einige buddhistische Münzen lagen, deren Beschreibung Mr James Prinsep in dem Asiatik Journal der gelehrten Welt gegeben hat. Nach den Eingebornen arbeiteten 500 Menschen einen Monat an der Eröffnung dieses Grabmahls.

Meine von den Kameelen mit unsäglicher Mühe hieher gebrachten Zelte, theils wegen ihrer durch das Wasser vermehrten Schwere, theils wegen des schlüpfrigen Bodens, auf welchem Kameele kaum gehen können,

waren zu nass, um sie aufrichten zu können, und ich war in dem elenden Dorfe wegen einer Unterkunft verlegen. Dazu dient nun für den Hindu und den Siek der Tempel, wie für den Musselman die Moskee; in den Erstern hatte ich sehr oft mein Lager genommen, in den Letztern bis jetzt nur selten, um die Vorurtheile der mohamedanischen Religion unangetastet zu lassen, die ungern den Bekenner eines andern Glaubens in ihrem Heiligthume sieht; allein da das einzige Gebäude des Ortes, in welches ich mein Bett stellen konnte, eine Moskee war, so nahm ich davon Besitz. Manikyauli ist 10 Koss von Rawil Pindi und 2½ von dem Serai.

Samstag den 2. Januar. Ich wünschte den Weg von Manikyauli nach Rethas in 2 Tagen zurückzulegen, welcher auf 25 Koss angegeben wurde. Tumak, so hiess es, sei halben Weges; etwas mehr: 13 Koss. Wie erwähnt, waren die Kameele nur mit Mühe und erst spät nach Manikyauli gekommen. Ich sah vor, dass sie heute schwerlich 13 Koss zurücklegen würden; doch hoffte ich auf das Auftrocknen des Weges während der Nacht; ich gab es ungern auf, in zwei Tagen nach Rethas zu kommen. Ich bestimmte daher Tumak zu unserem heutigen Nachtlager, und wartete bei dem Manikyauli Top, bis meine Leute alle weggegangen waren. Allein nachdem ich den kaum von der Stelle sich bewegenden Zug der Kameele eingeholt hatte, und das Elend mit ansah, wie diese armen Thiere auf dem

schlüpfrigen Boden alle paar Schritte ausglitten, dann mit verrenktem Beine einige Schritte hinkten, dann wieder ausglitten und manchmal fielen, und nur mit furchtbaren Schlägen von der Stelle zu bringen waren, sah ich ein, dass mein Gepäcke Tumak heute nicht erreichen konnte, und dass ich meine Tagesreise um mehrere Koss abkürzen musste, wollte ich mit meinen Sachen in demselben Orte übernachten. Ich fragte daher, welcher Ort 3 Koss näher als Tumak sei, und Bissentaur wurde mir als der einzige Ort diesseits Tumak genannt. Dahin bestimmte ich das Nachtlager. Allein mein veränderter Befehl erreichte die Wenigsten meiner Leute.

Auf halbem Wege nach Bissentaur ist ein Gebäude, ein Serai von grosser Ausdehnung. Diese Gebäude, die wie früher erwähnt, in einer bestimmten Entfernung von einander erbaut sind, und die Unterkunftsstationen der mongolischen Kaiser auf ihren Reisen von Dehli nach Kabul waren, liegen nun nicht immer an der Strasse. Unter dieser Benennung muss man in Indien überhaupt nicht an einen breiten, unterhaltenen Weg denken: es ist meistens nur ein schwer zu findender Fusspfad, welchen jede Zufälligkeit verändert, und der hier im Panjab durch Schluchten und Wildströme unterbrochen, oft von der einstigen Richtung ganz abgeht, um so mehr, da die zerfallenen Serai den Reisenden nicht mehr einladen, sie aufzusuchen. Die Gegend ist die Hässlichste, die ich je gesehen habe. Nach allen Richtungen hat das Wasser tiefe Schluchten gebildet, kaum

irgend ein Anbau findet in dem fruchtbaren, tiefen Boden statt, wahrscheinlich wegen Wassermangel im Sommer. Es war eine der beschwerlichsten Tagesarbeiten, Bissentaur zu erreichen, und ich verzweifelte schon daran, heute dahin zu kommen. Die letzte Stunde Weges gingen wir in dem tiefen Sande des Bettes der Kh'han fort, deren Ufer sich riesenhaft erheben. Bissentaur liegt an einem der höchsten Punkte desselben, ich kann jedoch nicht angeben, ob an dem rechten oder linken Ufer; denn die Kh'han windet sich unglaublich, und ist jetzt vollkommen wasserlos. Ich war so ermüdet, dass ich kaum von dem Flussbette nach Bissentaur hinaufzusteigen vermochte. Dieses ist ein elender, schmutziger Ort: nur Ein reinliches Haus ist in demselben, das Senana (Harem) des Thanadar's, welches ich natürlich nicht in Anspruch nehmen konnte, obgleich er mir antrug, seine Frauen für diese Nacht anderswo unterzubringen. Ich wollte auf meine Zelte warten, sah aber bald ein, dass diese nicht ankommen würden. Ich wusste wirklich nicht, wie und wo ich die Nacht zubringen könnte, denn es schien, als ob keiner meiner Leute und kein Träger mir heute folgen würde. Der Ort bestand aus elenden Hütten, voll Ungeziefer, die ganze Umgegend war von dem frühern Regen durchnässt, auf der Strasse war fusshoher Koth, und ohne Decken, ohne warme Kleider, ohne Mantel war es bei der Kälte nicht möglich, eine Nacht im Freien zuzubringen. Mit Mühe fand ich zuletzt in dem Dharmsalla, dem

Hause des Guru der Siek, Unterkunft. Er trug es mir selbst an, als er mich erschöpft auf der Schwelle einer Hütte sitzen sah, und setzte die einzige Bedingung, dass kein Muselman in meinen Diensten es beträte: eine Bedingung, die ich nicht eingehen konnte, und es daher nicht versprechen wollte. Mein Brahmin, der mir endlich nachkam, war mir hier ebenfalls nützlich, vor dem die Siek Ehrfurcht hatten und welcher dem Guru sagte: dass, wenn er die verunreinigende Nähe der Muselmanen aus Liebe zu mir ertrüge, so könne er es auch thun. Der Guru willigte ein, und so betrat ich das Dharmsalla, welches aus einem nur nach drei Seiten geschlossenen Saale bestand. Weder mein Bett, noch ein Stuhl kam an. Ich legte mich auf den Boden bis zum Tode ermüdet, und mehr als dies geistig so herabgestimmt, dass mir Alles gleichgiltig war, mein eigenes Leben ausgenommen, welches mir unerträglich schien. Erst um 8 Uhr kam ein Theil meiner Leute und Sachen an. Zum ersten Male seit Vigne mit mir in Gesellschaft reiste, überliess ich diesem, für etwas zu essen zu sorgen, denn ich konnte mich um nichts bekümmern, und weder Kansaman noch Buwartschi waren angekommen. Naziem Khan, der Gesandte Achmed Schah's von Iskardu, bereitete eine Speise Kabul's, Kubebi, klein geschnittenes, an Stöckchen gebratenes Schaffleisch. Mohammed Schah sandte ein Gericht Rewasch (Rhabarbara), der Brahmin buck Tschepatti, auch eine Flasche Bordeaux fand sich, so dass Vigne sich sättigen

konnte; mir war es unmöglich, einen Bissen zu geniessen. Das Dharmsalla hatte, wie erwähnt, eine vollkommen offene Seite; die Nacht war kalt und regnerisch, und da gerade jene Träger nicht angekommen waren, welche dasjenige trugen, was ich bedurfte, um mich gegen die Kälte zu schützen, so war mein Nachtlager sehr unangenehm. Zwar trugen mir jene meiner Leute, welche nachgekommen waren, an, was sie Warmes besassen; allein ich wollte sie dessen nicht berauben, und begehrte nichts, als ungestört zu seyn; ich durchwachte den grössten Theil einer langen Nacht, vor Kälte zitternd.

Sonntag den 3. Januar. Kein erfreulicher Sonntag, der Erste des Jahres 1836! Ich erwachte durch das Singen des Guru, mit Husten und Kopfweh, lange vor Tagesanbruch, und trieb zum Aufbruch. Allein es war schwer, meine armen Leute zu erwecken, und ich fühlte selbst am Besten, wie viel es kostete, sich in Bewegung zu setzen. Was mit den zwei Drittheilen meiner Leute und Träger geschehen war, so wie mit den Kameelen, war mir unbekannt und auch gleichgiltig. Beim Aufbruch befahl ich meinem Brahminen, dem Guru ein bedeutendes Geschenk zu geben. Als er dies that, sagte er mir, ich möge Acht geben; er befahl nun dem Guru, seinen Dankspruch zu sagen, welches er unter sonderbaren Bewegungen und Zeremonien that, mir Gottes Segen und eine glückliche Reise wünschend. Als wir durch die schmutzigen Strassen zogen, kam

der vertraute Diener des Schah's, mir zu sagen, dass sein Herr sehr krank sei. Ich warf es mir vor, auf ihn nicht gedacht zu haben, da ich vermuthen konnte, die Erkältung und Durchnässung der frühern Tage müsse nachtheilig auf seine Gesundheit gewirkt haben; ich stieg augenblicklich ab, und verfügte mich zu ihm. Ich traf ihn mit einem Fieber, gab ihm mein gewöhnliches Mittel (Calomel), rieth ihm, sich in seinem Tragsessel recht einzuhüllen, und sich auch am Abend so viel möglich warm zu halten. Ich bestimmte Makreli (8 Koss von hier) zum Nachtlager. Endlich kamen wir aus dem elenden Orte Bissentaur, und bald in die sonderbaren Gebirge oder besser Anhöhen, die eine grosse Strecke nach allen Richtungen einnehmen. Des Guru's Wünsche schienen nicht erhört worden zu seyn, denn ein tüchtiges Gewitter zog von Süd-Osten, der Richtung unsers Weges, auf, in welcher, während der letzten beiden Tage einzelne Donnerschläge erschollen waren. Mit einem Hagelsturme wurden wir in der Nähe der Anhöhen begrüsst, von furchtbaren Schlägen, die im vielfachen Echo widerhallten, begleitet; sie gehörten zu den stärksten Detonationen, die ich je gehört hatte. Kein schützender Baum war zu sehen, und da mein Tragsessel vollkommen unbedeckt war, so durchnässte mich der darauf folgende Platzregen bis auf die Haut. Meine Jampani rannten mit mir endlich auf ein ziemlich entferntes Haus zu, in welches sich schon alle Kuli (Packträger) geflchütet hatten; ich erlaubte aber

meinen Trägern nicht, lange darin zu bleiben, da mein Jampan zu gross, um in dem kleinen Hause untergebracht zu werden, mit mir im Regen bleiben musste. Das Fortkommen war nun sehr schwer geworden. Der Weg war so schlüpfrig, dass meine Träger kaum gehen konnten, alle Ravinen waren mit Wasser, manche mit reissenden Strömen angefüllt; der Weg auf die Anhöhen war steil hinauf und hinab. Dass dies in einem Gewittersturme keineswegs eine wünschenswerthe Gegend zu durchziehen war, brauche ich nicht zu bemerken, und meine Verkältung und mein Husten wurden um nichts besser nach der Durchnässung in dem eiskalten Regen; endlich wurde der Weg so schlecht, dass ich zu Fusse weiter gehen musste. Meine Träger hatten nämlich einen um drei Koss kürzern Seitenweg gewählt, welcher nur für Fussgeher und unbeladene Pferde möglich ist, und Tamak nicht berührt. Der Weg über Tamak führt in dem Flussbette der Kh'han fort. An manchen Stellen ward der Weg so schlecht und so schlüpfrig über die Anhöhen, dass ich mich hinab rutschen liess, und oft mussten wir einige hundert Schritte in dem Bette eines angeschwollenen Wildbaches fortgehen. Die Formation der Anhöhen, über welche wir kamen, ist höchst merkwürdig: sie besteht aus Sandstein, hellgrau, leicht zerbrechlich, mit einer eisenhaltigen rothen Erde überdeckt; die Schichten des Ersten sind vollkommen senkrecht, und die wunderbarsten freistehenden Felsen befinden sich auf den Spitzen der

Höhen; die Zwischenräume sind mit der erwähnten rothen Erde, oft zu Stein verhärtet angefüllt, und eine Art Glasur bedeckt sie 4 bis 5 Zoll dick, die wenn durchbrochen, der Erde erlaubt, von dem Wasser in die Tiefe geführt zu werden; in ihr kommen Stücke von Chalcedon in 1/4 Zoll dicken Schichten vor, auf dem Sandsteine ist Quarz in kleinen Kristallen und eine weissliche Substanz, die ich nicht erkennen konnte. Vor Makreli führt auch der Seitenweg in das Bett der Kh'han, und hier sieht man die erwähnte Formation am Deutlichsten; in den sonderbarsten, rothen, gelben und grauen Streifen thürmen sich die phantastischen Steinmassen in vollkommener Regelmässigkeit auf. Makreli ist ein armer, kleiner Ort. Mit der Nacht kamen zu meinem Erstaunen alle meine Sachen und Leute an, mit Ausnahme der Kameele, die auf dem schlüpfrigen Boden nicht von der Stelle kommen konnten; ich schlief heute in meinem kleinen Zelte, welches in dem mohammedanischen Kirchhofe aufgeschlagen, jedoch nicht trocken war; ein tüchtiges Feuer erwärmte mich seit einigen Tagen zum ersten Male. Der Schah kam ebenfalls Abends an. Er versicherte mich, dass es ihm schon besser gehe. Doch schien mir dies nur eine Höflichkeit für mich, seinen Arzt: er hatte noch starkes Fieber.

Montag den 4. Januar. Es ist Zeit, dass ich meinen Heimweg antrete: der eiskalte Schauer gab mir einen Schnupfen und Katarrh, was mir auf meiner langen Reise nie durch Erkältung geschehen war; es

ist das erste Anzeichen des Herabsinkens meiner Gesundheit. Ein freundlicher, klarer Morgen, mit dem hellsten Sonnenscheine, folgte auf den Sturm. Ehe ich meinen Weg antrat, fragte ich nach meinem Patienten. Er kam sich selbst bedanken, und ich fand ihn zu meinem grossen Erstaunen völlig wohl. Es mag wohl manchem Arzte wie mir gehen, nämlich dass er über seine eigenen Kuren erstaunt; nur wird er es nicht eingestehen, sondern er wird sagen: er habe Alles vorausgesehen und berechnet.

Der Weg führte über Anhöhen und durch Schluchten, nur wenig besser als am frühern Tage. Nach den ersten drei Koss begegneten mir zwei Siek-Bataillone, die nach Peschauer marschirten; schöne Männer, gut gekleidet, mit langen blauen Röcken und Turban; ein Bataillon mit Feuer-, das andere mit Lunten-Gewehren bewaffnet; beide waren irreguläre Truppen oder vielmehr solche, die nicht zu der französischen Legion gehörten. Die Truppen marschirten in guter Ordnung, die Bazaar-Leute und Zelte folgten in geringer Anzahl, ebenfalls in gedrängter Kolonne. Es war jedoch nicht erwünscht, einem halben Hundert beladener Kameele gerade in diesen Engpässen zu begegnen, wo das Ausweichen oft schwer, oft unmöglich ist, und es war wirklich ein unangenehmer Anblick, wenn man diese armen Thiere, auf ihren hohen Beinen, vor Angst zitternd und überladen, neben oder über sich auf dem steilen Fusspfade sah, und jeden Augenblick erwartete, das Thier müsse niederfallen, und man von ihm zerschmettert werden. Nicht

mehr als ein Dutzend Weiber folgten dem Zuge. Eines auf einem kleinen Pferde, mit einem kleinen Mädchen vor sich und einem Grösseren hinter sich, war eine originelle Gruppe. Vier Koss ehe man Rethas (Rotas der Karten) erreicht, kommt man auf einen Punkt, von dem man diese Festung sehen kann, an Ausdehnung eine der Grössten Nord-Indien's. Sie umfasst einen freistehenden Hügel von 2 bis 300 Fuss Höhe, und besteht aus zwei Abtheilungen, durch einen tiefen Felsenriss vollkommen von einander getrennt. Sie steht höchst imposant am Ende einer fruchtbaren Ebene, einer der Ersten in dem Panjab in dieser Richtung, welche Ebene wohl zur Erbauung der Festung Anlass gab, um die Erndte zu schützen. Sie liegt an dem Kh'han, demselben Flusse, der sich um Bissentaur und Makreli herumschlängelt, und jetzt kein Wasser enthält. Grosse Brunnen wurden zur Bewässerung der Ebene von Rethas, während des Sommers, wo der Kh'han-Fluss trocken liegt, von den Mohammedanern erbaut. Ein solcher ist auf 2 Koss, ehe man Rethas erreicht; ein wirklich ungeheures Werk! Als zu gross ist die Festung längst aufgegeben, und sie ist fast eine Ruine; auf einer Seite ist ein bedeutendes Stück Mauer in die Tiefe gefallen, welches sie jedoch um so malerischer werden liess. Das Haus eines Fackhiers am Kh'han-Flusse wurde mir für mein Nachtlager angetragen, allein einerseits war es gerade nach der Richtung des Windes offen, der in dem Panjab um diese Jahreszeit schneidend kalt ist; anderseits wollte ich die Festung besehen, und

so verlangte ich zu der Wohnung geführt zu werden, welche, wie mir Khan Singh sagte, in der Festung selbst ebenfalls für mich bereitet worden war. Diese erhob sich in den wunderbarsten Formen über dem Flusse: vor Allem das Eingangsthor, welches 200 Fuss hoch in der Luft zu schweben scheint, und in riesenhaften Verhältnissen erbaut ist; einige andere grosse Gebäude ragten nicht minder abenteuerlich in



die Luft Der ganze Umkreis der Festung enthält nur drei Thore; zwei derselben sind durch böse

Schluchten gedeckt und dann durch die steile Höhe, der Weg nach dem Dritten ist mehr offen, es ist jener von der Fluss-Seite, jedoch eben so steil und gut geschützt, wie die Andern durch die mächtigen Bastionen, welche die hinter einander angebrachten beiden Eingangsthore vertheidigen. An dem Zweiten, demselben riesenhaften, früher Erwähnten, zu dem man durch einen grossen Umweg gelangt, um 100 bis 130 Fuss höher als das Erste, ist eine arabische Inschrift. Sie enthält, nebst dem Jahre der Hejira, den Namen des Erbauers Scheher Schah Lodi Patan, jenes Kaisers, welcher Humayon verdrängte und während 5 Jahren, bis zu seinem Tode (1545) den Thron Dehli's einnahm. Da sich der Kaiser Humayon nach Afghanistan und Persien geflüchtet, und eine Armee daselbst zusammengebracht hatte, um sein Reich wieder zu erobern, so hielt es Scheher Schah für gerathen, ihm diese mächtige Festung in den Weg zu legen. Das Innere der Festung ist ganz wunderbar. Nach allen Richtungen liegen die Trümmer der frühern Gebäude herum. Der übriggebliebene Eckpfeiler, mit einem Fenster nach jeder Seite eines grossen, bis auf dieses Fragment gänzlich zerstörten Pallastes, gewährt einen ausserordentlichen Anblick. Es ist kaum denkbar, dass ein solches Stück vereinzelt stehen bleiben konnte. Hier ist es übrigens eher begreiflich, als in Süd-Indien: denn dort zerstört das gewaltige Leben der Natur schneller als hier die Werke des Menschen, wo die Vegetation

schwächer ist, und besonders der Ficus religiosa nicht wuchert, welcher in dem tropischen Indien alle Mauern durch seine Wurzeln zerreisst. Ein Baum dieser Gattung schmückt zwar auch in Rethas die Wohnung eines Fackhiers an dem Thore, das von der Brücke über die Schlucht nach der innern Stadt führt; allein es ist dies das erste Zeichen für den Reisenden auf diesem Wege, dass er sich Indien naht, und der Baum ist durch die kalten Wintermonate gedrückt. Das schon erwähnte Stück Mauer ist noch vollkommen bewohnbar. Es ist oben bemerkt worden, dass der Berg durch eine tiefe Schlucht in zwei Theile getrennt ist; dies hat zu einer Vertheidigungslinie im Innern die Möglichkeit gegeben; ein Thor und eine Brücke führt, in der Mitte der Schlucht, darüber hinweg, und von einem Theile der Festung zum andern. An der Südseite des Thores steht ein grosser, vielstämmiger Ficus indica, der das Eingangsgebäude höchst malerisch beschattet. Der vom General Ventura mit Provisionen abgesendete Jemidar hatte mir ein kleines Haus bereiten lassen; vor demselben war eine hinreichende Menge Holz für mich und meine Leute aufgeschichtet, ein Artikel, welchen zu erhalten, es bei jedem Nachtlager gewöhnlich viele Mühe und Zeit kostete. Als ich in's Innere des Hauses treten wollte, kam mir Rauch entgegen, und eingetreten, sah ich drei kleine, schmutzige, in Lumpen gehüllte Mädchen, die um ein Feuer sassen und sich Brot rösteten. Der mir entgegen gekommene

Thanadar, in der sichern Erwartung, von mir Lob zu verdienen, dass in der Wohnung Alles so schön reinlich sei, wie er es vor Kurzem gesehen hatte, war wie vom Schlage gerührt, zu finden, dass diese Mädchen sich erlaubt hatten, von dem wahrscheinlich schon viele Tage auf mich wartenden Holze zu stehlen, und die Wohnung zu beschmutzen. Er gab dem ersten Mädchen, das er erreichen konnte, in seiner Entrüstung einen Stoss, der das Kind erbärmlich weinen und schreien machte. Die Andern stimmten in dieselben Töne ein, ohne jedoch von ihren Plätzen aufzustehen, oder sich in ihrer Arbeit stören zu lassen. Vergebens suchte ich sie zu trösten, es war eben so unmöglich, als sie zu bewegen, ihr halbfertiges Brot zu verlassen; sie blieben heulend über den Kohlen hocken und kochten fort. Ich konnte mich nicht enthalten, über die sonderbare Szene zu lachen, und dies brachte die Kinder zu sich, die endlich, zwar noch immer schluchzend, doch etwas getröstet, mit dem fertigen Brote ihren Rückzug antraten.

Nach dem, übrigens höchst unwissenden Thanadar, hiess das einzeln stehende Gebäude, welches mich durch das allein übrig gebliebene Fragment in Erstaunen gesetzt hatte, der Pallast: Raja Mehan Singhka Mahal; das Volk nennt das Gebäude Mali Taj oder Mali Burj, des Gärtners Thurm, und schreibt es Mehan Singh, dem Vizir des Kaisers Scheher Schah zu. Nach dem Thanadar soll die Festung, wie sie jetzt steht, in drei

Jahren fertig geworden seyn, und 150 Lack Rupien gekostet haben. Das Erstere ist schwerer zu begreifen als das Letztere: allein da Scheher Schah nur 5 Jahre den Thron Indien's einnahm, als er vor Kallinger durch das Springen einer Bombe des eigenen Geschützes, welche von den Festungsmauern abprallte, seinen Tod fand, so kann der Bau des grossen Werkes nicht viel länger gedauert haben. Erst unter dem dritten Kaiser nach Scheher Schah konnte Humayon ein Heer nach Indien führen, um seinen Thron wieder zu gewinnen. Rethas leistete keinen Widerstand. Der Gouverneur Tatar Khan räumte die Festung, ohne einen Schuss zu thun, und Humayon konnte sich daher freuen, zu sehen, was seine Feinde für ihn gebaut hatten. Uebrigens wurde die Festung bis in die neueste Zeit bei keiner Gelegenheit gut vertheidigt. Rethas kommt in Ferischta's Geschichte Indien's schon im IV. Jahrhunderte vor Christi Geburt, als eine uneinnehmbare Festung vor, welches wenigstens beweist, dass sie von hohem Alter sei.

Zwei Kisten kamen mir abermal vom General Ventura zu: die eine vortrefflichen englischen Claret, die andere Bier enthaltend, eine Aufmerksamkeit, für die ich dem guten General augenblicklich schriftlich dankte. Ich hatte eine starke Verkältung durch den Hagelschauer erhalten, und wirkte augenblicklich dagegen; das Uebel und das Mittel machten mich gleichviel leiden, und der Abend war wirklich ein peinlicher; mein

Brahmin war übler daran als ich selbst; er hatte ein tüchtiges Fieber und ich gab ihm eine starke Dosis Calomel; zu ihm war heute Nachmittag mein einziger Gang, denn ich konnte mich nicht auf den Füssen halten; er hatte übrigens kein besseres Nachtlager als ich. Meines befand sich in einem fensterlosen Zimmer; vom Rauch waren die unbeworfenen Mauern schwarz gefärbt, und als mein Bett in der Mitte stand und zwei Lichter daneben, sah es aus, als wäre das Ganze zur Aufbahrung eines Todten eingerichtet.

Dinstag den 5. Januar. Die Nacht war vorüber und ich sagte mir mit Freude, dass dem so sei, und dass sie nicht wieder kommen konnte. Am Morgen kamen mehrere Kranke, mich, wie gewöhnlich, um Hilfe anzusprechen, unter ihnen zwei Sipoy der gestern von hier wegmarschirten Truppen; der Eine von zwei Kameraden mehr getragen als geführt. Diesem konnte ich nicht helfen; der Mann war sterbend an einer innern Verblutung. Mein Vorrath an Medizin war erschöpft, ich konnte daher keinem Kranken mehr helfen; als jedoch dieser Mann geführt kam, brachte mich Mitleid zu ihm; hier konnte ich aber nichts thun als denselben auf seinen Tod vorbereiten. Während meiner Reise nach Kaschmir, wo ich nothgedrungen den Arzt für so viele Menschen in meinem Lager abgeben musste, hatte ich Gelegenheit, mich von dem vortrefflichen Effekt des Calomel's bei entstehenden Krankheiten zu überzeugen, und ich kann wirklich sagen, dass ich es als die

einzige Universal-Arznei anerkenne. Während drei Monaten zog ich durch die verschiedensten Klima in langen Märschen, mein Gefolge bestand manchmal aus einigen hundert Personen: es verging selten ein Tag, an welchem nicht ein oder der andere Krankheitsfall vorkam, oft viele, und dennoch war ich so glücklich, nur selten einen Menschen länger als Einen Tag krank zu haben, und die beiden einzigen Ausnahmen waren hartnäckige Fieber, denen Gelbsucht vorhergegangen war. Bei diesen dauerte die Kur länger, allein Keiner meines Gefolges während der fünf Monate war gestorben, oder auch nur gezwungen, zurück zu bleiben.

Mein ganzes Trachten ging dahin, Vizirabad zu erreichen, wo mich ein Wagen mit vier Pferden vom General Ventura erwartete, und von wo aus die Ebene des Panjab's ohne Schluchten war; von Rethas nach Vizirabad sind 31 Koss; die Eintheilung war nach meinem von Ranjiet Singh gesendeten Führer schwer. Die Gegend, ausgenommen an der Jilum, both kein Haus dar, und wollte ich meine Zelte erwarten, so musste ich kleine Tagreisen zurücklegen; von 6 zu 6 Koss waren Serai, in deren Innerem sich Dörfer angesiedelt hatten; Khan Singh wollte mich von einem zum Andern führen, und den Weg in fünf Tagreisen eintheilen, allein ich war entschlossen, voran zu gehen, und keine Unbequemlichkeit zu scheuen, um ein paar Tage zu gewinnen. Zwar führt ein aderer n Weg über Julalpur durch mehr bevölkerte Gegenden, allein der kürzeste Weg

war mir der Liebste. Khan Singh versuchte es heute zum letzten Male, mich langsam zu führen; er sagte, es sei kein anderer Ort, als auf 6 Koss; da ich Aufenthalt an der Jilum bei der Ueberfuhr erwartete, so liess ich es geschehen, nur die kleine Tagreise zurückzulegen.

Ein wirklich halsbrecherischer Weg führt von der Festung Rethas in eine tiefe Schlucht, die in dem Bette der Kh'han endet, welcher Fluss die Anhöhe von Rethas auf ¾ des Kreises umfliesst, und in deren sandigem Bette man mehrere Meilen fortwandert. Nach vier Meilen hat man jeder Anhöhe den Rücken gekehrt, und endlos breitet sich die indische Ebene, ohne den leisesten Hügel, ohne eine Schwellung in der geraden Linie des Horizontes, vor dem Auge des Reisenden aus. Herrlich stellen sich die Gebirge Kaschmir's dar; der Pir Panjahl mit seinen zahlreichen hohen Punkten, und den Hochpässen Tosse Meidan und Pir Panjahl, erhob sich im glänzenden Schnee, wie eine Riesenmauer, dreimal so hoch als die dunklen Gebirge über der Ebene. Allein während der Blick des müden Reisenden mit Vergnügen auf der Ebene ruht, die seinem Weiterkommen kein Hinderniss in den Weg zu legen scheint, sieht er erstaunt nach der Richtung, in welcher er gekommen war; kaum Anschwellungen scheinen auf der Ebene dort zu seyn, wo dem Wanderer zahllose Hindernisse den Weg erschwerten. Das Salzgebirge, das eine so grosse Strecke diesseits der Atok einnimmt,

und von ihr durchströmt wird, verliert sich nun im S. W. aus dem Auge; Dadu Pindi Khan ist der Ort, unweit dessen (6 Koss davon) das Salz in unerschöpflicher Menge gegraben wird; weiter östlich, sagen die Eingebornen, existire kein Salz. Eine abgesonderte Berggruppe ist südwestlich von Rethas, sie bleibt jedoch nur für kurze Zeit auf der andern Seite der Jilum sichtbar; es ist die Letzte in dieser Richtung.

Fünf Koss von Rethas kommt man an den Ort Jilum, der von ihr den Namen trägt, und ich hatte mit dem Betreten desselben das Sind Sagur Doab durchschritten, welches die Atok und Jilum begränzen; es ist hier 90 Koss, 135 bis 140 Meilen, breit. Ehe ich das Sind Sagur Doab verlasse, seien mir einige Bemerkungen über dieses Land erlaubt, in Bezug auf dessen frühere Schicksale. Arrian und Strabo nennen das Reich zwischen diesen beiden Flüssen: Taxila mit der Hauptstadt gleichen Namens, von welcher ausdrücklich gesagt wird, sie liege zwischen dem Indus und der Jilum. Dies würde nun am Besten auf Rawiel Pindi passen, welches in einer fruchtbaren Ebene liegt, wie sich keine weiter östlich bis Rethas findet und keine mehr westlich bis zur Ebene von Atok; dass aber eine grosse Stadt in die grässlichen Schluchten gebaut worden seyn sollte, wie man sie sonst fast überall in dem Sind Sagur Doab findet, ist kaum denkbar. Manikiauli mit seiner grossen Ruine, welcher übrigens später ausführlicher erwähnt werden soll, wurde von Alexander

Burnes als Taxila bezeichnet, allein sie liegt in einer wasserarmen, unfruchtbaren Gegend, während bei Rawiel Pindu die Sawen fliesst, welche selbst in der trockenen Jahreszeit Wasser enthält. Es ist freilich schwer zu bestimmen, wie der Lauf der Flüsse vor zweitausend Jahren war, in einer Gegend, wo Alles von steten Veränderungen des Bodens spricht. Dass übrigens jedenfalls bei Rawiel Pindi eine grosse Stadt war, davon sprechen die vielen Münzen, welche in der Umgegend gefunden werden. Ueber Taxila herrschte zu Alexander's Zeiten König Taxiles. Als der grosse Eroberer über den Indus gesetzt hatte, schickte Taxiles ihm eine Bothschaft mit 700 Reitern entgegen, welche Alexander zu der Stadt Taxila begleiteten. König Taxiles übergab sie an Alexander, und dieser überhäufte dann den friedliebenden indischen König mit Geschenken und Gunstbezeigungen. Oberhalb Taxila in den Gebirgen, lag nach Arrian das Reich des Königs Abisarus; ob es sich bis Kaschmir erstreckte, ist wohl nicht zu ermitteln. Nach den Berichten von dem Zuge Alexander's sollte man übrigens glauben, er sei dichter an den Gebirgen, die Emodes genannt werden, hingezogen; denn nachdem er die Jilum überschritten, lässt er in den Nadelholzwaldungen, welche sich wohl nie in die Ebene erstreckt hatten, Bäume fällen, um die Jilum mit Schiffen zu versehen. Diese Flotte wurde theils durch die Schiffe gebildet, welche er von dem Indus dahin bringen liess, theils bei der

Doppelstadt erbaut, welche Alexander an beiden Ufern des Hydapses (Jilum) gründete, und Bucephalia nach seinem Pferde, und Nikea (Nike, Sieg) nach seinem Siege über Porus benannte. Alexander Burnes glaubt, dass Julalpur diese alte Doppelstadt gewesen seyn könne.

Nach Allem, was über Taxila in den Berichten von Alexander's Eroberungszug nach Indien vorkommt, ist keinem Zweifel unterworfen, dass die Bewohner von Taxila weder der Brahminen- noch der Budha-Religion angehörten. Ihre Priester essen an Alexander's Tafel, sie verbrennen ihre Todten nicht, sondern geben sie Geiern zu verzehren; wer würde nicht dadurch mit Einem Male die Religion erkennen, zu welcher sie sich bekannten? Ich werde jedoch später, nachdem ich das ganze Land, welches Alexander eroberte, durchzogen habe, nochmals darauf zurückkommen.

Jilum ist eine bedeutende, reinliche Stadt, doch mit engen Strassen; in S. W. vor dem Orte ist eine schöne Baumgruppe mit einem Fackhier-Gebäude; das Ganze erinnerte mich an das Delta des Nil's, wozu besonders die Phoenix farinosa beitragen, welche hier die Höhe der Dattelpalmen erreichen, und die Acazien-Bäume derselben Gattung wie dort. Der Siedepunkt war 211 ($209^4/_5$ = 1620 Fuss über der Meeresfläche). Eine Deputation der Einwohner empfing mich vor der Stadt, und lud mich ein, über Nacht daselbst zu verweilen; die Kaufleute baten sich die Ehre aus, Alles, was ich bedürfe, unentgeldlich zu liefern. Allein um

keinen Preis, selbst nicht um die wichtigste Entdeckung, hätte ich meinen Aufenthalt im Panjab auch nur um einen Tag verlängert.

Zwanzig grosse Boote, äusserst stark und zweckmässig gebaut, führen die Reisenden unentgeldlich über den Fluss. Er ist hier viel breiter, als die Atok, bei der Stadt gleichen Namens, allein weniger reissend und tief; dennoch glaube ich die Wassermenge der Jilum um Vieles grösser, als jene der Atok. Das rechte Ufer ist etwas erhöht, das Linke ist flach, und zur Regenzeit muss sich das Wasser in dieser Richtung auf eine grosse Entfernung ausbreiten. Serai Naurängebad ist einen Koss von der Jilum entfernt; es ist ein zerstörtes Serai, dessen äussere Mauern noch bestehen, und in dessen Innerem die schmutzigste Bevölkerung in den schmutzigsten Häusern lebt. Ich konnte nirgends Unterkunft finden; der Guru des Dharmsalla war bereit, mich zu empfangen: allein sein Haus war so klein, dass ich darin durchaus keinen Platz für mein Bett fand; da meine Zelte zu nass waren, um sie aufschlagen zu können, so hatte ich daher die Wahl: entweder im Freien zu bleiben, oder auf dem Boden zu schlafen. Ich zog in dieser Jahreszeit das Letztere vor, und weil die Unmöglichkeit, meine Zelte zu gebrauchen, mich in so unangenehme Nachtherbergen brachte, so befahl ich, sollten sie auch zerreissen, sie aufzustellen, damit sie trocknen könnten.

Der Guru erinnerte mich mit seiner Frau an Philemon und Baucis. Das Paar mochte zusammen nicht

weit von zwei Jahrhunderten zählen; Beide waren so gebrechlich, dass sie nicht mehr aufstehen konnten. Ich muss gestehen, dass ich den Mann beneidete, wahrhaftig nicht wegen seines hohen Alters, denn ein langes Leben ist deswegen nicht auch ein Glückliches, sondern weil dieser Siek-Priester die Erniedrigung seines Volkes, und nun die volle Rache an den Unterdrückern erlebt hatte.

Die Autoritäten Jilum's kamen hieher, mich nochmals zu bitten, dass es ihnen erlaubt seyn möge, meine Leute zu verköstigen. Dies erlaubte ich ihnen um so lieber, da in dem Serai um Geld nichts zu erhalten war.

Mittwoch den 6. Januar. Als ich mein unbehagliches Nachtlager verlassen hatte, und an den Platz kam, wo ich befohlen hatte, meine Zelte aufzuschlagen, fand ich sie auf dem Boden liegen, und meine Kalassi schlafen. Obgleich ich einsah, dass mir durch ihre Trägheit nur mehr Eine Nacht verdorben worden sei, und dass mir später die Zelte zu nichts auf der Welt gut seyn würden, so ärgerte ich mich dennoch mehr, als recht und billig war, über die Vernachlässigung meines Befehles, und war thöricht genug, die Kalassi zu zwingen, die Zelte jetzt vor meinen Augen aufzuschlagen, und dadurch eine Stunde zu verlieren; ich befahl ihnen dann zu warten, bis die heute unumwölkte Sonne die Zelte getrocknet haben würde, sie dann erst zusammenzupacken und mir zu folgen. Dadurch mussten sie natürlich so spät ankommen, dass

ich sie heute wieder nicht brauchen konnte; allein nass waren sie ebenfalls zu nichts gut. Ich wusset übrigens, dass ich sie heute zum letzten Male aufgeschlagen sehen würde, und liess sie aufstellen, um Abschied von ihnen zu nehmen, wie von Freunden, mit denen ich manche traurige Stunde verlebt hatte. Wenn ich bedachte, wie anders gestimmt ich diese Reise begonnen hatte, als ich sie endete, so fühlte ich, dass mein inneres Leben während diese Zeit nicht zum Bessern vorangeschritten war. Meine Reise war hierin ein treues Ebenbild des Lebens; wie anders blickt der Jüngling nach einem Ziele, als der Mann, welcher es erreicht hat. Und ist denn irgend eine Erfüllung in dieser Welt der Hoffnung der Erreichung zu vergleichen! Andere mögen glücklicher gewesen seyn als ich, mir war es Keine.

Es war heute ein langer Marsch bis Khewas Khan, und dennoch ist die Entfernung nur auf 12 Meilen angegeben; wir kamen recht unerwartet in Schluchten, welche jedoch nicht von langer Dauer waren. Die Gegend ist wenig bebaut, allein eine unglaubliche Menge Hornvieh weidete in ihr. Ich begegnete auch hier einer Herde von Schafen und Ziegen, welche letztere wieder von unglaublicher Grösse waren. Ich begreife nun die Behauptung von Ctesias, dass die Ziegen in Indien an Grösse die Esel überträfen. Da unter Indien bei Strabo das Panjab verstanden wird, so ist dies ganz richtig. Der Ort Serai Khewas Khan, den ich mit der

Nacht erreichte, war mit hohen Mauern von Upla und Upli, das ist, von Kuhdünger umgeben, welcher in grössere oder kleinere Kuchen geknetet und getrocknet, das Feuerungs-Materiale der Bevölkerung bildet. Von dem alten Serai war nichts mehr zu finden, und der über der Ebene erhobene Ort glich einer Festung, deren Mauern zerstört waren. Der Ort ist sehr volkreich: er hat das sonderbarste Ansehen der Welt; denn alle Mauern und Dächer sind mit Upla zum Trocknen bedeckt, und die Vorräthe davon bilden auf den Plätzen thurmhohe Vierecke.

Die einzige Möglichkeit einer Unterkunft war in einer offenen Moskee; ich hatte mit vieler Mühe einen Vorrath von Holz zusammengebracht, der mir in der kalten Nacht, bei meiner offenen Lagerstätte, nothwendig schien; auch hatte ich ein paar Menschen den Auftrag gegeben, das Feuer die Nacht über zu erhalten, und Jedem dafür eine Rupie versprochen. Ich erwachte jedoch vor Kälte, und als ich an das Feuer trat, war kaum mehr eine Kohle glimmend und die Wächter eingeschlafen. Bei einer Hindu-Bevölkerung wäre dies nicht geschehen. Ich weckte sie, suchte mit ihnen Holz in den nächsten Häusern, da mein Vorrath verbrannt war, zündete auf's Neue ein tüchtiges Feuer an, und blieb dann selbst den Rest der Nacht dabei sitzen, da ich meine erstarrten Glieder gar nicht zu erwärmen vermochte.

Donnerstag den 7. Januar. Von Serai Khewas Khan nach Visirabad sind 12 Koss; die Gegend

ist durchaus offen und eben, mit fruchtbarem Boden, doch wenig bebaut. Nach 6 Koss erreicht man Gujrat, eine Stadt, mit Erdmauern umgeben, welche in der Geschichte des Hauses Ranjiet Singh's eine grosse Rolle spielte. Sein Vater Maha Singh, dem es gelungen war, die Macht zu gründen, die Ranjiet Singh auf das ganze Panjab ausdehnte, blieb in seinem 27. Jahre in dem Versuch, Gujrat zu nehmen, bei dem nahen Sohdera, damals eine reiche Stadt. Ranjiet Singh nahm davon auf eine wenig ehrenvolle Weise Besitz, deren in einem andern Abschnitte Erwähnung geschehen wird. Es war überhaupt das Talent dieses schlauen Mannes, allen Jenen das abzufordern, was sie nicht zu vertheidigen im Stande waren; in dieser Hinsicht waren ihm stets die Hilflosesten, Waisen und Wittwen, die willkommenste Beute. Zwischen der Jilum und Tschenab liegt das Jinhut Doab; es ist in der Richtung, in welcher ich es durchzogen hatte, 26 Koss breit. Die Tschenab, Jenab oder Ghenab ist ein seichter Fluss von wenig Strömung, der jedoch nie durchwatet werden kann, und dessen niedere Ufer ihm erlauben, sich hier weithin auszubreiten; er ist nun eine gute halbe Meile breit, obgleich gerade jetzt niederer Wasserstand ist. Visirabad liegt eine volle Stunde von dem linken Ufer der Tschenab entfernt, südwestlich von der Ueberfuhr oder besser, diese ist jetzt so weit von jener entfernt, denn der Fluss ändert sein Bett. Eine Viertelstunde von dem Orte kamen mir die Autoritäten

nebst einem Wagen mit 4 Pferden bespannt, und eine Truppenabtheilung zu Pferde entgegen, der Erstere eine Aufmerksamkeit von General Ventura, die Letztere von Ranjiet Singh gesandt. Es war mir wirklich leicht um's Herz, mich nun am Ende einer mühseligen Reise zu sehen, welche um diese Jahreszeit zu vollbringen, eine gute Gesundheit erfordert. Vierzehn Tage länger darauf verwendet, hätten mir in der letzten Zeit manche böse Stunde ersparen können, allein in den Gebirgen, und bis Kot hätte auch dies nur dazu beigetragen, einen unangenehmen Zustand zu verlängern, vielleicht wäre ich dadurch völlig erkrankt. Meine Nerven waren ohnedies in einem furchtbar aufgeregten Zustande, und ich fühlte es, dass es nur eines Momentes Ruhe bedurft hätte, um eine schwere Krankheit zu entwickeln.

Im Angesichte derselben Gebirge, die auf der andern Seite dem Reisenden so hohes Interesse, allein so wenig Bequemlichkeit darbiethen, in einem Glaswagen mit vier Pferden zu fahren, kam mir wie ein Traum vor. In Visirabad hat der Maha Raja einen so eben fertig gewordenen Pallast erbaut, mit einem schönen Garten umgeben; jener ist das sonderbarste Gebäude der Welt in äusserer Form sowohl, als in Eintheilung und Malerei. Das Gebäude hat zwei Stockwerke und eine Art von Thurm in der Mitte, von zwei Stockwerken mehr. Fresko-Malereien, der Geschichte der Siek-Religion entlehnt, schmücken die Aussenseite

sowohl, als die Wände der Gemächer. Unter diesen sind die 10 Guru von Nanak dem Ersten bis Govind dem Letzten, in Lebensgrösse; der Hofmaler Ranjiet Singh's ist jedoch kein Raphael. Ein wenig entfernter Pavillon, Saal mit 4 Nebenzimmern, war mir bequemer als der grosse Pallast; ich wählte hier mein Nachtlager, der Boden darin war mit dem schönsten Estrich bedeckt; Thüren und Fenster hatten ganz eigenthümliche Formen. Erst spät kamen wir zum Mittagsmahle, weil meine Träger mir nicht folgen konnten, und diese Küchengeschirr und Lebensmittel trugen. Die zurückgelegte Distanz war für sie zu gross, allein von nun an können sie gehen wie sie wollen, denn ich bedarf ihrer nicht mehr.

Visirabad ist ein hübscher Ort: Herr Avitabile, ein Offizier, welchen Ranjiet Singh besonders auszeichnet, und der jetzt in Peschauer unter Scheher Singh befehligt, war während einiger Zeit Gouverneur von Visirabad. Er hat die Stadt beinahe wie eine Europäische erbaut, und dazu den ganzen frühern Bazaar niederreissen lassen. Hier sind die Strassen so breit, dass ein Wagen mit vier Pferden bespannt nach jeder Richtung hindurch fahren kann, was sonderbar gegen alle andern Städte Indien's absticht, wo es kaum möglich ist, sich durch den Bazaar zu Fusse hindurch zu drängen. Die Indier sind entzückt über die Schönheit des Bazaar's von Visirabad; ich hörte seitdem ich in dem Panjab reise, davon sprechen.

Freitag den 8. Januar. Ich hatte in der Furcht eines bedeckten Himmels, gestern an der Tschenab die Richtung der Gebirge mit der Magnetnadel aufgenommen, welches zur Vervollständigung meiner Karte nothwendig war. An keinem Orte der Ebene oder des Gebirges sieht man nämlich die Berge so gut wie hier, in Form sowohl, als in ihrer Stellung zu einander. Der Schnee bedeckte einen grossen Theil derselben, und da dessen gerade Linien als von gleicher Höhe angenommen werden konnten, so war es dadurch leicht, die relative Höhe der Gebirgsreihen zu bestimmen; auch ihre Entfernungen von einander waren mir von vielen der ausgezeichnetsten Berge bekannt, und dadurch hatte das ganze Bild das höchste Interesse für mich. Meine Furcht vor einem trüben Tage war jedoch ungegründet, denn der heutige Morgen stellte die Gebirge in ihrer ganzen Herrlichkeit und Glorie dar, obgleich sie in der Abendbeleuchtung um Vieles höher aufgethürmt zu seyn schienen. Diese Aussicht auf das Gebirge ist das herrlichste Bild, was ich je gesehen habe, und ich blieb lange auf der Terrasse, welche das Gebände krönt, um sie mir unvergesslich einzuprägen. Zu meinen Füssen lag eine Wiese im zartesten Grün des beginnenden Jahres, dann schlängelte sich die Tschenab durch die, wie mit der Wasserwage geebnete Fläche von ungeheurer Ausdehnung, bis zum Fusse der Gebirge, deren erste Reihen, im blauen Dunste der Entfernung, mit sanften Einbiegungen, wie eine grüne Umzäunung die

Ebene begränzten. Wenn nun das Auge von dieser, den zahllosen, hinter einander aufsteigenden Gebirgsreihen folgte, welche sämmtlich mit Schnee bedeckt waren, und dadurch um so viel näher schienen, dann konnte nur der berechnende Geist fassen, bis zu welcher Höhe die zackigen Firnen emporragten. Die Ebene, dorf- und baumlos nach dieser Seite, zeigt die grossartigsten, lang gedehnten Linien, im grellen Gegensatze der in den vielfältigsten Formen gestalteten Hochgebirge. Deutlich erkannte ich von hier die Doppelpyramide Mer und Ser, welche um so viel weiter entfernt, als das Thal von Kaschmir, dennoch klar und deutlich zu erkennen war, und auch noch jetzt die Verschiedenheit in der Farbe zeigte, ein Beweis, dass in jener Region noch kein neuer Schnee gefallen war.

Ich hatte vor, nur wenige Leute nach Lahor mit zunehmen, und alle meine Sachen gerade nach Lodiana zu senden; in Visirabad theilte sich die Strasse nach diesen beiden Städten; jene über Lahor nach Lodiana war um ein gutes Drittheil länger, als der gerade Weg. Dies erforderte eine Vertheilung meiner Effekten, und da in Indien der Diener nur das todte Werkzeug ist, welches des Herrn buchstäbliche, deutliche Befehle erfüllt, ohne irgend etwas zu denken, oder selbst einzurichten, so verfloss mir der Morgen unter unangenehmen Beschäftigungen. Ich musste mich um so viel mehr damit abgeben, als mein Munschi noch nicht ganz hergestellt war. Ich schleppte so viele Gegenstände

mit mir, die mich Mühe und Geld gekostet hatten, und Eine Nachlässigkeit verderben konnte, dass ich mir die Busse auflegte, sie für die kurze Distanz nach Lodiana dennoch gut zu verpacken. Erst um 11 Uhr waren alle meine Leute weggegangen, und ich durchzog nochmals den grossen, im orientalischen Geschmacke angelegten Garten, ehe ich aufbrach. Nach den wilden Gegenden, welche ich seit einem Monate durchzogen hatte, und ein solcher Monat dünkt dem Reisenden Jahre lang, that es mir wohl, mich in dem vollkommen regelmässig angelegten Garten, mit seinen in Stein eingefassten Blumenbeeten und kleinen Springbrunnen, zu wissen. Mag auch immer die Natur in einer solchen Anlage kleinlich dargestellt seyn: Ordnung, Zierlichkeit und der in die Wirklichkeit getretene Wunsch, das Leben zu verschönern, erhebt den Geist eben so sehr, als grosse Naturszenen, in denen nur wilde Thiere und wildere Menschen hausen. Nur für die Phantasie, die unnatürliche möchte ich sagen, liegt ein Reiz in dem Gedanken, die jungfräulich unberührte Natur, wie sie aus den Händen des Schöpfers hervorging, jetzt zu durchwandern, wo die Zugabe von verwilderten Menschen überall damit verbunden ist. Und selbst da, wo diese Zugabe nicht besteht, gibt es nichts Traurigeres, als eine solche, von der Hand des Menschen unberührte Gegend. Wenn man von einem erhöhten Punkte auf eine solche herabblickt, und das Auge, so weit es dringt, nichts als Waldungen ohne

Wiesen, ohne ein Feld, ohne ein Haus erblickt, dann versteht man, was der Indier mit dem Namen „Wüste" meint, den er einer solchen Gegend beilegt. In einem zierlichen Garten, in einem geschmückten Hause, träumt es sich schön von wilden Ländern und Völkern, wo, wenn die Seele des Grässlichen der Phantasie genug hat, es nur weniger Schritte bedarf, um von Freunden und Freuden umgeben zu seyn. Allein in der Wirklichkeit ist es anders. Jetzt, wo ich des Einsamen und Grässlichen, des Erhabenen und Wilden, so oft und viel gesehen, jetzt erscheint mir selbst das Loos eines europäischen Taglöhners beneidenswerther, als das des grössten indischen Königs, und ein kleiner Garten mit einem Blumenbeete, welches der Gärtner zierlich schmückt, hat mehr Reiz für mich, als die riesenhaften Szenen des Himaleya oder die Naturschönheiten Zeylon's. Anders wird es wohl auch wieder in mir werden, wenn die Sicherheit und Ruhe des europäischen Lebens es zur Alltäglichkeit werden lässt.

Unweit Kaschmir hatte ich Linum trigynum in Schluchten an fliessendem Wasser gefunden; in dem Garten von Visirabad bildet es eine herrliche Staude von 4 bis 5 Schuh Höhe, kugelförmig mit zahllosen Blumen bedeckt.

Es war mir wohlthuend, zu denken, nun meine Reise so bequem fortzusetzen; ich schien mir in dem englischen Wagen mit zwei Jockey, Europa nahe zu seyn. Man gewöhnt sich schnell an das Bessere.

Nach einer Stunde Fahren schien es mir, als sei ich in Indien nie anders gereist, als in einem Wagen. Es ist dies Vergessen des Unangenehmen ein grosses Glück, das sich bei dem Menschen bis zu jenem des Schmerzhaften ausdehnt; Manche bringen es bis zum Vergessen des moralisch Peinlichen, doch dies ist eben nicht allgemein, obgleich Leichtsinn auch ein Glück ist.

Zwölf Koss (20 Meilen) rechnet man von Visirabad bis Gusserawali; die Gegend ist wenig bebaut. Es ist dies nun eine Besitzung Harry Singh's Naloa, des commandirenden Generalen aller Truppen des Maha Raja, mit Ausnahme der französischen Legion. Gusserawali ist die ursprüngliche Besitzung der Familie Ranjiet Singh's, die sich jedoch nur bis auf den Grossvater desselben, Tschurut Singh zurückführen lässt, der sich von einem gemeinen Reitersmann (Dharwari) zum Besitzer oder besser Anführer eines eigenen Misul emporgeschwungen hatte. Da die Geschichte der Familie Ranjiet Singh's in einem eigenen Abschnitte enthalten seyn wird, so unterlasse ich, hier weiter davon zu sprechen. Harry Singh Naloa besitzt in Gusserawali einen Pallast und Garten, der von einer Festung, von Erde erbaut, umgeben ist; als ich mich der Stadt näherte, sendete er mir einen Trupp Reiter entgegen, und sein Dewan erschien auf einem Elephanten, mich zu begrüssen. Die zierlichen Zimmer des Pallastes zogen mich weniger an, als der Garten: es ist der Schönste und am besten Gehaltene, den ich in Indien gesehen habe.

Zahllose Pomeranzen, dieselbe Gattung, die in China Mandarin-Orangen heissen, doch grösser und schöner, hier Santareh genannt, bedeckten die Bäume, und Harry Singh hatte von Kaschmir Platanen hieher gebracht, die vortrefflich gedeihen. Ein fast betäubender Geruch stieg von den zahllosen Jonquillen auf; unter ihnen monströse, doppelte, die Grössten, die mir vorgekommen sind. Ueberhaupt war der Garten mit Blumen und schönen Pflanzen auf das Sorgfältigste geschmückt; man sah es dem Ganzen an, dass er des Eigenthümers Freude und selbst Beschäftigung war; ich durchwanderte ihn, in der Erinnerung an mein Eigenthum. Ich nahte mich eben der zierlichen Terrasse, auf welcher ein Luxus von Teppichen ausgebreitet lag, wie ich ihn noch nie gesehen hatte, als Harry Singh mir entgegen kam, und mir 25 Schüsseln mit Zuckerwerk, 12 Körbe mit Früchten etc. überbrachte; ich versuchte das Erste und fand es vortrefflich. Er führte mich durch den Pallast, mir meine Wohnung zu zeigen. Alle Zimmer waren mit den schönsten Teppichen von Kaschmir und Kabul bedeckt und behangen, eine Einrichtung, welche gerade jetzt, in den kalten Tagen, recht einladend und behaglich aussah. Ich sprach von der Kälte der letzten Tage; er liess augenblicklich zwei transportable Oefen in mein Zimmer stellen. Harry Singh hat eine offene, freie Art zu sprechen, und sich zu benehmen. Ich hatte mich früher um die Geschichte der angesehensten Personen des Hofes Ranjiet Singh's erkundigt,

und Harry Singh war nicht wenig erstaunt, als ich nicht nur seinen Beinamen Naloa wusste, sondern auch seine Waffenthat, in welcher er einem ihn angreifenden Tiger mit dem Säbel den Kopf gespaltet hatte. Er liess durch seinen Dewan Zeichnungen bringen, und gab mir sein Bild, im Begriff den Tiger umzubringen. Harry Singh Naloa war von Ranjiet Singh gewählt worden, um den General - Gouverneur Lord W. Bentink in Simla zu einer Zusammenkunft mit dem Maha Raja einzuladen; ich kannte die Personen, mit welchen er dort zusammengekommen war, und meine Unterredung mit Harry Singh sah, gegen die indische Sitte, wirklich einer solchen ähnlich, wo man Ideen austauscht, und an früher Erlebtes und Geschehenes anreiht. Seine Fragen verriethen einen denkenden Menschen, sie betrafen statistische Angaben der verschiedenen Staaten Europa's und die Politik der ostindischen Kompagnie; Harry Singh kann übrigens persisch lesen und schreiben, eine grosse Seltenheit für einen Siek. Meine Kochkörbe erreichten wegen des langen Marsches Gusserawali nicht, und so nahm ich den Antrag eines Mittagessens von Harry Singh an. Als dies bereitet war, zog sich dieser zurück, und Mr. Vigne und ich verzehrten es mit gutem Appetite.

Sonntag den 9. Januar. Das warme Zimmer verschaffte mir eine ruhige Nacht, und seit lange zum ersten Male hätte ich gerne der Ruhe länger gepflegt. Allein der Gedanke an das Weiterkommen

trieb mich heraus. Während mein Gepäcke in den Wagen gelegt und dieser eingespannt wurde, durchging ich einen noch ungesehenen Theil des Gartens, in dem mancherlei sonderbare Gebäude angebracht sind; eines derselben, San Padre genannt, ist ein Viereck mit einer offenen Seite, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen befindet, der in einen dünnen, breiten Wasserspiegel herabfällt; in den drei geschlossenen Mauern sind zahlreiche Vertiefungen angebracht, für Lampen.

Ich verlangte Harry Singh zu sehen, um ihm für seine Aufnahme zu danken. Er war in der Nacht von einem Fieber, Folge einer Verkältung, befallen worden, und ich fand ihn in der Sonne auf der Terrasse seines Hauses sitzen. Eine lebendigere Unterredung fand statt, als ich bis jetzt mit einem Indier geführt hatte, da seine Wissbegierde Fragen stellte, die ich gern beantwortete, und die er zu Papier nehmen liess. Beim Weggehen machte er mir ein Geschenk mit einem schönen Khelat, und ich gab ihm einige Kleinigkeiten zum Andenken, auf welche er grossen Werth legte.

Die heutige Station war nur 6 Koss von Gusserawali, ich konnte mir daher Zeit lassen, den Garten und das Haus, die ehemalige Residenz Ranjiet Singh's in Gusserawali, zu besehen, die übrigens nichts Merkwürdiges enthalten. Ein kleines Gebäude ist über der Stelle erbaut, wo sein Vater Maha Singh verbrannt

wurde, ein anderes über seiner Mutter Asche. Nahe bei Gusserawali kam Juni Lal, ein Brahmine von Dehli, mich im Namen des Maha Raja zu begrüssen, derselbe, welcher Alexander Burnes begleitet hatte; er brachte mir zwei Elephanten, mit reichen Teppichen behangen und silbernen Hauda; 30 Mann zu Pferde begleiteten ihn, welche sich aufstellten, um mir die militärischen Ehren zu bezeigen; als ich vorbei fuhr, spielten zwei Trompeter: „God save the King". Vor einem kleinen Orte, Namens Kamuki, war das grosse Zelt des Generals Ventura aufgeschlagen. Es war eine sonderbare Art von Bitschoba (Bitschoba ist, wie es der Name sagt, ein Zelt ohne Zeltstange), die dem Panjab eigen ist. Alle meine Leute und Sachen kamen zu rechter Zeit an, und seit langer Zeit hatten wir ein Mittagessen bereitet, ehe es tiefe Nacht war.

Sonntag den 10. Januar. Die Gegend ist fortwährend wenig bebaut, die Tagreise war eine Kurze, 7 bis 8 Koss (12 Meilen), bis Nangel, wo ein anderes Zelt des Generals, mit drei Abtheilungen und einem, das Ganze umschliessenden Gange aufgestellt war. Wir hatten während der letzten Tagreisen beständig die Aussicht auf das Hochgebirge, und ich konnte recht deutlich die ungeheure Entfernung des Mer und Ser dadurch bemerken, dass die vorderen Schneeberge, so wie der Baldewa, während des Fahrens schnell vor jenem vorüberzogen.

Ich kann übrigens nicht beschreiben, wie angenehm

mir die ruhige Art zu reisen vorkam, nach der frühern. Alles ging wie von selbst; allein gerade deswegen kam ich weniger mit den Einwohnern in Berührung, und erfuhr weniger über das Land, welches ich durchzog. Ich sah erst jetzt ein, wie es kommt, dass die meisten Engländer so wenig von den Sitten und Gebräuchen, und überhaupt von dem Theile Indien's wissen, den sie, selbst oft, durchzogen haben. Die Ursache liegt darin: dass sie, wie ich jetzt, ohne Mühe von Ort zu Ort ziehen, und nimmt man noch dazu, dass sie sich fast immer bei Nacht bewegen, so darf man sich nicht wundern, wenn manchmal ein Engländer in Indien sogar verlernt, was er über das Land Richtiges in England gewusst hat, und in seinem einsamen Zelte, um die Zeit zu tödten, die unrichtigsten Theorien aufstellt, welche zu widerlegen es nur eines Blickes um sich bedurft hätte.

Mit der Erscheinung des Brahminen Juni Lal hatte mein Brahmin Thaker Das jede Kränklichkeit verloren; Beide sassen in Einem Hauda, während der des andern Elephanten von einigen Offizieren eingenommen wurde. Ich selbst fuhr in gestrecktem Trab und Gallop, von der Abtheilung Reiter umschwärmt. Von dem Schah hatte ich in Visirabad Abschied genommen bis Lahor. Er hatte mich gebeten, ihm zu erlauben, bei mir daselbst wohnen zu dürfen: da ich jedoch selbst noch nicht wusste, wo ich wohnen würde, so sagte ich ihm, er möge mich auf jeden Fall daselbst besuchen. Ich nahm mir vor, für den guten Mann in Lahor zu

thun was ich konnte, allein ich wollte ihm nichts versprechen. Nichts Aufzeichnungswürdiges ereignete sich.

Montag den 11. Januar. Ich erhielt heute Morgen einen Brief von General Ventura. Er schrieb mir, dass der Maha Raja ihm verboten habe, mir entgegen zu kommen, da er mich von seiner Seite empfangen lassen wolle. Ranjiet Singh wünsche, dass ich in Schah Dera, dem berühmten Mausoleum Jehanghir's, absteige, dass er, General Ventura, von dem Maha Raja beauftragt sei, mich anzukündigen, sobald er meine Ankunft erfahren haben würde, und dass Kalipha Sahib, der Hofmarschall des Königs, mich in seinem Namen bewillkommen würde; ich möge dann einen Tag in Schah Dera bleiben, bis Alles zu meinem Empfange in Lahor vorbereitet wäre. Schah Dera liegt auf dem rechten Ufer der Ravi, drei Meilen von Lahor. Ich antwortete auf der Stelle, dass nichts mich abhalten würde, um 12 Uhr in Schah Dera zu seyn, dass er, (General Ventura) sich nicht compromittiren würde, mich um diese Stunde als wirklich angekommen anzukündigen, ohne erst einen nach meiner Ankunft daselbst geschriebenen Brief abzuwarten, weil er mir dadurch einen Tag mehr in seiner Gesellschaft verschaffen würde; dass ich Kalipha Sahib's Ankunft in Schah Dera abwarten, mich aber dann nach seinem, des General Ventura's Hause verfügen würde, um bei ihm zu wohnen. Das Vergnügen, in seinem Hause zu seyn, wäre für mich grösser, als alle Ehre, die mir der

Maha Raja durch einen feierlichen Empfang erweisen könne.

Je mehr man sich der Ravi nähert, desto öder und unbebauter wird die Gegend; von Nangel nach Schah Dera sind 8 Koss: es liegt etwas links ab von dem geraden Wege nach Lahor. Ich kam kurz vor 12 Uhr in Schah Dera an, obgleich mich 5 Koss vorher ein kleiner Fluss (Busunta), der tief und ohne Brücke ist, lange aufgehalten hatte; ich musste, um an's andere Ufer zu kommen, den Wagen verlassen und einen Elephanten besteigen. Nur mit Mühe kam der Wagen hindurch, ohne von dem Strome umgeworfen zu werden; ich hatte volle Gelegenheit, die Geschicklichkeit der Indier bei dieser schwierigen, für sie so ungewöhnlichen Arbeit zu bewundern. Schah Dera ist eine prächtige Ruine, deren Schönheit jedoch weniger in der Anordnung und dem Plane des grossen Gebäudes besteht, als in der Ausführung; Marmor und edle Steinarten sind mit Verschwendung angebracht. Das Hauptgebäude, in einem grossen Garten, bildet ein Viereck mit vier bedeutenden Minaret an den Ecken; diese, ganz mit Pietradura bedeckt, schienen aus der Entfernung mit bunter Malerei verziert, sie sind nur berechnet, in der Nähe betrachtet zu werden; von Weitem gesehen, wo man allein die Anordnung des riesenhaften Monumentes auffassen kann, ist dies bunte Farbenspiel sehr störend. Das Erdgeschoss, das Gebäude hat keinen ersten Stock, besteht aus einem, mehrere Stufen

erhobenen Bogengange, auf einer gleichfalls erhobenen Terrasse, von wo gegen Westen der mit der schönsten Pietradura-Arbeit geschmückte Eingang zu dem kleinen Gewölbe führt, in welchem der Sarg des Königs Jehanghir steht, vollkommen jenem im Taj Mahal zu Agra ähnlich; das Licht fällt von oben herab. Das Schönste an dem grossen Gebäude, und durch nichts in Indien übertroffen, ist die durch das Dach gebildete Terrasse, ganz von Pietradura, mit einem durchbrochenen marmornen Geländer umfangen.

Ich bestieg einen der Minaret, um das lang ersehnte Lahor zu erblicken. Es nimmt sich von hier mit seinen hohen Mauern und stattlichen Gebäuden und Minaret gut aus. Den Vordergrund bilden die Gebäude, welche zu Schah Dera gehören, und sich auf eine grosse Strecke bis zur Ravi ausbreiten, dann kommt der Fluss, dann eine breite Reihe von Feldern, mit Baumgruppen untermischt, im schönsten Grün des Frühlings, auf welchem sich die zierlichen Marmorbauten Jehanghir's in Lahor gar herrlich ausnahmen. Doch hatte ich kaum Zeit, mich umzublicken, als sich von der Ravi her eine Staubwolke nahte, von Pferden und Trägern aufgewühlt. Es war die Bewillkommungs-Bothschaft Ranjiet Singh's, und ich stieg daher herab.

Fackhier Kalipha Sahib war von dem Kommandanten der Truppen in Lahor begleitet; und hielt mir eine höchst blumenreiche Anrede im Namen des Maha Raja, welcher mir unter Anderem sagen liess: er habe sich jeden

Tag erkundigt, wo ich sei, und mich mit der grössten Ungeduld erwartet; Kalipha Sahib versicherte mich im Namen des Königs, ich sei in Meinem Lande angekommen, ich habe zu befehlen, und der Wunsch des Königs sei, mir den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Ich stieg nun auf's Neue mit Mr. Vigne in den Wagen des General Ventura, und nahm Kalipha Sahib und den Kommandanten mit mir. Eine Meile von Schah Dera ist die Ueberfahrt über die Ravi, die an manchen Stellen, selbst in der jetzigen trocknen Jahreszeit, 18 Fuss tief ist. An dem Ufer befindet sich ein grosser Garten der mogolischen Kaiser, Delkuscha, dessen Gebäude auf beiden Seiten der Ravi erbaut waren; jenes auf dem linken Ufer ist von der Ravi längst verschlungen worden, die in dem Boden von aufgeschwemmter Erde die Fundamente unterwühlt, und dann stürzen die Mauern, je stärker sie sind, desto sicherer in die Tiefe, und versinken nach kurzer Zeit in dem aufgewühlten Boden. Eine Seite des grossen Quadrates, welche das Hauptgebäude Schah Dera's umgibt, hat dasselbe Schicksal gehabt, und auch das Gebäude Delkuscha am rechten Ufer ist zum Theil eingestürzt.

Je mehr man sich Lahor von dieser Seite nähert, desto stattlicher nimmt sich die Stadt aus. Die von Ranjiet Singh wieder hergestellten und mit zweckmässigen Kavalieren verstärkten Festungswerke sind in gutem Baustande, allein von solcher Ausdehnung, dass an eine Vertheidigung nicht zu denken ist; nur

gegen einen Anlauf von Kavallerie schützen diese Werke. Ich kann nicht beschreiben, mit welch' angenehmen Gefühle ich mich der Wohnung des General Ventura näherte; es schien mir, als ob ich der Wohnung eines alten Freundes entgegen eilte. Er hatte mir, seitdem ich in dem Panjab war, ununterbrochene Aufmerksamkeiten erzeigt, und einige Tage Ruhe in einem Hause, und besonders europäische Gesellschaft waren mir höchst wünschenswerth. Die Einsamkeit war mir unerträglich geworden.

General Ventura empfing mich vor dem schönen Zelte, welches den Eingang in seinen Garten bezeichnet, und wir schüttelten Uns wie alte Bekannte die Hände, obgleich wir Uns nie gesehen hatten. Ich sagte ihm meinen verbindlichen Dank für die Gefälligkeiten, die er mir erwiesen hatte. „Leider," fügte ich hinzu, „werde ich in dem Falle seyn, Sie noch während einigen Tagen zu plagen, allein ich versichere Sie, es freut mich zu sehr, Sie persönlich kennen gelernt zu haben, um Sie gleich wieder zu verlassen." Er antwortete etwas Verbindliches, und setzte hinzu, dass der Maha Raja erwarte, ich würde während eines Monates hier verweilen. Ich erwiederte, dass es meine Absicht sei, nur vier Tage in Lahor zu bleiben, weil ich befürchtete, für das Dampfboot, das Bombay im März verlasse, zu spät zu kommen.

Der Fackhier Sahib verliess mich nun, und bald darauf erschien Asis ud Dien, der ältere Bruder des-

selben, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, oder geheimer Sekretär, der mir im Namen des Maha Raja zu versichern kam: dass, als dieser durch General Ventura von meiner Ankunft in Kenntniss gesetzt worden sei, er alle Geschäfte aufgeschoben habe, um sich zu freuen, nebst einem Schwalle von Komplimenten, zu übertrieben, um sie aufzuzeichnen; fünfzig Träger kamen bald darauf mit Geschenken, in Früchten und Zuckerwerk bestehend, einer Flasche seines eigenen Weines, von dem ich mehr in der Folge zu sagen haben werde, und einem Sack mit 700 Rupien.

General Ventura hatte mich in seinem Garten bewillkommt, und mir Mr. Mackeson, den Agenten der Kompagnie zu Behawulpur, vorgestellt, dann einen Franzosen, Namens Dubuignon; der Erste ist ein höchst wohlunterrichteter junger Offizier, der eine Anstellung in einer Wüste, dreihundert Meilen weit von Lodiana, annahm, um die Befahrung des Indus durch englische Schiffe, welche durch eine neue Uebereinkunft mit den Mier in Sind festgesetzt wurde, zu befördern und zu beschützen. Eines alten Bekannten, den ich hier traf, vergass ich zu erwähnen. An dem linken Ufer der Ravi fand ich einen Mann mit einem grauen Bart, in einer Art französischer Uniform, der mich bewillkommte; es schien mir, als kenne ich ihn, konnte jedoch in meiner Erinnerung nicht klar werden, bis er mir von Bombay sprach; nun erinnerte ich mich augenblicklich, dass es Mr. Forni war, derselbe Salpeter-Fabrikant, der von

Egypten nach Bombay gekommen war, und den ich dort gesehen hatte. Zur reichbesetzten Tafel am Abende kam noch Mr. Fox, ein kürzlich angekommener Engländer im Dienste des Maha Raja.

Doch ehe ich von meinem Aufenthalte in Lahor Rechenschaft gebe, wird es nöthig seyn, von den Siek sowohl, als von ihrem Könige zu sprechen, dessen überwiegender Geist es zuerst vermocht hatte, aus den zersplitterten Theilen Ein Ganzes zu bilden, welches er, und auch wohl nur er, zusammen zu halten vermag. Sein Thron ist auf die Trümmer des mogolischen Reiches erbaut, und er hält sein Hoflager in dessen zweiter Hauptstadt.



Das Reich der Siek.

Der grosse Gründer der Dynastie Timur's in Hindostan: Baber, dessen Sieg bei Paniput über den Kaiser Ibrahim Lodi, im Jahre 1525, dem flüchtigen Herrscher Ferghana's, Indien unterwarf, Baber war nicht minder Philosoph als Krieger. Aus seinem angestammten Erbbesitze vertrieben, fand er in seinem Geiste die Mittel, ein bedeutendes Reich in Central-Asien zu gründen, und als er durch Verrätherei seiner nächsten Anverwandten auf's Neue dasselbe verloren hatte, wendete er sich mit weitaussehenden Planen gegen Süden, und bestieg, nach ehrlichem Kampfe um das reichste Besitzthum der Welt, den Thron Dehli's. Alle seine Handlungen sind mit dem Stempel eines kühnen und überlegenen Geistes bezeichnet, der sich eben so sehr in dem Entwurfe eines Eroberungsplanes, als in der Nachsicht aussprach, welche er für die Anhänger der verschiedensten Religionen bewies; eine Nachsicht, die seinem Karakter nicht minder, als seiner Zeit zur

Ehre gereicht. Diese unbedingte Toleranz in Glaubenssachen gestattete die Verbreitung einer unter seiner Regierung entstandenen Sekte, nämlich jener des Guru Nanak. Sie zählte Anfangs nur wenige um diesen Religionslehrer versammelte Schüler, welche sich Siek oder Siekscha nannten, ein Wort, das im Sanskrit einen Zeloten bezeichnet. Weder Nanak, noch die ihm folgenden Guru oder Oberhäupter der Religion wurden von Seite der Regierung im Mindesten beachtet. Es ist eine merkwürdige Eigenthümlichkeit der vielen indischen Religionssekten, dass sie nie eine politische Tendenz annehmen; denn es ist ihren Anhängern eben so gleichgiltig, zu welchem Glauben sich der Herrscher des Landes, das sie bewohnen, bekenne, als es im Allgemeinen dem Oberhaupte des Staates unwichtig ist, welcher Sekte oder Religion seine Unterthanen angehören. Anders verhielt es sich mit den eingewanderten Mohammedanern; ihnen diente die Verbreitung des Islam zum Deckmantel ihrer Eroberungssucht; durch diesen vorgeblichen Eifer für die Religion des Propheten glaubten sie all' das Unheil rechtfertigen zu können, das sie über Indien gebracht, und mit welchem sie das schönste Land der Welt während fast einem Jahrtausende heimsuchten. So viel sich auch immer die mohammedanische Religion auf indischen Boden modifizirte, so blieb ihr dennoch, wo immer die Gewalt in ihren Händen war, Fanatismus eigen, von welchem nur einzelne Herrscher frei waren.

Den indischen Regierungen ist es nur um die regelmässige Eintreibung der Abgaben zu thun; an welchen Gott der Steuerpflichtige glaubt, ist gleichgiltig, wenn er nur zahlt. Dem Unterthan ist es meistens ebenfalls gleichgiltig, an wen er die Steuer entrichtet, und nur dann, wenn die fanatischen Mitglieder einer Sekte die ihnen von der Regierung angeblich zugefügten, oder die wirklich erlittenen Unbilden rächen zu müssen glauben, dann erst beschäftigen sich die indischen Regierungen mit einer neu entstandenen Sekte. So folgten auf Nanak als Guru: Angad, Amira Das, Ram Das und Arjun Mal, ohne dass sich die Regierung im Mindesten um ihr Dasein bekümmerte. Die Anfangs schwankenden Grundsätze der neuen Lehre, welche ich in der Folge, so weit ich es vermag, aus einander zu setzen gesonnen bin, und welche wohl nur gegen die anscheinende Vielgötterei der Indier gerichtet war, ungefähr in demselben Sinne, in welchem die Bilderstürmer im VIII. Jahrhunderte die christliche Religion von angeblichen Missbräuchen zu reinigen wähnten, hatten mittlerweile ein bestimmtes Gepräge angenommen, und waren unter dem letztgenannten Guru bereits hinlänglich ausgebildet, um von ihm in eine Form gebracht und niedergeschrieben zu werden. Dieses Gesetzbuch ward Grunth genannt.

Hargovind, Harry, Harkrischna und Tegh Bahadur folgten einander als Oberhäupter der Religion. Zur Zeit des Letzteren hatte Auränzieb seinen Vater Schah

Jehan, jenen Kaiser Dehli's, der sich durch seine herrlichen Bauten von allen mogolischen Herrschern das bleibendste Andenken sicherte, entthront und den Untergang seiner Brüder und ihrer Familien herbeigeführt, die sämmtlich in dem Kriege gegen den Usurpator umkamen. Die Religion diente Auränzieb zum Vorwande seiner schändlichen Handlungen gegen Vater und Brüder; ohne selbst irgend einem Glauben zugethan zu seyn, heuchelte er den glühendsten Eifer für die Religion des Propheten, und nicht zufrieden, den Islam durch jedes Mittel zu verbreiten, verfolgte er auch jede einzelne Hindu-Sekte insbesondere. Tegh-Bahadur wurde im Jahre 1675 auf Befehl Auränzieb's in Patna hingerichtet. Govind, sein Sohn, schwur den Mohammedanern ewige Feindschaft. Er veränderte seinen religiösen Beinamen Siek, welchen er wie alle seine Glaubensbrüder bis dahin geführt hatte, in den kriegerischen „Singh" (Löwe), welcher der Kriegerkaste Indien's eigenthümlich ist. Dadurch deutete er seine veränderte Sinnesart an; alle Siek folgten seinem Beispiele, und nannten sich Singh. Binnen Kurzem hatte Govind Singh aus einer Schar religiöser Schwärmer eine Bande von Räubern gebildet, deren Losung „ewige Fehde den Mohammedanern" war. Noch fehlte es ihnen an einem Erkennungszeichen: da geboth Govind Singh seinen Glaubensgenossen, Haupt- und Barthaare wachsen zu lassen, um dadurch zugleich den Mohammedanern offen Trotz zu biethen. Diesen deutlichen

Zeichen ihrer veränderten Gesinnungen folgten bald entsprechende Thaten. Raubzüge wurden von ihnen unternommen, und da natürlich die mohammedanischen Befehlshaber der Provinzen dem Unwesen steuern wollten, versammelte Govind Singh was er an Glaubensgenossen aufbiethen konnte, um den kleinen Krieg mit Nachdruck zu führen. Allein die damalige Zeit war wenig geeignet, einem Aufruhre glücklichen Erfolg zu versprechen. Auränzieb hielt die Zügel der Macht in kräftiger Hand; seine Heere waren durch ununterbrochene Kriege kampfgewohnt, und hatten leichtes Spiel mit den in den Waffen ungeübten Zeloten. Nach einigen unbedeutenden Gefechten wurden die Empörer aus einander getrieben, und Govind Singh gezwungen, nach dem Dekkan zu fliehen, wo er wahrscheinlich im Jahre 1708 starb. Seine Anhänger traten wieder in das bürgerliche Leben, und zwar in dieselben Verhältnisse zurück, in welchen sie gelebt hatten, ehe Govind Singh sie zu den Unternehmungen gegen die Mohammedaner begeisterte. Die Stelle eines Guru wurde nicht wieder besetzt; anfänglich aus der Ursache, weil die Siek der Rückkehr Govind Singh's entgegen sahen, da sie nie die Gewissheit seines Ablebens erhielten; aber auch in der Folge nicht, als die Länge der Zeit, welche seit seiner Flucht verstrichen war, an seinem Tode nicht mehr zu zweifeln gestattete, weil sich das ganze Wesen der Siek-Gesellschaft geändert hatte. Govind Singh blieb das letzte anerkannte

Oberhaupt der Siek, und ist es bis auf die heutige Stunde geblieben.

Ein Hindu Bairagi (Büssender), Namens Banda, versammelte bald nach der Flucht Govind Singh's ein kleines Heer der Siek, und begann Feindseligkeiten gegen die Mohammedaner, indem er Sirhind zerstörte. Er wurde jedoch leicht überwältigt, gefangen genommen, und auf Befehl Alum Schah I., des Sohnes und Nachfolgers Auränzieb's, öffentlich hingerichtet. Bald darauf brachen in Dehli innere Kriege um die Thronfolge aus. Unter solchen Umständen ward die Aufmerksamkeit von den Siek abgelenkt; sie entgingen der weitern Verfolgung, und konnten ihre Raubzüge ungestraft unternehmen. Ihre Sekte breitete sich von nun an im Stillen immer mehr aus.

Zwei und dreissig Jahre nach dem Tode Auränzieb's, unter welchem das mohammedanische Reich in Indien den höchsten Gipfel der Macht erreicht, und vier Jahre, nachdem die von Süden gekommenen Mahratten die Vorstädte von Dehli verbrannt hatten, gleichsam als Einladung für die mächtigen mohammedanischen Staaten im Westen, die Schätze der mogolischen Kaiser nicht in die Hände der Ungläubigen fallen zu lassen, wurde die Hauptstadt Dehli von Nadir Schah, dem Perser, geplündert und verbrannt. Nadir Schah verweilte nur kurze Zeit in Dehli, liess Indien in der grössten Verwirrung, und kehrte mit Schätzen beladen nach Persien zurück, nachdem er jenen Theil des

mogolischen Reiches, welcher auf dem rechten Ufer des Indus lag, mit seinem Reiche vereinigt hatte. Obgleich der Thron des Hauses Timur untergraben war, so hätte ein kräftiger, selbstständiger Herrscher dennoch Mittel gefunden, das wankende Gebäude zu stützen, von Neuem zu befestigen und die gestörte Ordnung wieder herzustellen. Allein an einem solchen fehlte es, und die übermächtig gewordenen Statthalter der Provinzen dachten nur darauf, die Verlegenheit und Schwäche der sich rasch folgenden Herrscher zu benützen, um ihre eigene Unabhängigkeit zu begründen.

Noch lag jedoch ein Zauber in dem Namen des dehlischen Kaisers, der den Ausbruch offener Empörung verhüthete; auch fehlte es nicht an kräftigen Männern, die in treuer Anhänglichkeit für die Wiederbefestigung des Thrones, welchem sie ihre eigene Macht verdankten, Alles hingaben; aber ihre Aufopferung ward von den schwachen Kaisern, welche nach Auränzieb den Thron einnahmen, meistens übel belohnt.

Nadir Schah ward im Jahre 1743 ermordet. Achmed Khan Abdalli, ein Afghane, Diener und Freund Nadir Schah's, benützte die Verwirrung, um Afghanistan, einen Theil des mogolischen Reiches, den Nadir Schah mit Persien vereinigte, sich zu unterwerfen. Er nahm den Namen Achmed Schah an, bestimmte Kandahar zu seiner Hauptstadt, und unternahm von derselben Einfälle in Indien, um, wie er sagte, die Ungläubigen zu züchtigen. Ein Streit zwischen zwei Brüdern um die Statthalterschaft

von Lahor, deren Einer Achmed Schah um Hilfe ansprach (1747), brachte ihn mehr in das Herz des fallenden Reiches: er eroberte Lahor und entschlossen, sein Glück zu verfolgen, eilte er auf Dehli los, diesmal ohne Erfolg, denn eine Schlacht bei Sirhind entschied sich durch die Tapferkeit Mier Manu's gegen den Abdalli, und zwang ihn, obgleich unverfolgt, über den Indus zurückzukehren. Ein zweiter Einfall (1748) ward von Mier Manu, welcher für seine Waffenthat mit der Statthalterschaft (Suba) Lahor belehnt worden war, abgekauft, allein bei dem Dritten (1751) eroberte Achmed Schah nach hartnäckigem Widerstand (1752) Lahor auf's Neue. Die nahe Regenzeit nöthigte ihn jedoch, bald über den Indus zurückzukehren, und er liess Mier Manu, welcher Lahor so gut vertheidigt hatte, als seinen, Achmed Schah's, Gouverneur, dort zurück. Mier Manu starb bald darauf, sein Sohn, ein Kind, und nach dessen Tode seine Witwe, wendeten sich nach Dehli, um von dort in der Stelle des Verstorbenen, als Statthalter bestätigt zu werden; diese Bestätigung wurde gegeben; wohl der deutlichste Beweis, wie erbärmlich es mit der Regierung in Dehli aussah, um in so schwierigen Zeiten Kindern und Weibern die wichtigsten Stellen anzuvertrauen.

Achmed Schah erschien 1755 zum vierten Male in Indien, und zog 1756, ohne den geringsten Widerstand zu finden, in Lahor und dann in Dehli ein. Hier vermählte er sich mit einer Prinzessin des Hauses

Timur, brandschatzte die Stadt und trat seinen Rückzug an. Auf dem Throne Dehli's liess er denselben schwachen Fürsten zurück, den er auf demselben gefunden hatte. Er vereinigte das Panjab und Sirhind mit seinem Reiche, setzte seinen eilfjährigen Sohn Timur als Vicekönig von Lahor ein, und zog über den Indus zurück.

Die Unordnung in dem Panjab war durch diese Raubzüge auf's Höchste gestiegen; fast ungerügt konnte die Sekte der Siek sich verbreiten. Sie hatten sich in Strassenräuber verwandelt, und trieben ihr Handwerk ungeahndet. Um diese Unruhen zu beendigen, und der Regierung Nachdruck zu geben, forderte Timur, der neue Vicekönig Lahor's, auf Befehl Achmed Schah's alle Vasallen auf, an seinem Hofe zu erscheinen; vor Allem erhielt der mächtigste Jagidar in den neuen Provinzen, Adina Beg den Befehl, nach Lahor zu kommen, um dem neuen Herrn zu huldigen. Dieser, der sich auf seinem schwierigen Posten, in dem Jalander Doab lange unabhängig gefühlt hatte, entschuldigte sich zu erscheinen, und als Timur ihn dazu zwingen wollte, ersann der herrschsüchtige Häuptling ein furchtbares Mittel für seine eigene Unabhängigkeit. Er lud Mulhar-Rao Holkar, den Heerführer der Mahratten, die damals ganz Indien als ihre Beute betrachteten, ein, das Panjab zu plündern, und versprach ihm für jeden Tag, den er daselbst verweilen würde, noch überdies eine grosse Summe.

Holkar folgte mit Freuden dieser Einladung. Bei dieser Gelegenheit traten die Siek, wie sie es wohl schon früher in den Kämpfen der Perser gegen die Mogolen gethan, als Hilfstruppen in Holkar's Dienste. Die Mahratten rückten in das Panjab ein, vertrieben den Vicekönig Timur, plünderten Lahor und selbst das Gepäcke des fliehenden Vicekönigs, und zogen dann nach Hindostan ab, nachdem sie zuvor in Lahor eine Besatzung zurückgelassen hatten. Die Siek hingegen setzten ihre Räubereien ungestört fort.

Achmed Schah versammelte eine stärkere Macht, als er bei irgend einer frühern Unternehmung nach Hindostan geführt hatte, um Adina Beg zu züchtigen, welchen jedoch der Tod der Rache des Abdalli entzog.

Die Mahratten hatten eben jetzt den Gipfel ihrer Macht erreicht. Die Nachricht, dass Achmed Schah mit einem grossen Heere über den Indus gesetzt habe, wurde daher von den mohammedanischen Fürsten Indien's mit allgemeinem Jubel aufgenommen. Sie rüsteten sich mit aller Macht, um Achmed Schah im Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind zu unterstützen. Aber auch der Peschwa, das Oberhaupt der Mahratten im Dekkan, blieb seinerseits nicht unthätig, und versammelte alle seine Streitkräfte; denn es handelte sich nicht etwa blos darum, welcher mohammedanische oder Hindu-Fürst den Thron Dehli's einnehmen sollte: um die Oberherrschaft Indien's ward der Würfel geworfen, und je nachdem er fiel, musste es sich entscheiden,

wer von Beiden, ob Mohammedaner oder Hindu, Herrscher oder Knecht seyn sollte.

Am 7. Juli 1761 wurde abermals bei Paniput das Schicksal Indien's entschieden; die Mahratten wurden geschlagen, und ihr ungeheures Heer soll in der Schlacht und auf dem Heimwege nach dem Dekkan 200,000 Mann eingebüsst haben.

Achmed Schah trat nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen in Dehli, den Rückweg über den Indus an, liess jedoch Zeya Khan in Sirhind, und Khoja Obyd in Lahor als Statthalter zurück. Es ist auf den ersten Anblick staunenerregend, dass Achmed Schah sich nicht zum Kaiser von Dehli erklärte, wie er es doch leicht hätte thun können. Wahrscheinlich mochte ihn die Ueberzeugung davon abgehalten haben, dass die einzelnen Theile des Reiches zu mächtig geworden waren, um von Einem Mittelpunkte aus beherrscht zu werden. Der Grund davon lag in dem Uebergewichte der Omrah, der Grossen des Reiches, deren jeder Einzelne sich als Souverain betrachtete, und als solcher sich auch gegen den Kaiser zu behaupten strebte, wodurch der Central-Regierung kaum mehr, als ein Schatten von Macht bleiben konnte. Auch die Verbindung Achmed Schah's mit dem Hause Timur mochte ihn zu Gunsten der gefallenen Grösse stimmen; übrigens war Achmed Schah von allen Eroberern Hindostan's der Menschlichste.

Die Auseinandersetzung dieser frühern Ereignisse

im Norden Indien's, obgleich wenig von den Siek handelnd, war nothwendig, um den Grad der Verwirrung darzustellen, in Folge deren es den religiösen Parteigängern möglich wurde, ihr Handwerk ungestört zu treiben. Die grosse Masse der Siek bestand damals lediglich aus Ackersleuten oder Besitzern von einem oder ein paar Brunnen, nach welchen in diesen Gegenden der Grundbesitz gerechnet wird; ohne Ausnahme Leute, die nur der Gelegenheit harrten, Pferd und Lanze zur Hand zu nehmen, um durch Raub das karg zugemessene Einkommen zu vergrössern. Befehdeten sich die Mohammedaner unter einander, so nahmen sie wohl einen Haufen dieser Plünderer in ihre Dienste, und die Siek fochten dann ohne vieles Bedenken gegen einander; sie waren in der That Miethlinge, denen die Religion nur dann zum Vorwande diente, wenn sich kein anderer Deckmantel für ihre Räubereien finden liess. Wie sehr die Siek als religiöse Streiter ausgeartet waren, erhellt am Deutlichsten aus dem Umstande, dass aus der Mitte der Siek (Zeloten) eine Sekte von Glaubensereiferern, Akali genannt, hervorging. Diese Akali, wenn es ein Gefecht für den Glauben galt, legten jede Kleidung, mit Ausnahme des mit Waffen sonderbar verzierten Turban's ab, und jagten auf ihren flüchtigen Pferden mit geschwungenem Säbel, und grässlichem Feldgeschrei, ihren Glaubensbrüdern weit voran, dem Feinde entgegen.

Achmed Schah war mit seinen Eroberungen in

andern Gegenden zu sehr beschäftigt, um die neuen Provinzen im Auge zu behalten, und so lange die Steuern durch Erpressungen eingetrieben werden konnten, bekümmerten sich die beiden Statthalter in Lahor und Sirhind wenig um die Unordnungen, welche die wachsende Macht der Siek allenthalben verursachte. Dieser Zustand der Dinge war natürlich der Vergrösserung der Macht dieser Letztern höchst günstig. Ihr Selbstgefühl und das Vertrauen in ihre Sache, stieg in eben dem Grade, als die Verheerungen, welche sie anrichteten, ungerügt blieben; anderseits sahen die friedlichen Bewohner des Panjab's ein, dass nur die Bekehrung zur neuen Lehre ihnen die ersehnte Ruhe erkaufen und dauernd sichern konnte. Banden von wenigen Reitern wuchsen, wenn es einen Ueberfall galt, in einem Augenblicke zu einer Macht von einigen Tausenden an, und lösten sich beim Herannahen einer überlegenen mohammedanischen Macht eben so schnell wieder in Ackersleute auf, die ruhig ihre Felder bestellten. Für die so lange unter dem härtesten Drucke lebenden Hindu war der Tag der Rache gegen die Mohammedaner erschienen, und sie liessen ihn wahrlich nicht ungenützt vorübergehen. Bald gebrach es den Siek an Raum, die reiche Beute zu beherbergen, und kleine feste Plätze wurden nöthig, um sie vor Ueberfall zu sichern. Unter den Anführern der zahlreichen kleinen Abtheilungen, welche in dieser Zeit den Krieg auf eigene Rechnung führten, zeichnete sich Nodh Singh,

der Urgrossvater Ranjiet Singh's, als ein unternehmender Mann aus.

Nodh Singh's Vater, Disu, war ein Jat, ein Bauer, dessen Besitzthum höchst unbedeutend war. Nodh Singh war der Erste seiner Familie, der sich zur Siek-Religion bekannte. Er starb 1750. Sein Sohn Tschurut Singh errichtete eine eigene Bande; das Glück erklärte sich für ihn, und bald war er im Stande, bei Gujarauli, ein Ghari, eine Feste mit Lehmmauern anzulegen, in welche er seine Beute unterbrachte. Dieser Platz war in jeder Hinsicht gut gewählt; denn er lag in der Nähe Lahor's und zugleich in der Mitte der Siek-Bevölkerung, welcher er zum Vereinigungspunkte dienen konnte. Die Siek hatten sich nämlich von dem Augenblicke an, als die Mahratten von Hindostan nach dem Panjab drangen, allmälig nach dem nördlichsten Theile Hindostan's und des Panjab's gezogen, wo sich ihnen wegen der daselbst herrschenden Unordnung, ein weit grösseres Feld für ihre Räubereien darboth, als in irgend einem andern Theile Indien's. Einige kühne Räubereien, die von Gujarauli aus unternommen wurden, machten den Statthalter Lahor's, Khaja Obyd (1762) zuerst auf diesen Punkt aufmerksam. Er rückte augenblicklich dahin vor, um ihn zu zerstören: allein der Platz hatte Wichtigkeit für die Siek, welche von dem Vorhaben des Statthalters zeitig genug unterrichtet worden waren, um einen starken Posten in das Ghari zu werfen. Die unbedeutendsten, festen Punkte waren

von jeher das grösste Hinderniss in den indischen Kriegen, welche dadurch ungemein in die Länge gezogen werden. Khaja Obyd's Feldherrntalent war zu gering, um sich des unbedeutenden Platzes in kurzer Zeit zu bemeistern, und die Zusammensetzung seiner Armee brachte ihn während der sich in die Länge ziehenden Belagerung in Verlegenheit. Achmed Schah Abdalli hatte nämlich bei seinen Unternehmungen nach dem Panjab und Hindostan gegen den Kaiser Dehli's, wie alle Mohammedaner, Siek-Soldaten in seinen Sold genommen; Khaja Obyd, sein Statthalter, folgte diesem Beispiele, und bediente sich eines bedeutenden Korps derselben. Dieser Umstand zeigt übrigens auf's Neue, dass es den Siek nicht um die Verbreitung ihres Glaubens, sondern um Raub zu thun war, und dass sie, galt es diesen, gegen jeden, sei es Freund oder Feind, zu Felde zogen. So lange die Schätze in den Händen der Mogolen waren, galt es diesen; nachdem Achmed Schah der Herr des Landes geworden war, so waren es seine zurückgelassenen Offiziere, von welchen etwas zu erobern war, und als einige Siek reiche Beute erworben hatten, so verbanden sich die ärmern Glaubensgenossen mit den Mohammedanern, sie ihnen abzunehmen und mit diesen zu theilen. Als sich, wie erwähnt, die Belagerung Gujarauli's in die Länge zog, und Khaja Obyd davor lag, ohne etwas ausrichten zu können, so begannen die Siek in dessen Diensten mit ihren Brüdern in der Festung Unterhandlungen, und verbanden

sich mit ihnen; an einem bestimmten Tage verliessen sie plötzlich das Lager, die übrigen Truppen ergriffen auf die Nachricht von diesem Abfalle die Flucht, und die vereinten Siek eroberten ohne Schwertstreich das Lager. Khaja Obyd entkam mit genauer Noth nach Lahor, dessen Mauern er nicht zu verlassen wagte. Zum ersten Male seit der Stiftung ihrer Religion, konnten die Siek eine öffentliche Versammlung (Sarhet Kalsa) in Amritsir halten.

Dieser Ort, das alte Tschak, war für sie von hoher Bedeutung; hier nämlich hatte Ram Das, der Vierte ihrer Guru, im Jahre 1581 das grosse Wasserbecken erbaut, welches er Amrita Saras, den Brunnen der Unsterblichkeit nannte, und in welchem sich zu baden von jeder Sünde reinigt. Die Stadt entlehnte davon den Namen Amritsir.

Achmed Schah hatte kaum Nachricht von diesen Ereignissen erhalten, als er im November 1762 den Indus überschritt, die Aufrührer zu züchtigen, und Khaya Obyd zu befreien. Die Siek zerstreuten sich bei seiner Annäherung schnell nach allen Richtungen. Die Mehrzahl flüchtete sich nach Hindostan. Achmed Schah zog ohne Kampf in Lahor ein; er befahl seinem Statthalter in Sirhind, Zeya Khan, die Bewegungen der Flüchtlinge zu beobachten, und bot zu gleicher Zeit alle mohammedanischen Jagirdar (Vasallen) auf, mit ihrem Kontingente zu ihm zu stossen. Auf die Nachricht, dass sich die Siek in zahlloser Menge zu Kos

Rahira, in Hindostan versammelt hätten, verliess er an der Spitze einer erlesenen Abtheilung seines Heeres, in aller Stille Lahor, und war schon in 36 Stunden bei Lodiana, am jenseitigen Ufer der Sutlej; ein ungeheurer Marsch! Nur wenige Stunden Rast gönnte er seinen Truppen zur Erhohlung, und am nächsten Morgen erreichte er Kos Rahira, als die Siek, auf ihre grosse Ueberlegenheit vertrauend, eben den Statthalter Sirhind's, Zeya Khan angegriffen hatten. Die Erscheinung der schwarzen Pelzmützen, die bekannte Tracht der Kerntruppen des Abdalli, gab der Schlacht augenblicklich eine andere Wendung. Von panischem Schrecken ergriffen, dachten die Siek an keinen Widerstand, und Achmed Schah konnte an den Aufrührern blutige Rache nehmen; 20 bis 30,000 Siek sollen auf dem Platze geblieben seyn, und erst als die Truppen des Schah vom Metzeln ermüdet waren, vermochten die Uebriggebliebenen sich durch die Flucht zu retten.

Diese Schlacht wird von den Siek die Ghalu ghara, das blutige Niedermetzeln genannt.

Zur Ehre von Achmed Schah's Karakter möge hier folgender Zug Platz finden. Ala Singh, Sirdar von Patiala, wurde gefangen genommen, und nach Lahor gebracht; er fand wegen seines tapfern Benehmens in der Schlacht, und seiner Furchtlosigkeit, als er vor Achmed Schah erschien, nicht nur Gnade, sondern errang so sehr die Gunst des Abdalli, dass er ihm ein Ehrenkleid (Khelat) und den Titel Raja verlieh.

Achmed Schah marschirte nun nach Amritsir, liess den in der Mitte des heiligen Beckens befindlichen Tempel Harmander (Harry's - Tempel) mit Pulver sprengen, das Wasser, so viel die Zeit es erlaubte, mit Sand und Steinen verschütten, und mit dem Blute und den Eingeweiden von Kühen verunreinigen; eine Entweihung, welche nach den Grundsätzen der Siek - Religion wo möglich noch grässlicher erscheint, als sie es selbst nach der Lehre der Brahminen ist. Abdalli ernannte Kabuli - Mal, einen Brahminen von Kabul, zum Statthalter von Lahor, und war bereits mit Ende des Jahres 1762 in Kandahar zurück; doch kaum hatte er den Indus überschritten, als er die Kunde von einer neuen Empörung der Siek erhielt. Diese hatten nämlich die Festung Kasur erobert, und durch diesen Sieg kühner geworden, erschienen sie mit 40,000 Pferden vor Sirhind; Zeya Khan, der Statthalter, nahm die angebothene Schlacht an, die mit der Niederlage der Mohammedaner und dem Tode des Statthalters endete. Sirhind, das blühende Sirhind, eine der reichsten Städte Hindostan's, fiel in die Gewalt der Siek, und ward von ihnen, welche schon im Jahre 1707 grässlich daselbst gehaust hatten, in einen Steinhaufen verwandelt. Diese Zerstörungswuth hatte ihren Grund darin, dass unter Auränzieb, Govind Singh's Weib und Kind daselbst hingerichtet worden waren. Die Zerstörung der Stadt war also in den Augen der Siek nur gerechte Rache, und noch jetzt hält es ein Siek für eine

verdienstliche Handlung, ein paar Ziegel von irgend einer aufrechtstehenden Mauer des Ortes abzubrechen, und in die Sutlej oder Jumna zu tragen.



Achmed Schah wurde durch die Ereignisse zum siebenten Male nach Indien gerufen (1764), allein die Aufrührer entflohen in die indische Wüste, in der Richtung Rajeputana's, und entgingen dadurch der vom Abdalli ihnen zugedachten Züchtigung. Achmed Schah sah sich gezwungen, den Rückweg nach Kabul anzutreten, ohne auch nur einen Siek gesehen zu haben. Doch kaum hörten die Aufrührer von dessen Abzuge, als sie auf's Neue in das Panjab zurückkehrten. Ihre erste Waffenthat war die Einnahme Lahor's, welches Kabuli Mal, der sich zu schwach fühlte, es zu behaupten, bei ihrer Annäherung räumte. Achmed Schah kehrte augenblicklich um, zog durch Lahor und kam bis zur Sutlej, ohne jedoch die Siek erreichen zu können, welche überall vor ihm entflohen. Sonderbar genug erschien bei dieser Gelegenheit ein Siek Sirdar, Namens Amar Singh, der Sohn des oben erwähnten Ala Singh's von Patiala, um von Achmed Schah die Investitur für Sirhind zu erhalten, welches sein Vater von den Siek-Eroberern für ein paar Dörfer eingetauscht hatte, und in dessen Besitz ihn der Abdalli mit dem Titel Maha Raja wirklich bestätigte. Von dieser Zusammenkunft erzählt man sich folgende sonderbare Anekdote: Amar Singh erschien vor dem Abdalli mit dem langen Barte und Haare, die ein Siek tragen muss.

Achmed Schah befahl ihm, sich Kopf- und Barthaar abzuscheren; Amar Singh kaufte sich aber mit Einem Lackh Rupien davon los.

Hier ereignete es sich, dass 12,000 Mann des Schah's, ohne erst dessen Befehle abzuwarten, aufbrachen und nach Kabul zurückmarschirten, wodurch er gezwungen wurde, selbst dahin zu folgen. Nicht ohne Noth und mit dem Verluste seines Gepäckes kehrte er, von den Siek verfolgt, über den Indus zurück, und liess jene im unbestrittenen Besitze des Panjab's und der ehemaligen Statthalterschaft Sirhind. Die Siek nahmen nun mit Ausnahme einiger mohammedanischen Fürstenthümer, welche ihnen zu gut vertheidigt schienen, um sich ihrer leicht bemeistern zu können, von dem ganzen Lande Besitz.

Die Siek standen, wie bereits gesagt, unter keinem gemeinschaftlichen Oberhaupte, sondern sie bildeten um diese Zeit zwölf Verbrüderungen, Misul genannt, in welchem jeder Einzelne, nach seinem eigenen Interesse und Dafürhalten, handelte. Zweimal im Jahre, zur Zeit zweier Feste, nämlich des Beysakhie (im April) und Dewalie (im Oktober), versammelten sich alle Siek in Amritsir, und hielten ein Gurmatta, eine allgemeine Berathschlagung, wo was Noth that, für das allgemeine Beste besprochen, und weitere Unternehmungen, Dal benannt, vorbereitet wurden, welche je nach ihrer Wichtigkeit, die Mitwirkung der gesammten Brüderschaften, oder nur eines Theiles der-

selben in Anspruch nahmen. Abgesehen von diesen allgemeinen Unternehmungen, breitete sich jeder Siek Sirdar auf Kosten seiner Hindu- und mohammedanischen Nachbarn aus, wie er es am Besten verstand. Die zwölf Misul waren zur Zeit, als Achmed Schah jede fernere Einmischung in die Angelegenheiten des Panjab's aufgab, nämlich um das Jahr 1764, ihrem Namen und ihrer Stärke an bewaffneten Reitern nach, folgende:

1.	Bangi Misul mit	10,000	Reitern
2.	Ramgurhia Misul mit	3000	„
3.	Ghania Misul mit	8000	„
4.	Nakia Misul mit	2000	„
5.	Aluwala Misul mit	3000	„
6.	Daliala Misul mit	7500	„
7.	Nischanwala Misul mit . . .	12,000	„
8.	Feysullapuria Misul mit . . .	2500	„
9.	Krora Singhia Misul mit . .	12,000	„
10.	Schahied und Nihang Misul mit	2000	„
11.	Phulkia und Bheykia Misul mit	5000	„
12.	Suker Tschakia Misul mit . .	2500	„
		69,500	Reiter.

Die Oberhäupter dieser Misule waren eigentlich nur die Anführer der Truppen bei gemeinschaftlichen Unternehmungen; doch hatten sie immer den grössten Grundbesitz in dem Misul; jeder einzelne Reiter hatte selbst einen grössern oder kleinern Besitz; im Grunde war

jeder dieser 69,500 Reiter ein unumschränkter Herr, der seinem Misul nur in so weit angehörte, als es ihm beliebte, und wenn es eine allgemeine Unternehmung des Misul's galt; dass eine Regierung von 69,500 Tirannen weder erträglich, noch überhaupt von Dauer seyn konnte, ist auf den ersten Blick zu ersehen. Nur so lange es sich darum handelte, einem äusseren Feinde Widerstand zu leisten, und so lange es das Gepäcke eines Achmed Schah zu plündern oder einen Mohammedaner in seinem Besitze zu überfallen und zu berauben galt, konnten solche Verbrüderungen bestehen. Mit der Ruhe mussten aber unvermeidlich Reibungen eintreten, und bald ein Misul gegen das Andere in Fehde kommen. Und so geschah es auch wirklich. Achmed Schah starb im Jahre 1773, und sein friedlich gestimmter Sohn Timur dachte nicht daran, das Panjab zu unterwerfen. Während seiner zwanzigjährigen Regierung hatte sich das Letztere der oben angeführten Misul (Suker Tschakia) zu einem der Mächtigsten emporgeschwungen. Der Gründer desselben, Tschurut Singh, Grossvater Ranjiet Singh's, war wie erwähnt ein gemeiner Reitermann, dessen kühnen Muth das Glück so sehr begünstigte, dass er bei seinem Tode ein Einkommen von 3 Lackh Rupien hinterliess. Er starb während eines Angriffes auf Jommu (1774) durch das Springen seines eigenen Luntengewehres. Sein Sohn Maha Singh war damals erst 10 Jahre alt, und nur mit Mühe behauptete sich die Witwe unter dem Schutze Jey Singh's,

des Hauptes des mächtigen Bangi Misul's, bis Maha Singh 1778 sich mit der Tochter des Sirdar's von Jiend vermählte, und selbstständig handeln konnte. Sein weiteres Leben bildet eine ununterbrochene Kette kühner Räubereien, worunter die Plünderung Jommu's die Einträglichste war, welche ihn jedoch beinahe in's Verderben gestürzt hätte. Jommu gehörte damals unter die reichsten Städte Indien's, denn alle Bewohner des Panjab's hatten sich mit ihren Schätzen dahin geflüchtet. Sie gehörte Ranjit-Deo, einem Hindu Raja, welcher Jey Singh's Freund war. Jey Singh war auf das Höchste entrüstet, dass Maha Singh, welcher ihm die Erhaltung seines Besitzthumes verdankte, einen Krieg beginnen konnte, ohne ihn früher zu Rathe zu ziehen, um so mehr, als dieser Krieg gerade gegen seinen Freund Ranjiet-Deo geführt wurde, und mit der Plünderung Jommu's endete, dessen Schätze Maha Singh zu den reichsten Siek Sirdar erhoben. Die näheren Umstände dieses Streites, welchem das Haus Ranjiet Singh's seine jetzige Macht verdankt, werden in der Folge aus einander gesetzt werden. Es kam übrigens zwischen Maha Singh und Jey Singh zu einem Kriege, der mit einer Schlacht endete, in welcher Jey Singh's Truppen nicht nur unterlagen, sondern auch dessen ältester Sohn, Gur Bakhsch Singh, fiel. Jey Singh's Stolz war durch den Tod seines geliebten Sohnes und durch den Verlust seiner besten Truppen gebrochen. Alt und hinfällig, musste er sich vor demjenigen demüthigen, der ihm Alles verdankte,

und den Frieden annehmen, wie ihn Maha Singh vorschrieb. Die Bedingungen desselben liefern einen deutlichen Beweis, wie wenig es damals den Siek-Häuptlingen um das allgemeine Beste zu thun war. Einer der Verbündeten Maha Singh's war ein Hindu Raja, Namens Sansar Tschand, welcher an Jey Singh in früherer Zeit die wichtige Bergfestung Kangra abgetreten hatte. Eine der Bestimmungen des Friedens war nun, dass dieser Platz an Sansar Tschand zurückgegeben werden musste, wodurch natürlich die Gesammtmacht der Siek, als eine Nation betrachtet, eine bedeutende Besitzung verlor.

Das wichtigste Ereigniss für das Kind Ranjiet Singh, war eine Familienverbindung, welche Maha Singh schloss, nämlich die Heirath der Tochter des gefallenen Gur Bakhsch Singh's, Metab Konwur (Konwur bedeutet Prinzessin) mit seinem Sohne Ranjiet Singh, welcher damals noch nicht fünf Jahre alt war.

Ranjiet Singh's Schwiegermutter Suda Konwur, die hinterlassene Witwe Gur Bakhsch Singh's, war eine schlaue, in Intriguen aller Art gewandte Frau, die den Grund zu der künftigen Grösse Ranjiet Singh's legte, indem sie es dahin zu bringen wusste, dass die beiden andern Söhne Jey Singh's, von der Erbfolge in dem Bangi Misul ausgeschlossen wurden, und dasselbe ihrer Tochter unter ihrer Vormundschaft zufiel. Maha Singh starb 1792, Jey Singh 1793, und die ehrgeizige Frau übernahm nun selbst die Regierung

der beiden mächtigen Misule, bis ihr Schwiegersohn selbstständig aufzutreten fähig war.

Die Intriguen Ranjiet Singh's, und seine glücklichen Unternehmungen, werden an einem andern Orte einen Platz finden; hier genüge es, zu sagen, dass die ersten drei Jahre seiner Minderjährigkeit ruhig verstrichen, die drei folgenden jedoch, 1795, 1796 und 1797, durch erneuerte Einfälle der Afghanen bezeichnet waren. In Kabul hatte nämlich nach dem Tode des friedlichen Timur's (1793) Schah Zeman den Thron Achmed Schah's, seines Grossvaters, bestiegen. Seit 31 Jahren war das Panjab von keinem auswärtigen Feinde beunruhigt worden, als Schah Zeman 1795 die Atok überschritt, um sich die indischen Provinzen, welche sich von dem, durch seinen Grossvater gebildeten Reiche losgerissen hatten, zu unterwerfen. Dieser Heereszug und der folgende 1797 zeugte eben so wie die ganze Regierung dieses Fürsten von seiner vollkommenen Unbekanntschaft mit der Lage der Dinge. Beide Züge verursachten grosse Verwirrungen in einem Lande, in welchem dazumal weder Lorbeeren noch Schätze zu erwerben waren. Der einrückende Feind hatte nicht eine ehrliche Schlacht zu hoffen, sondern jede Truppenabtheilung fand sich auf allen ihren Wegen von zahllosen Räuberbanden umschwärmt; statt einen König zu bekriegen, hatte Schah Zeman 69,500 Fürsten, wenn der Ausdruck erlaubt ist, gegen sich. Eben so wie die Macht zersplittert war, so waren es auch die Schätze; kaum ein

gemeiner Krieger konnte sich von der Beute bereichern, denn jeder Siek flüchtete, mit seiner besten Habe, vor dem vorrückenden Feinde, jeden Augenblick bereit, über ihn herzufallen, wenn er sich dazu stark genug glaubte, und immer bemüht, sein Gepäcke zu plündern und seinen Mundbedarf abzuschneiden. Mancher Siek Sirdar unterwarf sich auch wohl zum Schein, um zu sehen, was ihm der Schah für Nutzen bringen könne, oder um im Augenblicke der Gefahr bei der Hand zu seyn.

Im Jahre 1798 erschien Schah Zeman neuerdings mit einer bedeutenden Macht in dem Panjab, und nahm ohne Widerstand von Lahor Besitz. Die meisten Siek Sirdar des Panjab's huldigten ihm persönlich, andere, worunter auch Ranjiet Singh war, welcher sein Misul selbst regierte, durch Abgeordnete. Dennoch sah Schah Zeman nach einem kurzen Aufenthalte daselbst endlich ein, dass es unmöglich sei, irgend eine Einrichtung zu treffen, durch welche er diese Provinzen, nämlich das Panjab und Sirhind, wieder bleibend mit seinem Reiche vereinigen könnte.

Schah Zeman musste in aller Eile nach Afghanistan zurückkehren, als er die Nachricht erhielt, dass sein Bruder, Schah Mahmud, welcher sich in den westlichen Provinzen des Kabul'schen Reiches festgesetzt hatte, von Persien Hilfe erwartete. Ranjiet Singh hatte sich selbst vor Schah Zeman nach Sirhind zurückgezogen, als er von Lahor Besitz genommen hatte. Allein kaum war Schah Zeman gezwungen, den

Rückweg anzutreten, so kehrte Ranjiet Singh nach dem Panjab zurück, und folgte der abziehenden Armee, unschlüssig ob als Freund oder Feind, aber mit dem Vorsatze, sein Benehmen in seinem eigenen Interesse, nach den Umständen und Verhältnissen zu regeln. Sein Ehrgeiz strebte nach dem Besitze von Lahor, in welchen sich damals drei Siek Sirdar theilten. Schah Zeman kam auf seinem Rückzuge an die Jilum. Sie war durch Regen angeschwollen, und 12 Kanonen seiner Armee versanken in dem weichen Boden. Der Schah hielt diesen Unfall nicht für wichtig genug, um zu warten, bis sie herausgezogen werden konnten, und erboth sich schriftlich, Ranjiet Singh für den Fall, als er ihm diese Kanonen nachsenden würde, mit Lahor zu belehnen. Da sich aber Lahor vor dem Einzuge und seit dem Abzuge des Abdalli, wie erwähnt, im getheilten Besitze von drei Siek Sirdar befand, so betraf der Antrag des Schah nur das Recht, dass Ranjiet Singh es für sich erobern könne; dieser glaubte, dass er dieser Belehnung bedürfe, weniger um dadurch ein Recht auf den Besitz in den Augen seiner Glaubensgenossen zu erlangen, als um die mohammedanische Bevölkerung Lahor's für sich zu gewinnen. Ranjiet Singh sendete dem Schah in der That 8 Kanonen, und erhielt dafür die Belehnung Lahor's mit dem Titel Raja. Er zögerte nicht, sein Recht durch Intriguen geltend zu machen: 1799 zog er durch ein von den Mohammedanern geöffnetes Thor in die Stadt ein, nahm von diesem wichtigen Punkte Besitz, und zwang die

drei Siek Sirdar, mit einem unbedeutenden Jagier (Lehen) als Entschädigung vorlieb zu nehmen.

Die Streitigkeiten der Söhne Timur's um den Thron Kabul's, wohin dieser den Sitz der Regierung verlegt hatte, gestatteten ihnen nicht, an eine Wiedereroberung des Panjab's ferner zu denken, und nachdem diese feindlichen Brüder sich selbst den Untergang bereitet hatten, war die Nation zu sehr getheilt, um gegen ihre mächtigen Nachbarn mehr als vertheidigungsweise aufzutreten. Von dieser Seite war daher Ranjiet Singh, welcher von dieser Zeit an als der König der Siek angesehen werden kann, sicher, und England war mit wichtigeren Angelegenheiten beschäftigt, um seiner Vergrösserung Hindernisse in den Weg zu legen. Als jedoch seine Macht im Panjab durch die Einziehung und Unterwerfung der mohammedanischen Fürstenthümer, dann durch jene der Siek Sirdar, die es nicht verstanden, sich gegen den allgemeinen Feind zu verbinden, und endlich durch die Unterjochung der Hindu und mohammedanischen Raja in den Gebirgen zwischen dem Panjab und dem Himaleya unumschränkt geworden war, da sahen die Siek Sirdar am linken Ufer der Sutlej nur Ein Rettungsmittel ihres Besitzes vor sich, nämlich sich unter den Schutz der ostindischen Kompagnie zu begeben, welche kürzlich ihre Nachbarin geworden war. Im Jahre 1807 kam eine Gesandtschaft der Siek nach Dehli, um dem englischen Residenten daselbst einen dahin abzielenden Vertrag

vorzuschlagen, welcher 1809 wirklich abgeschlossen, und wodurch die Sutlej als die Gränze der englischen Besitzungen gegen Nord-Westen bestimmt wurde. Ranjiet Singh war wegen dieses Vertrages gegen seine Glaubensgenossen höchst erbittert, und er konnte lange den Gedanken nicht ertragen, den von ihm vorgeschlagenen Grundsatz, dass die Jumna und nicht die Sutlej die Gränze der englischen Besitzungen bilde, und seine Ansprüche, das Oberhaupt aller Siek zu seyn, aufzugeben. Umsonst suchte er durch Unterhandlungen wenigstens Zeit zu gewinnen: das Vorrücken eines bedeutenden englischen Truppenkorps nach Lodiana zeigte ihm, dass die diplomatischen Verhandlungen zu Ende seien. Später überschritt ein Korps von Ranjiet Singh die Gränze, und besetzte Belaspur; aber augenblicklich rückten die brittischen Truppen nach diesem Posten vor, und Ranjiet Singh, indem er es zurückberief, hatte sich überzeugt, dass er jeden Gedanken an Ausdehnung seiner Macht auf dem linken Ufer der Sutlej aufgeben müsse.

So erbittert der Maha Raja gegen seine Glaubensgenossen auch immer war, so sah er dennoch die Nothwendigkeit ein, mit der brittischen Regierung, die er nun zum ersten Male zur Gränznachbarin bekam, einen Vertrag abzuschliessen, der ihm von dem englischen Bevollmächtigen Mr. Charles Metcalfe vorgeschlagen, und auch von ihm nach einigem Zaudern angenommen wurde. Derselbe lautet wie folgt:

Artikel I. Ewige Freundschaft soll bestehen zwischen der brittischen Regierung und dem Lahor-Staate: dieser soll in Ansehung der früher Erwähnten angesehen werden, als unter die von dieser am meisten begünstigten Staaten zu gehören, und die brittische Regierung erklärt hierdurch, mit den Besitzungen und Unterthanen der Raja, nördlich und westlich der Sutlej, nichts zu thun zu haben.

Artikel II. Der Maha Raja Ranjiet Singh wird in seinen eigenen Erbbesitzungen auf dem linken Ufer der Sutlej nicht mehr Truppen haben, als nöthig sind, für die innere Ruhe der Besitzung, und weder unmittelbar noch mittelbar irgend eine Vergrösserung seines Gebiethes zum Nachtheile der Rechte der Nachbar-Raja suchen.

Artikel III. In dem Falle einer Verletzung irgend eines der vorhergehenden Artikel, oder im Falle einer Abweichung von den Grundsätzen der Freundschaft von irgend einer Seite, soll dieser Vertrag als null und nichtig angesehen werden.

Lahor den 25. Mai 1809.

Folgendes ist der Inhalt der Proclamation (Itala-nama), welche im Namen des General-Gouvernements bei der Ankunft der brittischen Korps zu Lodiana, des nördlichsten besetzten Punktes an der Sutlej, von dem Befehlshaber desselben an die Siek Sirdar erlassen wurde.

„Es wird hiermit bekannt gemacht:

1. Dass die Provinzen Sirhind und Malua *) unter den Schutz der Kompagnie gestellt worden seien, und sich Ranjiet Singh durch einen Vertrag anheischig gemacht habe, sich in die Angelegenheiten gedachter Provinzen nicht zu mischen.

2. Dass es nicht die Absicht der englischen Regierung sei, irgend einen Tribut von den Häuptlingen und Sirdar zu fordern, denen durch diesen Vertrag Vortheile erwüchsen.

3. Dass es den Häuptlingen und Sirdar gestattet seyn soll, und ihnen auch für die Zukunft das Recht förmlich hiermit zugesichert werde, in ihren respectiven Staaten jene Hoheitsrechte und Autorität auszuüben, welche sie vor oder zur Zeit dieser Proclamation der brittischen Regierung besessen hätten.

4. Dass die Häuptlinge und Sirdare verbunden seien, jeden Vorschub und jede Hilfe brittischen Korps und Abtheilungen angedeihen zu lassen, welche zur Leistung des versprochenen Schutzes oder zum allgemeinen Vortheil des Staates verwendet werden würden, wenn immer jene durch die respectiven Staaten marschiren oder sich in denselben aufstellen würden.

5. Im Falle einer Invasion oder eines Krieges hätten die Sirdare mit ihren Truppen und Vasallen der

---

*) Ein Name, welcher die Sirdar von Patiala, Naba, Jhiend und Keythal in sich begreift.

brittischen Fahne zu folgen, wenn sie dazu aufgefordert werden würden.

6. Kaufleute, welche Waren, die in Europa erzeugt worden, für den Gebrauch der Militärstationen in Lodiana oder für irgend ein anderes Korps oder eine Abtheilung brittischer Truppen durch die respectiven Staaten bringen würden, seien keinen Transitzöllen zu unterwerfen, sondern sollen vielmehr auf ihrem Zuge durch das Gebieth der Siek besonders geschützt werden.

7. Eben so sind die Pferde für die Cavallerie, wenn sie mit Pässen von competenten Offizieren versehen sind, von jedem Zolle frei."

Diese Proclamation, die ganz zum Vortheile der Siek lautete, und sie vor der Einziehung ihrer Länder durch Ranjiet Singh sicher stellte, scheint dem Uneingeweihten ein Beispiel seltener Uneigennützigkeit von Seite der englischen Regierung zu liefern, und er wird versucht, zu glauben, dass es den Herrschern Hindostan's um nichts, als um die Herstellung der allgemeinen Ruhe zu thun gewesen sei, und ausserdem nur etwa darum, ihre Gränzen dem Namen nach bis zur Sutlej auszudehnen. Allein wer mit den Verhältnissen des Orients bekannt ist, wird einsehen, dass die Kompagnie dadurch nach indischem Gebrauche das Recht hat, alle jene Besitzungen einzuziehen, deren Eigenthümer kinderlos sterben; ein Fall, welcher in Folge der höchst ausschweifenden Lebensart der Siek, binnen

kurzer Zeit bei den meisten Familien eintreten wird. Schon sind der Kompagnie in den letztverflossenen 25 Jahren seit der Bekanntmachung der Proclamation bedeutende Besitzungen anheim gefallen.

Der vorausgeschickte Abriss der Geschichte der Siek wird hinreichen, den gegenwärtigen Zustand des Panjab's zu erklären. Ranjiet Singh hat nach und nach alle auf dem rechten Ufer der Sutlej liegenden Besitzungen eingezogen, mit Ausnahme einiger weniger Distrikte, welche Häuptlingen gehören, die auch am linken Ufer Besitzungen haben, und daher aus Politik von ihm geschont wurden. Aber diese wenigen Distrikte abgerechnet, ist das ganze Panjab sein Eigenthum, und alle früheren Sirdar und Häuptlinge stehen zu ihm im Verhältnisse des Dieners zum Herrn.

Aus den Trümmern der riesenhaften Monarchie der dehlischen Kaiser bildete sich die ephemere Herrschaft der Mahratten; die erstere war mehrere Mahle in sich selbst untergegangen, erstand jedoch immer wieder von Neuem; die Dynastie änderte, allein der Thron, von dem jede Macht des mohammedanischen Staates ausgeht, blieb derselbe mit seinen Sitten und Gebräuchen. Ohne ein zweckmässiges Regierungssystem nur auf die geistige Ueberlegenheit des Einzelnen berechnet, ging das Reich unter, als die Mächtigen, statt im offenen Kriege um die Krone zu ringen, zu Dolch und Gift ihre Zuflucht nahmen, um sich der Nebenbuhler zu entledigen. Die mohammedanische Religion, das

System des Fortschreitens und Eroberns, erheischte es, in der Regierungsform die Erbfolge nicht zu bestimmen. Dadurch kam der kräftigste, unternehmendste oder beliebteste Prinz zur Regierung, und bei einer Thronveränderung nothwendig vorfallende Unruhen bildeten und nährten den kriegerischen Geist der Hohen und Niedrigen im Volke. Mit dem Augenblicke, wo die Monarchen aufhörten, Eroberer zu seyn, begann das Reich zu sinken, und je mächtiger die einzelnen Theile desselben waren, um so rettungsloser ging es unter. Dennoch hatte das System der Mohammedaner die Möglichkeit des Bestehens für sich: es waren denkende Menschen, welche nach dem Besitze der Welt strebten, und die Mittel dazu wählten; in den eroberten Provinzen wurden ihre Gesetze eingeführt, frühere Gebräuche wurden berücksichtigt, ein Statthalter vertrat die Rechte des Landes, ein regelmässiges System umfasste das ganze Reich, die Abgaben waren bestimmt, und die Einrichtungen Akber's des Grossen zeugen von seltener Weisheit. Nichts von allem dem war bei den Mahratten zu finden. Planlose Räuber, durchzogen sie wie im Fluge Indien, auf ungeheuere Entfernungen den Unvorbereiteten zu überfallen; ihr ganzes Regierungssystem bestand in der Einforderung des Tschaut, welcher den vierten Theil der Einkünfte des Landes betrug; gegen Harmlose übermüthig, gegen Bewaffnete feige, konnte ihre Macht nur so lange bestehen, als der Schrecken dauerte, den ihre Raubzüge

erregten. Immer im Fortschreiten, nur ein Reich dem Namen nach bildend, entstand es aus den Unordnungen in dem grossen Reiche der Mogolen, und es fiel bei dem ersten Zusammentreffen mit einer geregelten Macht. Dies wäre ebenfalls mit den Siek der Fall gewesen, wären ihrer Ausbreitung nicht Gränzen gesetzt worden.

Durch innere und äussere Feinde war die Macht Dehli's zerstört, dessen Politik allein der Entwickelung des neuen Reiches im Nord-Westen entgegen gearbeitet hätte. Die Mahratten waren im Süden in Kriege verwickelt, welche mit ihrem Untergange endeten Wer Indien besass, wen sie plünderten, galt ihnen übrigens gleich; Angst vor den Afghanen hielt sie nicht weniger vom Norden entfernt, als die Ueberzeugung, dass sie bei ihrem ersten Erscheinen in dem Panjab, wenig für eine Nachlese übrig gelassen hätten; ihre Einmischung in die Händel der Siek und Mohammedaner hätte ihnen daher nichts eingetragen. Die neue Monarchie der Duranie (oder Afghanen) endlich war selbst zu wenig befestigt, um sich der Bildung eines neuen Reiches entgegen zu setzen. So blieb das Feld, auf welchem sich die Siek bewegen konnten, offen und beschränkt zu gleicher Zeit. Durch die englische Regierung, welche ein Drittel der Siek-Nation von der Bildung der neuen Monarchie ausschloss, auf das rechte Ufer der Sutlej beschränkt, im Westen an tapfere Stämme angränzend, die sich nur zu vereinigen

brauchten, um das in der Entwickelung begriffene Reich zu erdrücken; waren dessen Gränzen genau bestimmt, und nur durch schlaue Benützung günstiger Umstände weiter auszudehnen. Allein so geschickt Ranjiet Singh bei der Bildung eines neuen Ganzen zu Werke ging, so wenig versteht er es, oder kümmert er sich darum, es zu befestigen. Hierauf werden wir später zurückkommen.

Es sei mir erlaubt, einige Worte über die Siek-Religion hinzuzufügen. Alle Siek, ihre Herrscher nicht ausgenommen, sind äusserst ungebildet; fast durchgehends aus den niedersten Volksklassen der Hindu hervorgegangen, und aus Proselyten derselben bestehend, können nur Wenige lesen und schreiben; der Dialekt des Panjab's, eine Art verdorbenen Hindostanisch, ist von dem gemeinen Manne bis zum Könige ihre einzige Sprache.

Um mit wenigen Worten einen Begriff von dieser Sekte zu geben, möge hier die vorgeschriebene Form der Einweihung in ihre Religion angeführt werden: sie besteht im Trinken des Pahul. Dieser Einweihungstrank wird auf folgende Weise bereitet: der Neophyte und der Bekehrer waschen ihre Füsse mit Wasser, geben dann in dasselbe Zucker, rühren es mit einem Messer um, und sprechen fünf Strophen, deren erste folgendermassen lautet:

Sarawuk sidh sumoh sidhanuk dekh p'hireyo ghur Jogi Jatiki.
Sur surawuk sidh surawuk sunt sumoh anek matiki.
Sari hi desko dekh phireyo mut kohu nu dekhat pranpatiki.
Sri. Bhagwanki Bhayi, kripa biu ek rati bin ek ratiki.

Uebersetzung.

Die Welt hab' ich durchzogen, Jogie und Jati, kurz aller Art Büssender, hab' ich gesehen.
Heilige Männer, Einsiedler, in Gottes Anschauung versunken, aller Art und Sitte.
Durch jedes Land bin ich gezogen, allein den wahrhaft Gottesfürchtigen sah ich nirgends.
Ohne Gottes Gnade, Bruder, ist des Menschen Treiben nicht den kleinsten Bruchtheil werth.

Nach jeder Strophe wird der Laut: Puh! ausgestossen, dann Wah! Wah! Govind Singh! ap hi Guruh tschela! Heil, Heil Govind Singh! er der Schüler und Lehrer! ausgerufen und ein Schluck des Pahul's, des schmutzigen Wassers getrunken. Nach der fünften Strophe ist die Einweihung vollendet.

Worin die eigentliche Religion bestehe, die doch etwas mehr für sich haben muss, als den Reiz dieses ekelhaften Getränkes? Es ist dies eine Frage, die nicht mit einem Worte beantwortet werden kann. Es führt mich dies auf eine nähere Erörterung des Hinduism, oder der Brahminen-Religion, wie sie von den Europäern genannt wird. Den Lehren dieser Religion zufolge, wie schon früher erwähnt worden, darf auf dieser Welt sich nur der Brahmine mit seiner unsterblichen Seele beschäftigen; nur ihm ist es erlaubt, die

Veda, die heiligen Bücher, zu lesen, welche allein zu einem Zustande von Glückseligkeit führen können, der mit dieser Welt nichts mehr gemein hat. Nur der Brahmin darf sich an den einzigen Gott, an welchen alle Hindu glauben, als an den Inbegriff, die Vereinigung aller Vollkommenheiten, mit seinen Gebethen wenden, und zwar im Innersten des Tempels, in welchem kein Götzenbild, sondern nur ein Symbol der Gottheit zu finden ist. Der Hindu, in allen andern Kasten, hat es nur mit seiner Wiedergeburt zu thun, d. h. er muss trachten, es durch seinen guten Wandel dahin zu bringen, dass er als Brahmin in dieser Welt erscheine, dass Gott ihn in der Geburt erwähle, um für seine Unsterblichkeit handeln zu können. Er kann sich als Nichtbrahmin nur an Eine der besondern Eigenschaften Gottes wenden, welche in dem äussern Tempel unter den abenteuerlichsten Formen dargestellt werden. Es ist sicherlich eine der ausserordentlichsten Religionen, in welcher es den Gläubigen nicht einmal gestattet ist, sich mit gleichen Gebethen an denselben Gott zu wenden; doch scheint es bei näherer Prüfung des menschlichen Geistes, als ob diese Religion gerade für den Nichtbrahmin berechnet sei; denn es dünkt sicher dem sündigen Menschen im Bewusstsein seiner Unvollkommenheit leichter fasslich, sich nach und nach, gleichsam stufenweise dem höchsten Wesen zu nähern, als zu glauben, er könne sich von seinem winzigen Standpunkte im Leben mit Einem Male zu Gott erheben;

eben so ist es für unsern beschränkten Geist wohl möglich, einen Theil der Vollkommenheit Gottes zu fassen, allein nicht den Inbegriff seines Wesens.

Es scheint nun, dass es dem Stifter der Siek-Religion, Nanak darum zu thun gewesen sei, den Hinduism von dieser Anbethung Gottes in seiner Zersplitterung zu reinigen, und den Grundsatz aufzustellen, dass jeder Mensch, wie niedrig er auch geboren sei, sich im Gebethe an den einzigen allmächtigen Gott wenden könne; eine Idee, die übrigens schon in der Brahminen-Religion enthalten ist, nur mit dem Unterschiede, dass für den Nichtbrahminen die Wiedergeburt, mit andern Worten, das allmählige Aufsteigen zur Gottheit, nur durch die strengsten ascetischen Uebungen entbehrlich gemacht wird. Dies Letztere war auch unstreitig der Grundsatz, welchen Nanak seiner Sekte zum Grunde legte, und welche sich in dieser Hinsicht vor andern Hindu-Sekten, wie jene der Jogi, der Gossein u. s. w. nicht auszeichnete. Nanak's Lehre war: stete Anbethung Gottes und Friede mit allen Menschen, und nur die Ereignisse gaben der Sekte der Siek die Bedeutung, welche sie in diesem Augenblicke besitzt.

Die Siek-Religion ist daher ein modifizirter Hinduism, der sich von dem Eigentlichen durch Weglassung aller Götzenbilder und der Kasteneintheilung, hauptsächlich aber dadurch unterscheidet, dass Proselyten aus allen Religionen darin aufgenommen werden können, und jeder Siek für die unsterbliche Seele,

für ewige Belohnung handeln kann, was nur dem als Brahmin gebornen Hindu gestattet ist.

Die Siek sind nicht wie die Hindu auf gewisse Speisen und auf Wasser beschränkt: nur das Fleisch des Rindes und des zahmen Schweines ist ihnen zu essen verbothen. Auch dürfen sie weder Tabak, noch irgend ein Surrogat dafür rauchen. Ein weises Verboth; denn nur die Gewohnheit zu Rauchen ist die Ursache des Mangels an Geist und der Indolenz der Muselmanen und Indier.

Das religiöse Gesetzbuch der Siek, Grunth genannt, soll ein mystischer Unsinn seyn.

Die Siek-Religion beginnt jedoch wie jede, auf reinen Deismus in Indien gegründete, auszuarten. Kastenwesen und Götzenbilder beginnen sich unter ihnen einzufinden.



Aufenthalt in Lahor.

Dinstag den 12. Januar. Die erste Nacht in Lahor, seit langer Zeit die Erste in einem europäischen Hause, war vorüber, und ich erwachte eben aus betäubendem Schlafe, als ein Bothe des Maha Raja gemeldet wurde, welcher sich nach meinem Wohlsein erkundigte. Ich stand schnell auf, und fand Kalipha Sahib mit dem Kommandanten der Garnison; der Maha Raja liess mir zu gleicher Zeit sein Bedauern ausdrücken, das er mich heute nicht empfangen könne; es sei jedoch ein grosser Festtag der Siek, an welchem es ihm nicht gestattet sei, Fremde mit Pracht zu empfangen. Er sandte mir zu gleicher Zeit ein Bett mit Decken von Schahlzeug und Seide.

Das Haus, welches General Ventura bewohnt, wurde von diesem und General Allard erbaut, und vereinigt, obgleich nicht sehr gross, orientalische Pracht mit europäischer Bequemlichkeit. An den Wänden des Eingangssaales, vor dem Säulengang im ersten Stock,

ist der Empfang der beiden französischen Offiziere am Hofe Ranjiet Singh's mit ein paar tausend Figuren abgebildet; in dem zweiten Zimmer sind eben so viele kleine Spiegel in goldene Einfassungen eingemauert, die einen guten Effekt hervorbringen; dann kommt ein grosser Saal, der durch die ganze Breite des Hauses läuft, und am andern Ende befinden sich die Wohnzimmer.

Hinter dem Hause erhebt sich in geringer Entfernung ein altes Grabmahl mit einem grossen Dome. Dies haben die beiden Offiziere zu ihrem Senana eingerichtet, und dies Gebäude nebst dem Neuen, und einem davor angebrachten Garten, bildet einen allerdings reizenden Punkt in der sandigen Ebene, die ihn umgibt. Denn von hier, unweit eines Armes der Ravi, erstreckt sich gegen Osten die alte Stadt und Nekropolis mit endlosen Ruinen, die zum Theil nur mehr kleine Hügel ohne sichtbares Gemäuer bilden. Die Umgegend Lahor's enthält nämlich sehr viel Salpeter, der in kurzer Zeit die Mauern zwischen Tag und Erde zerstört, die Gebäude stürzen dadurch um, und sie verwandeln sich nach und nach in einen unförmlichen Schutthaufen. Vor dem Hause des General Ventura ist zwischen diesen grossen Ruinen ein Waffenplatz geebnet worden, und von den ausgegrabenen Ziegelsteinen wurden nicht nur seine Wohngebäude, sondern auch die Quartiere für die „Légion française" erbaut, die jedoch nun leer sind, da diese sich bei Peschauer befindet, unter dem angeblichen Kommando Schehr Singh's, des Sohnes Ranjiet

Singh's, eigentlich unter Sigr. Avitabile, einem ehemaligen Offizier Murat's, und Mr. Court, einem Zöglinge des politechnischen Instituts zu Paris, Beide nunmehr in des Maha Raja Diensten. Der Europäer in dem Panjab sind übrigens nur wenige: General Ventura und Avitabile (General Allard ist auf Urlaub in Europa), Oberst Court, Mr. Fox, ein Engländer, und einige in geringern Anstellungen. Alle regulären und irregulären Truppen, mit Ausnahme der irregulären Kavallerie, haben das französische Kommando-Wort, sobald sie mit Musketen bewaffnet sind, und die französische Legion hat den Adler und die dreifarbige Fahne mit Govind Singh. Der gemeine Mann hat 8 Rupien monatlich, einen rothen Rock und seine Waffen, muss sich jedoch selbst nähren und kleiden. Die Armee ohne Ausnahme ist im Rückstande, gewöhnlich um ein ganzes Jahr, und Ranjiet Singh glaubt, dass sie deshalb ihm treu bleiben müsse. Der Jemidar (Lieutenant) hat 30 Rupien; er kleidet sich, ausgenommen in der französischen Legion, wie er will, und dies erzeugt die sonderbarste Mischung zwischen europäischer und panjabischer Tracht.

Abends war das ganze Haus beleuchtet, und 25 Tänzerinnen erschienen und begannen ihre lärmende Musik. Feuerwerke wurden abgebrannt und später zeigte sich eine Tänzerin mit ihrer Bande, die der Maha Raja mir mit einem Grusse zusendete, und als etwas ganz Besonderes anpreisen liess. Sie war bei der Zusammenkunft des General-Gouverneurs mit Ranjiet

Singh zugegen, und hatte sich, als die grosse Schönheit Lahor's, der besondern Gunst des Maha Raja zu erfreuen gehabt, war jedoch nun, obgleich nicht über 20 Jahre alt, schon verblüht, wenn ein solcher Ausdruck auf eine Indierin anwendbar ist.

Mittwoch den 13. Januar. Um 9 Uhr erschien Kalifa Sahib mit drei Elephanten und europäischen Hauda, nämlich solchen, in denen man aufrecht sitzt, und daher die Füsse ausstrecken kann, nebst einer zahlreichen Eskorte und dem Kommandanten von Lahor, um mich nach dem Pallaste zu bringen. Mr. Makeson wurde gebeten, ebenfalls zu kommen. Durch das südliche Stadtthor von Lahor hielt ich meinen Einzug. Vor dem äussern Thore des ehemaligen kaiserlichen Pallastes stiegen alle Offiziere des Maha Raja, die mich begleiteten, vom Pferde. Ueber eine breite, für Elephanten eingerichtete Treppe kam ich durch ein zweites Thor zu einem gut gehaltenen Garten, in dem eines jener reizenden kleinen Marmorgebäude steht, die dem reinen Geschmacke der Dynastie Akber's angehören. Die Verzierungen der Aussenseite bilden Blumen von Marmor, in Hautrelief gearbeitet, der Boden Pietradura, so auch die innern Wände. Auf meine Frage erhielt ich zur Antwort, dass es von dem Maha Raja erbaut worden sei, was jedoch falsch ist. Ein neuerer Aufbau von Ziegelsteinen und geweisst, als erster Stock, schräg in einer Ecke auf dem schönen Gebäude angebracht, scheint ihm die Ehre erworben zu haben,

das Ganze erbaut zu haben. Links von diesem Garten, von hier aus ohne Eingang, erhebt sich die grosse Jemma Mosjied Jehanghir's, mit ihren drei marmornen Domen. Der kriegerische Ranjiet Singh hat guten Vortheil davon zu ziehen gewusst: die Nordseite des starken Gebäudes bildet einen Theil der Stadtmauer, und die Moskee selbst ist in eine Kaserne verwandelt worden. Der Weg führt rechts durch ein weites Thor auf einen kleinen Platz, auf dem eine Kompagnie Truppen aufgestellt war, die in's Gewehr trat und präsentirte. Hier stiegen wir von den Elephanten ab. In einem kleinen Pavillon, dessen Wände mit Goldstoff und dessen Boden mit einem grossen gelben Teppiche Kaschmir's bedeckt waren, sass der Maha Raja auf einem engen Armstuhle mit niederer Rücklehne; schon als ich auf dem äussern Kaschmir-Teppiche anlangte, war er aufgestanden, und empfing mich an der Thüre. Er nahm mich bei der Hand und führte mich auf einen Lehnsessel ihm gegenüber. Hier, ehe ich mich niedersetzte, nahm ich einen Sack mit 750 Rupien aus den Händen meines Munschi, und ihn von der Linken zur Rechten über seinem Kopfe drehend, gab ich ihn seinen Dienern. Diese Zeremonie, da der Maha Raja krank war, wird angesehen als geeignet, die bösen Geister zu vertreiben, denen natürlich allein des Königs Krankheit zugeschrieben wird.

Meine Uniform war nicht angekommen, und ich hatte keine Stiefeln mit mir; ich war daher genöthigt

in Schuhen zu erscheinen, und mit diesen über den Teppich zu gehen, war nach den Begriffen Indien's nicht ein Vergehen gegen die Majestät des Königs, wie die Engländer glauben, sondern ein Zeichen von gemeiner Erziehung und Mangel an Lebensart. Der König selbst würde glauben das Letztere zu beweisen, beträte er mit Schuhen das Innere eines mit Teppichen belegten Hauses oder Platzes, mag der Eigenthümer von noch so niederem Stande seyn. Ich hatte deswegen meine Schuhe auf dem Aussenrande des Teppiches gelassen. Eben so ist es die Gewohnheit der Engländer, die Geschenke durch ihre Munschi darreichen zu lassen: allein da ich wusste, dass es dem König schmeicheln würde, wenn ich selbst die Zeremonie vornehme, und ich darin nichts Herabsetzendes sah, so that ich es. Ich bemerkte, dass Beides dem König schmeichelte. Er fragte mich, ob ich als Soldat gedient habe: ich bejahte es. Er stellte hierauf Fragen über die österreichische Armee und unsere Kriege mit Frankreich. Mr. Makeson war ein vortrefflicher Dolmetsch. Er sah nun Mohun hinter mir stehen, und fragte mich: ob er mein Dolmetsch sei; ich bejahte es mit dem Bemerken: dass mein Früherer, ein Brahmine von Agra, krank geworden wäre. Er hiess nun Mohun neben mir auf den Boden sitzen, und fragte ihn, wer er sei; Mohun antwortete: „ein Gurka, ein Kettri (die Kriegerkaste) und Sohn eines Subedar (Hauptmanns)." Der Maha Raja fragte mich nun: ob Mohun im Stande wäre, Alles zu übersetzen, was ich zu

sagen wünsche, und ich bejahte es. Er bemerkte, dies müsse er selbst versuchen: er befahl ihm nun, mich zu fragen, was ich von seiner Armee denke, ob sie im Stande wäre, mit einer Europäischen zu kämpfen; ich antwortete: dass die Siek von jeher wegen ihrer Tapferkeit berühmt gewesen seien, und dass die nun eingeführte Disciplin sie vollkommen fähig gemacht hätte, mit europäischen Truppen zu kämpfen; er fragte: „mit gleichen Kräften?" Ich. „Unbezweifelt." Er. „Sie haben die ganze Welt gesehen, welches Land ist das Beste?" Ich. „Mein Vaterland." Er. „Sie haben Kaschmir gesehen, was denken Sie von dem Lande?" Ich. „Dass es in den letzten Jahren durch Krankheit und Hungersnoth so entvölkert wurde, dass nur schwer eine Revenue davon zu erhalten sei." Er. „Ich habe Mehan Singh den Auftrag gegeben, Geld an die Armen zu vertheilen. Glauben Sie, dass er mich bestiehlt?" Ich. „Ich glaube nicht. Er. „Denken Sie, dass ich besser thue, ihm seine Statthalterschaft wegzunehmen: er hat keinen Kopf." Ich. „Ich halte den Obersten für einen guten Mann, und denke, dass Sie schwer einen Bessern finden werden. Das Land bedarf Schonung, um sich zu erhohlen."

Während dieses Gespräches hatte ich mich mehrere Male, unterdessen Mr. Makeson ins Persische übersetzte und Kalifa Sahib ins Panjabi, in dem Saale umgesehen. Neben dem Maha Raja auf einem Stuhle sass Raja Hiera Singh, ein Jüngling von 16 Jahren, der Sohn des Lieblings: Raja Dehan Singh, ersten Ministers

des Königs; alle andern Grossen seines Reiches sassen auf dem Boden. Aller Blicke waren starr auf mich gerichtet, um meine Antworten zu errathen, ehe sie durch die Uebersetzung ihnen klar wurden. Die Hoffarbe des Maha Raja ist gelb oder grün; sein ganzer Hofstaat war in gelben Zeugen von Kaschmir-Wolle gekleidet, nur Raja Hiera Singh trug ein hell grün und hell rosenfarbiges Atlasgewand; ausser ihm waren die merkwürdigsten anwesenden Personen: Raja Sutschet Singh, Bruder Dehan Singh's und Gulab Singh's, Mean (Herrn) von Jummo, dann Kuschal Singh, auch der Jemidar genannt, ein Brahmin, der sich erst durch Ranjiet Singh, zur Siek-Religion bekehrt hat; der Letztere war Koch in des Maha Raja Hausstand und dann Jemidar (Lieutenant, in einem Pallaste Haushofmeister), einen Namen, den er beibehalten hat, obgleich er nun nach Dehan Singh der mächtigste Vasal Ranjiet Singh's ist. Kuruk Singh, des Königs ältester Sohn, ist in Lahor, allein vollkommen vernachlässigt, da sein Geist zu schwach ist, um über die kaum zu einem Ganzen vereinigten Siek je herrschen zu können. Sein Sohn Nehal Singh soll ein geistreicher, unternehmender Jüngling seyn; allein da er erst 15 Jahre zählt, so müsste Ranjiet Singh's Gesundheit ihm Zeit lassen, sich eine Partei zu gründen, um diesem mit Hintansetzung des Vaters zu folgen. Scheher Singh und Tara Singh sind Zwillinge, die der Maha Raja jedoch nie als seine wirklichen Söhne anerkannte; Ersterer hat sich als

Soldat ausgezeichnet, sich aber als Gouverneur Kaschmir's unfähig zur Regierung bewiesen, er ist nun in Peschauer und führt dort das Oberkommando, doch steht Alles, was Regierungs-Angelegenheiten und die Administration des Landes betrifft, unter der Leitung Mr. Avitabile's. Tara Singh ist vollkommen vergessen. Zwei andere Söhne des Maha Raja, auf welche Weise bleibt ein Räthsel, sind Kaschmir Singh und Peschauer Singh. Einen grossen Fehler für das Fortbestehen des durch Ranjiet Singh gegründeten Reiches, beging dieser dadurch, dass er mehrere seiner Vasallen zu mächtig werden liess. Gulab Singh in Jommu nebst seinen beiden Brüdern, Dehan Singh, der Aelteste, und Sutschet Singh, der Jüngste, haben einen grossen Länderbesitz, der sich in den unzugänglichsten Gebirgen von Atok bis gegen Nurpur südöstlich und von hier nördlich bis Ladhak erstreckt, nebst vielen andern Besitzungen im Panjab. Schwerlich werden diese unternehmenden Brüder, mit Geld, Truppen, Kanonen und Festungen versehen, sich dem schwachen Arm eines Nachfolgers Ranjiet Singh's unterwerfen. Mehrere Andere sind in demselben Falle. Was des Königs Dynastie allein festsetzen könnte, wäre ein Vertrag mit der Kompagnie, welchen einzugehen jedoch sein eigner Stolz eben sowohl, als die Politik der Letztern bis jetzt verhindert hat. Der Maha Raja hat keinen Thron: „Mein Schwert," sagt er „verschafft mir Ehrfurcht, ich brauche keinen äussern Prunk." Ranjiet Singh ist

ein Mann von 54 Jahren. Die Pocken haben ihm als Kind sein linkes Auge geraubt, wodurch er den Beinamen „Kana" (Einäugiger) erhielt, und sein Gesicht zeigt Narben derselben Krankheit; ein schwacher, grauer Bart, mit wenig dunklen Haaren vermischt, nach dem Gebrauche der Siek-Religion ungestutzt, reicht eine Spanne unter das Kinn. Sein Kopf ist gross für seine Gestalt, die klein von Natur, noch durch Krankheit zusammengebeugt ist. Die Knochen unter den Schläfen sind breit, sein Kopf fast viereckig. Sein Körper ist breitschulterig, doch Arme und Hände völlig ausgezehrt; er ist das Hässlichste, was mir je in Form eines menschlichen Wesens vorgekommen ist. Ein grosses, braunes, unstätes Auge erforscht misstrauisch die Gedanken dessen, mit welchem er spricht, und seine, immer gerade zum Ziel führenden Fragen sind kurz, und folgen sich rastlos. Durch Krankheit gelähmt, ist seine Sprache nun nicht leicht zu verstehen, allein bei dem leisesten Zögern der Antwort wiederholt einer seiner Höflinge, gewöhnlich der Jemidar, die Frage. Nach einer Stunde unausgesetzten Fragens an mich, nicht einen Augenblick Zeit zu einer Gegenfrage lassend, fragte er Mr. Vigne: „Und was können Sie?" Dessen Antwort: „Zeichnen", schien dem Maha Raja nicht klar, der nicht begreifen kann, wie eine von ihm so wenig geschätzte Kunst einen „Sahib Logh", einen grossen weissen Herrn, beschäftigen könne. Ich fand nun einen Augenblick Zeit, ihm für seinen Schutz in seinem

Reiche zu danken, denn seine kräftige Regierung vermöge den europäischen Reisenden nicht mindere Sicherheit zu verbürgen, als die ostindische Kompagnie in ihrem Eigenthume gewähre. „Die enge Freundschaft, die zwischen den beiden Ländern besteht," fügte ich hinzu, „ist ein grosses Glück für Hindostan und das Panjab." Dies war das Angenehmste, was ich ihm sagen konnte; in meine Antwort auf seinen ersten Brief an mich, hatte ich instinktmässig einige orientalische Blumen über diese Freundschaft einfliessen lassen, und ein Courier brachte mir in kurzer Zeit ein höchst schmeichelhaftes Schreiben, meine übertriebene Idee noch mehr ausführend. Er fragte mich: „Wer schreibt Ihre Briefe?" Ich stellte meinen Brahminen Thaker Das vor. Er lobte diesen, und sagte dann: „Ich wünsche, dass es Ihnen in Lahor gefällt, und dass Sie hier befehlen, es ist Ihr Eigenthum." Vor dem Hofe stand eine Kompagnie Truppen, er fragte mich: ob ich wünsche, sie exerziren zu sehen. Ich bejahte es. Er stand auf, ergriff meine linke Hand, Mohun's Rechte, und stellte sich in die Thüre, während die Truppen aufmarschirten; das Kommando war französisch, und das Exercitium wurde mit Präcision ausgeführt. Er sagte dann: „Halten Sie es für gut." Ich antwortete: ich hätte nicht erwartet, dass seine Truppen es so weit in dem europäischen Exercitium gebracht hätten. Er. „Sind die Truppen Ihres Kaisers eben so exerzirt?" Ich antwortete: dass eine grosse Aehnlichkeit in der Disciplin aller europäischen Staaten bestehe,

doch gebe es in der österreichischen wesentliche Verschiedenheiten; so hätten wir z. B. Alles in drei Tempo's, was die Franzosen in zweien ausführten. Er: „Was ist Ihr Gehalt?" Ich sagte, ich beziehe keinen, da ich seit zehn Jahren den activen Dienst verlassen habe, der in Friedenszeiten für mich wenig Anziehendes gehabt habe. Nur Offiziere im wirklichen Dienste oder Invaliden erhielten bei Uns Besoldung, ich lebe von meinem eigenen Einkommen. Er: „Was ist die Bezahlung eines österreichischen Obersten?" Ich antwortete: sie sei geringer als die eines englischen Obersten, allein die österreichischen Offiziere kauften ihre Stellen nicht, wie die Englischen, und so sei sie eigentlich höher. Er: „Haben Sie Lord William Bentink gesehen?" Ich: Nein! er hatte Kalkutta verlassen, ehe ich dort ankam. Er. „Kennen Sie Mr. Burnes?" Ich. „Nur aus seinen Werken." Er. „Wünschen Sie meine Truppen manövriren zu sehen?" Ich. „Ich würde dies für eine besondere Gunst halten."

Während nun die Truppenabtheilung in dem kleinen Hofe herummarschirte, stellte er endlose Fragen an mich, über die Kriegsmacht Oesterreich's, Frankreich's und England's, und über die disponible Truppenanzahl der verschiedenen Staaten Europa's. Er. „Was denken Sie mit Mohun zu thun, wenn Sie das Panjab verlassen und nach Europa zurückkehren?" Ich. „Ich habe noch nichts darüber bestimmt. Wenn er will, nehme ich ihn mit mir nach Europa." (Dies war dessen sehnlichster Wunsch, allein ich drückte mich so aus, da

ich voraussah, was der Maha Raja wollte.) Er. „Sie können gewiss sein Glück gründen, allein wenn Sie ihn zurücklassen, so senden Sie ihn mir, ich werde für ihn Sorge tragen." Wir hatten Uns unterdessen gesetzt. Er begann alsbald wieder: „Meine vielen Fragen müssen Sie ermüdet haben." Ich antwortete: „Dies wäre unmöglich, allein ich sähe dies als den Befehl an, ihn zu verlassen, und so nahm ich Abschied, wozu der Maha Raja aufstand und mich bis zur Thüre begleitete."

Ich habe vergessen der blumigen Rede des Fackhier Sahib's auf dem Hinwege zu erwähnen. Es begann zu regnen; der Elephant, der ihn trug, kam an Meinen heran. Ich sagte: „Dies scheint ein regnerischer Tag zu werden." Er antwortete: „Wenn Fürsten in dem Garten der Freundschaft sich begegnen, so bewässern die Wasserträger des Himmels die Blumen, damit sie mehr Wohlgeruch verbreiten." Ich sagte dann, dass es mir leid thue, in dem dunklen Gewande, das ich trug, zu erscheinen, allein meine in Lodiana zurückgelassene Uniform sei nicht nach Lahor geschickt worden, wie ich es befohlen hätte. Er erzählte darauf eine lange Geschichte eines Tiegers, der in eine Stadt gekommen sei und Alles erschreckt habe; der König des Landes hatte sich jedoch erkundigt, was der Tieger thue, und da dies lauter edle und grosse Handlungen waren, so sah er trotz seiner Aussenseite, wer er war. Er entboth ihn zu sich in seinen Pallast, und hier fand es sich, dass der Tieger ein grosser Fürst sei. „Was,"

fragte ich, „Sie vergleichen mich mit einem Tieger?" Er: „Ja selbst unter dieser Hülle würden Ihre edlen Handlungen und Ihr Geist Sie verrathen." Dies war der langen Rede kurzer Sinn.

Auf dem Rückwege wünschte ich die Stadt zu sehen: der Pallast liegt nämlich im Süd-West- oder West-Ende der Stadt, und zu demselben kommt man durch das Südthor, ohne mehr als eine (hässliche) Strasse zu durchgehen. Wenn sich überhaupt Indien durch den Kontrast in seinen Städten auszeichnet, wo die herrlichsten Bauten von Ruinen, Schutt und elenden Hütten umgeben sind, so hat Lahor selbst über alle indischen Städte in dieser Hinsicht den Vorzug. Gleich vor dem Pallaste thürmen sich Schmutz-Berge auf (um mich so auszudrücken), daneben tiefe Gräben gleich Thälern, halb umgefallene Erdmauern und unförmliches Steingerölle, durch und über welche sich der Neugierige mit seinem Elephanten mühselig fortbewegt; hie und da steht in diesem Chaos von Verwüstung ein Elephant oder Rhinoceros, oder ein Tieger oder Tschita, an denen der eigene Elephant scheu vorüber geht, oder sie als alte Bekannte begrüsst. So erreicht man endlich den Bazaar, in welchem grosse Schätze aufgehäuft liegen, dessen Strassen jedoch Eine Kothlache von Anfang zu Ende bilden, in denen der arme Fussgeher nur selten auf einer Insel trocknen Fuss fassen kann, und von den Reitern auf den weissen indischen Kleidern bespritzt, nie ohne ein getiegertes Ansehen wieder

in's Freie gelangt. Ueber den einzelnen Buden befinden sich feste und bewegliche Vordächer, welche die engen, gekrümmten Strassen fast versperren, und so geschieht es, dass der erhabene Standpunkt, den der breite Rücken des Elephanten darbiethet, so beneidenswerth er in anderer Rücksicht ist, oft zur wahren Pein wird. Zeuge, von den Färbern zum Trocknen aufgehängt, Ochsenwagen, Reiter, Kameele, ein anderer entgegenkommender Elephant, erlauben dem Fremden kaum auf etwas Anderes zu denken, als wie man ausweichen, wie man weiter kommen werde, während an den Fenstern mit zierlich verschnitzten Balkonen, auf welche man oft ohne Mühe absteigen würde, ein reicher Banian (Kaufmann) mit seiner bemalten Stirne und rothem Turban rasch aufsteht, seine tiefe Verbeugung zu machen, oder ein Paar dunkle Schöne ihr „Salam! Maha Raja!" dem Reisenden zurufen. Die Strassen des Bazaar's laufen endlos durch und neben einander: ich war froh, als ich ihnen endlich durch ein anderes Thor entkam, und wieder im Freien athmete.

In General Ventura's Hause angekommen, fand ich eine Bothschaft des Maja Raja, aus Asis ud Dien (ältesten Bruder Kalifa Sahib's), dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Offizieren bestehend, die mir meldete, wie sehr Ranjiet Singh durch meinen Besuch erfreut gewesen wäre, und dass er hoffe, ich werde mir es lange in Lahor gefallen lassen; er brachte zu gleicher Zeit 12 Körbe mit den schönsten Kabul-,

Kaschmir- und Lahor-Früchten, und 225 Rupien als die tägliche Bezahlung für meine Leute. Da die drei Brüder, Asis ud Dien, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Kalifa Sahib, Hofmarschall, und der dritte Gouverneur von Amritsir, öfters vorkommen, so bemerke ich: dass es Mohammedaner sind, in welche der Maha Raja für alle Unterhandlungen Zutrauen setzt, und welche diese Auszeichnung durch ihren Verstand und ihre Ehrlichkeit auch rechtfertigen. Man nennt sie nur kurzweg Fakhier Sahib (Herr Armer), und sie sind auf diesen Titel stolz, obgleich sie sehr reiche Leute sind.

Ranjiet Singh ist ein für Indien so merkwürdiger Mann in jeder Rücksicht, dass ich mir vorgenommen habe, ihm einen eigenen Abschnitt zu widmen.

Die Tage waren kurz, und einige Besuche, die ich erhielt, nahmen die Zeit bis zum Abende ein. Ein Spaziergang in der Ebene an einem Arm der Ravi und in dem herrlichen Grün der Felder, brachte mich erst nach Sonnenuntergang zurück.

Mittwoch den 14. Januar. Ich wurde mit der Nachricht erweckt, dass Asis ud Dien seit einer halben Stunde mit einem Auftrage des Maha Raja auf mich warte. Ich kleidete mich rasch an, und eilte nach dem Saale. Hier fand folgende merkwürdige Unterredung statt.

Nach den gewöhnlichen übertriebenen Komplimenten, benachrichtigte mich der Fackhier, dass der Maha Raja

nie mit irgend Jemanden gesprochen habe, dessen Geist er so sehr zu bewundern Ursache gehabt habe, als den Meinen, und dass er wünsche, ich könne mich entschliessen, ganz bei ihm zu bleiben. Zwar wisse er, dass Gold und Geldangelegenheiten nie auf meine Handlungen Einfluss haben könnten, allein da er nicht wünsche, dass ich vielleicht durch einen Aufenthalt in Lahor gezwungen sei, aus meinem eigenen Lande Summen zu beziehen, so hoffe er, dass ich für meinen Aufenthalt, sollte ich mich entschliessen, in Lahor zu bleiben, eine Entschädigungssumme von 6000 Rupien monatlich annehmen würde. Ich antwortete: dass mir der Antrag des Maha Raja sehr schmeichelhaft sei, dass ich ihn, wäre ich jünger, sicher angenommen hätte, dass mich jedoch nun Familienrücksichten wünschen liessen, nach Hause zurückzukehren; dass ich von dem heutigen Tage in sechs Wochen in Bombay seyn müsse, widrigenfalls ich wahrscheinlicher Weise gezwungen wäre, ein ganzes Jahr länger in Indien zu bleiben: mit andern Worten, ein Jahr meines Lebens verlieren würde. Der Fackhier suchte mich zu überreden, zu bleiben, doch da er sah, dass ich entschlossen war, so drang er nicht weiter in mich, und sagte: er würde dem Maha Raja meine Antwort bringen; dieser hätte ihm eine Liste von Fragen diktirt, die er mir vorzulegen habe. Er zog somit ein Stück Papier aus der Tasche und las:

Erste Frage: Er, der Maha Raja, wisse, ich sei durch die ganze Welt gereist: er wünsche zu wissen,

was in allen Ländern, die ich besucht, das Auffallendste gewesen sei?

Ich antwortete: dass der Zweck meiner Reise ein vielfacher wäre, jedoch vor Allem sei er der, die Welt mit ihren ausserordentlichen Produkten, moralischen sowohl als physischen kennen zu lernen; dass die Pyramiden Egyptens und der Taj Mahal als Gebäude, Neuholland und Kaschmir als Länder, ferner die Sitten und Gebräuche der Küste Malabar's, die Grösse und Macht der ostindischen Kompagnie, des Freundes des Maha Raja, und neuerdings Ranjiet Singh's selbst gegründetes Reich, der es verstand, aus kleinen, unscheinlichen Theilen, wie ein Baumeister, ein majestätisches Gebäude aufzuführen, mir die merkwürdigsten Dinge der Welt geschienen.

Der Fackhier machte Wah! Wah! als Zeichen des Erstaunens über die schöne Antwort, und schrieb sie auf.

Zweite Frage. Der Maha Raja wisse, dass ich nicht für Gewinn die Welt durchziehe, dass ich in meiner Heimath eine angesehene und ehrenvolle Existenz führen könne. Welches sei also die Ursache, die mich zu reisen bewege? —

Ich antwortete: dass diese Frage zum Theil schon in der Vorigen beantwortet sei. Es sei allerdings schwer für einen Orientalen, sich in die Seele eines Europäers zu denken; in Indien sei der menschliche Geist nur nach zwei Richtungen gewendet: entweder nach

physischem oder moralischem Genusse durch Erreichung der Macht, die hier allen Wünschen Erfüllung bereite: oder nach der Hoffnung auf Jenseits, durch Entbehrungen und heiligen Wandel in diesem Leben errungen, mit der Aussicht in dem Nächsten um so glücklicher zu seyn. In Europa habe der menschliche Geist noch eine dritte Richtung: nämlich wissenschaftliche Forschung, die sich oft mit dem beschäftigt, was einer flüchtigen Ansicht durchaus überflüssig scheint. Diesem Triebe nach geistiger Thätigkeit sei es zuzuschreiben, dass in Europa so viele nützliche und ausserordentliche Entdeckungen gemacht würden, und zum Theil sei auch er an meiner Reise Schuld, obgleich mich dazu auch andere, für einen Orientalen noch weniger verständliche Verhältnisse bestimmt hätten. Am Besten sei es, dem Maha Raja zu antworten, dass der Wunsch, die merkwürdigsten Einrichtungen der verschiedenen Länder kennen zu lernen, und wo möglich für mein Vaterland Nutzen daraus zu ziehen, mich zu der Reise bewogen habe.

Dritte Frage: Der Maha Raja könne unmöglich denken, dass ich diese gefahrvolle Reise angetreten habe, ohne irgend etwas zu besitzen, was mich vor jeder Krankheit schütze. Wahrscheinlich habe ich irgend eine lebenserhaltende Arznei mit mir; der Maha Raja wünsche diese kennen zu lernen, wenn dies anders die Kraft des Geheimnisses nicht für mich schwäche?

Ohne im Mindesten über diese Frage zu lächeln,

welche ohne Zweifel die Veranlassung aller andern war, erwiderte ich: dass der Glaube an lebenverlängernde Arzneien in Europa untergegangen sei, dass ich jedoch fest überzeugt wäre, dass ich allerdings die Erhaltung meines Lebens einer Arznei verdanke, die ich immer mit Vortheil angewendet habe, und zwar in zwei Formen: Eine in Pillen, und eine Kräftigere in einem weissen Pulver.

Der Fackhier schrieb die Antwort auf.

Vierte Frage: Der Maha Raja wisse, dass die Europäer an manche Speisen gewöhnt seien, die sie immer bedürfen. Wie habe ich mir diese auf meinen Reisen verschaffen können (er spielte auf Ochsenfleisch an)? Ich antwortete: dass ich im Allgemeinen wenig auf besondere Speisen halte, und von dem lebe, was ich eben erhalten könne; dass wir Europäer jedoch mancherlei Speisen in Blechbüchsen verschlössen, die sich Jahre lang frisch erhielten.

Fünfte Frage: Welches das sicherste Mittel sei, den Sieg über die Feinde davon zu tragen?

Ich antwortete, dass nach meiner Meinung dies für das Panjab darin bestehe, die grösstmöglichste Gewalt über den einzelnen Soldaten zu erlangen, mit andern Worten, in der strengsten Disciplin; und wenn der Heerführer es so weit gebracht habe, dass die ganze Masse sich wie sein eigenes Schwert bewege, ein Geist mit zehntausend Armen, dann sei er des Sieges gewiss. Der Fackhier Sahib rief sein Wah! Wah! Wah!

erkundigte sich bei Mr. Makeson, ob dies mein eigener Gedanke sei, und auf dessen Bejahung stöhnte er auf's Neue sein bewunderndes Wah! Wah! schrieb jedes Wort auf, bath dann entlassen zu werden, und empfahl sich unter einer Fluth der übertriebensten, höflichsten aller orientalischen Ehrenbezeigungen.

Ich hatte vor, hier so lange zu bleiben, bis ich sicher war, meine Leute in Lodiana zu finden, welches ich selbst, von hier aus, in drei Tagen erreichen konnte. Dort hatte ich sofort meine Sammlungen einzupacken, und ich wollte dann mit unterlegten Trägern nach Dehli, und wo möglich nach Bombay eilen. Heute erfuhr ich, dass meine Leute noch nicht in Amritsir angekommen waren, wo sie nach ihrer Marschroute denselben Tag hätten eintreffen sollen, an welchem ich Lahor erreichte. Von Amritsir waren 8 Märsche bis Lodiana; so durfte ich erst am 22. Lahor verlassen, um nicht in Lodiana auf sie warten zu müssen.

Eine Deputation von der Familie Mehan Singh's, des Gouverneurs von Kaschmir, mit seinem Sohne an der Spitze, kam heute, mir für die Art zu danken, in welcher ich für seinen Vater mit Ranjiet Singh gesprochen hatte. Dies hatte nämlich auf die Frage des Maha Raja Bezug: ob er Mehan Singh von Kaschmir entfernen solle. Nach dem, während meines Aufenthaltes in Kaschmir Auseinandergesetzten, ist es wohl klar, dass ich für das Land einen tüchtigern Statthalter gewünscht hätte, als es der Jetzige ist, allein die Schwierigkeit

15 *

war, einen Bessern zu finden, und Mehan Singh hatte zum Wenigsten den besten Willen. Ich antwortete dem Sohne, der ein Jüngling von 13 bis 14 Jahren war, versichert zu seyn, dass ich nie Ranjiet Singh etwas gegen seinen Vater sagen würde; er möge ihm dies mit einem Grusse von mir schreiben.

Auch der etwa 14jährige Sohn des Jemidar stattete mir seinen Besuch ab, er ist General. Er ist ein kluger, aufgeweckter, wissbegieriger Jüngling, der viel verspricht.

Es war heute bitter kalt: bei Ordnung meiner Papiere erstarrten meine Finger. Oft musste ich auf die Platform hinaustreten, um mich in der Sonne zu erwärmen. Abends war Notsch, und der Maha Raja sendete mir wie gestern Geschenke, dann drei seiner eigenen Tänzerinnen.

Freitag den 15. Januar. Am frühen Morgen war der Fackhier Asis ud Dien abermals da, um mir zu sagen, wie sehr mir der Maha Raja für die gestern ertheilten Antworten danke; nach ächt orientalischer Sitte wiederholte er dreimal den Dank, und sprach dann den Wunsch des Maha Raja nochmals aus, ich möge meinen Aufenthalt während einiger Zeit in Lahor nehmen. Er glaubte, dass hiezu vielleicht die Erlaubniss des Kaisers von Oesterreich nöthig sei, in welchem Falle er sich selbst darum verwenden würde, auf jeden Fall wünsche er jedoch mich in Lahor wenigstens auf einige Monate zu behalten; er wünsche, dass ich

einige Regimenter nach meinem Plane formire; wenn es mir unangenehm wäre, einen regelmässigen Gehalt zu haben, so könnten auch in dieser Hinsicht Einrichtungen getroffen werden.

Ich sah nach diesem wiederholten Antrage, den ich anfangs nur für eine Höflichkeit gehalten hatte, dass es dem Maha Raja wirklich Ernst sei, und dass ich nur fordern könne. Ich muss aufrichtig gestehen, dass ich einen Augenblick darüber nachdachte, wie sich mir hier ein Wirkungskreis öffnete von einer Ausdehnung, wie ich keinen je hoffen konnte; hätte ich gewünscht, einen Zug nach Central-Asien zu unternehmen, so konnte es mir nicht schwer werden, eine selbstgebildete Armee dahin zu führen, und mein vielseitiges, wenn auch nicht gründliches Wissen musste mich auf jeden Fall auch dem Maha Raja nützlich werden lassen; hier wo fast Alles zu schaffen und die Hauptsache: Geld und der Wille des Königs vorhanden ist, konnte durch Einen Menschen die Civilisation mächtig voranschreiten. Allein meine alte, mich mit Sehnsucht erwartende Mutter schwebte vor meinen Augen, und ich wiederholte meinen Dank, hinzufügend: der Maha Raja könne überzeugt seyn, dass nur wichtige, unübersteigliche Hindernisse mich davon abhielten, bei ihm zu bleiben. Der Fackhier sagte nun: der Maha Raja habe durch meine Antworten von gestern so viel Vertrauen in meinen Scharfblick erhalten, dass er ihn beauftragt habe, mich über seine eigene Gesundheit zu befragen. Ich sagte,

dass mir dies höchst schmeichelhaft sei; zwar kein Arzt, habe ich mich dennoch, wie jeder denkende Europäer, mit Arzneiwissenschaft etwas abgegeben.

Der Maha Raja litt, wie erwähnt, an einer Lähmung, allein diese schien mir, nach seinem Aussehen zu urtheilen, nicht die Folge einer zerrütteten Gesundheit, sondern jene irgend eines momentanen krankhaften Zustandes zu seyn. Ich drückte dies dem Fackhier aus, und ersuchte ihn, mir alle Nebenumstände zu sagen, welche dem Unfalle vorhergegangen seien. Er that dies. An einem glühenden Tage vor der beginnenden Regenzeit, welcher in dem vergangenen Jahre eine wirklich grässliche Hitze vorher ging, war der Maha Raja auf einem Marsche den ganzen Tag zu Pferde gewesen, und hatte sich überhitzt sowohl, als übermüdet. Mit seiner Sorglosigkeit für Essen und Trinken lebte er den ganzen Tag von Wassermelonen, und genoss deren in grosser Menge. Am Nachmittage entstand ein furchtbares Gewitter, heftiger Regen fiel in Strömen herab, und ein kalter, von den Gebirgen Kaschmir's herstürmender Wind brachte die Temperatur plötzlich zu einer unangenehmen Kälte herab. Der Maha Raja habe lange, und nur im Schritte in diesem Unwetter reiten müssen, bis er eine Hütte erreichte, allein der Wind durchblies die schlecht verwahrten Wände: so blieb er in seinen nassen Kleidern der Zugluft ausgesetzt, die natürlich wie ein Kühlungs-Apparat auf seine Haut wirkten; erst in der Nacht kam er zu

seinen Zelten. Nichts konnte ihn bewegen, gleich Arznei zu nehmen, oder irgend etwas der Art. In der Nacht wurde er von einem heftigen Schmerz im Magen erweckt, und als er rufen wollte, fühlte er seine Zunge schwer. Er wollte sich mit der linken Hand aufhelfen, allein dies war unmöglich. Endlich kam ein Diener, der augenblicklich Asis ud Dien rief; dieser fand ihn mit verzogenem Gesichte fast sprachlos. Die Mittel, die nun angewendet wurden, konnte ich nicht erfahren; allein der indischen Sitte gemäss wurde ihm wahrscheinlich Moschus in grosser Dosis gegeben. Nach Lahor gebracht, ward er etwas besser, und dann Dr. MacGregor von Lodiana gerufen, der ihn behandelte. Nun kann er wieder zu Pferde sitzen und gehen, dennoch ist ihm das Letztere beschwerlich, und das Anstossen mit der Zunge sehr merklich; auch sein Auge hat gelitten, es ist verdreht, und dem Fremden, der ihn zum ersten Male sieht, scheint es, als sähe er nicht damit; zum Besehen eines Gegenstandes bringt er ihn zwei Zoll vor den Augapfel in schräger Richtung, allein auf eine Entfernung von 8 bis 10 Schritten erräth er nach dem Ausdrucke des Gesichtes die Gedanken. Es wurde mir durch das Gesagte noch deutlicher, als früher, dass der Sitz des Uebels nicht so tief gewurzelt habe, als allgemein angenommen war, und ich sagte dies. Asis ud Dien verlangte nun Vorschriften für den Maha Raja. Ich verlangte zuerst dessen Regime zu wissen. Dies war nun allerdings ein höchst Zerstörendes. Der Maha Raja ass

einfache Speisen in geringer Menge, allein er war gewöhnt an das verderblichste geistige Getränk: ein für ihn verfertigter Branntwein, dessen Recept ich erhielt, und zu dem nicht nur die stärksten Brühen vom Fleische aller möglichen Thiere, Ochsen ausgenommen, nicht nur Perlen und Edelsteine, sondern Moschus, Opium und zahllose Kräuter verwendet wurden, und welche einen seyn sollenden Lebenstrank, fast von der Stärke des Alkohol's, bereiteten. Ich hatte am ersten Abend dieses wahre Teufelsgetränk gekostet, das angenehm genug schmeckt, und den ganzen nächsten Tag meinen Geist tief herabgestimmt gefunden. Ich stellte die Frage: ob er von diesem Königsweine, wie er hier heisst, öfters trinke, und sie wurde mit dem Zusatze bejahet, dass der Maha Raja mich fragen liesse, was ich davon halte. Ich antwortete: dass ich es für ein höchst gefährliches Getränk halte, und dass ihm mehr als ein kleiner Theil des letzten Anfalles zuzuschreiben sei; allein da ich höre, dass der Maha Raja seit vielen Jahren daran gewöhnt sei, so würde das plötzliche Aufgeben für ihn höchst gefahrvoll seyn, weil es ihn zu tief herabstimmen würde. Der Fackhier antwortete: dass Dr. Mac-Gregor dem Maha Raja den Liqueur verbothen habe, allein er habe sich durch die Befolgung dieser Vorschrift so gänzlich ohne Kräfte gefühlt, dass er darauf zurückgekommen sei. Der Fackhier fragte mich dann: Wie viel ich glaube, dass er davon trinken könne, ohne seiner Gesundheit zu schaden. Ich antwortete: dass

die Quantität unmöglich zu bestimmen sei. Ein Weinglas wäre für mich eine grosse Dosis: allein wenn der Maha Raja an eine grosse Quantität gewöhnt sei, so wäre dies als erste Einschränkung hinreichend. Je weniger je besser.

Der Maha Raja wünschte dann, dass ich ihm von derselben Arznei gebe, die ich mit mir geführt und gebraucht habe, und wovon ich gestern gesprochen habe. Was ich auch immer sage, ich müsse das Vertrauen in dieselbe haben, dass sie mir das Leben erhalte, sonst könne ich nicht so thöricht seyn, mein Leben fortwährend auf's Spiel zu setzen, für keinen andern Gewinn als den: befriedigter Neugierde. Ich wusste, dass ich weder den Fackhier Sahib, noch Ranjiet Singh überzeugen würde, ich besitze kein Lebens-Elixir und antwortete: dass ich meinen Vorrath bis auf wenige Pillen mit meinen Leuten nach Lodiana gesendet habe, von wo ich sie für den Maha Raja kommen lassen würde, das Wenige, was ich hier habe, würde ich ihm gleich holen lassen. Der Maha Raja wünschte dann von den hermetisch geschlossenen Speisen; von diesen hatte ich jedoch nichts übrig. Ich liess nun ein halbes Dutzend „blue Pills" holen, die Letzten, die ich hatte, und Mr. Vigne brachte ein Paquet Calomel. Ich erklärte die Dosis.

Der Fackhier sagte dann, dass der Maha Raja eine Revue auf heute bestimmt habe, wozu er hoffe, dass es mir belieben würde, zu kommen; dass ein

Kanonenschuss um 12 Uhr anzeigen würde, wenn er seinen Pallast verliesse, und dass Kalifa Sahib mich in des Maha Raja Namen abholen würde. Ich sagte dem Fackhier, dass ich bereit seyn würde, seinem Bruder zu folgen. Er bath nun um seine Entlassung (Rokschut), und nachdem ich diese ertheilt hatte, verliess er mich unter zahllosen Komplimenten.

Lange vor 12 Uhr erschien der Fackhier mit drei Elephanten, zwei kostbar aufgeputzten Pferden, Palankin etc. Ich zog es vor, auf Elephanten zur Revue zu kommen, da der Staub zu Pferde oder im Palankin, umgeben von einem Gefolge von 40 bis 50 Reitern, unausstehlich war. Ventura war zu Pferde; als der Kanonenschuss fiel, bestiegen wir die Elephanten: Mr. Makeson war mit mir in einem Hauda, der Fackhier mit Vigne in einem Andern; der Weg führte durch die äussere Mauer der Stadt, an dem herrlichen Gebäude der ehemaligen Mosjied Jehanghir's vorbei, und dann durch ein Thor, zu dem durch ein kleines Fort vertheidigten Ausgang des Pallastes, und dann nach dem grossen Waffen- und Exerzirplatze. Eben so sehr als die wärmende Sonne, hatte der Frühling die Gegend geschmückt; das unnachahmliche Grün der Erstlinge der indischen Vegetation überzog die mit blühenden Bäumen spärlich besetzte Ebene. Künstliche Wege schlängelten sich in europäischem Geschmacke durch dieselbe, hin und wieder war ein kleineres oder grösseres indisches Lustgebäude aufgeführt, deren Letztes an die Ravi anstiess. In dieser

grossen Ebene, von allen Seiten durch Kanäle eingeschlossen, um den Andrang des Volkes zu verhindern, erwartete mich eine so glänzende Versammlung, ein so herrliches und prächtiges Schauspiel fand statt, wie sich nie und nirgends vorher meinen Augen gezeigt hatte. Allein ehe ich zur Beschreibung der Szene übergehe, der lebendig Handelnden, mögen mir einige Worte über die Unbelebte vergönnt seyn. Diese stellte mir, als ich mich nach der Stadt umwendete, die schönen phantastischen Gebäude dar, welche ehemals Jehanghir's Winteraufenthalt gebildet hatten, für die Kaiserin, mit der Verschwendung eines Mannes ausgeführt, der nur zu wollen brauchte, um eine Welt von Schätzen vor der Geliebten auszubreiten. Diese, Nur Begum, liebte Lahor, und Jehanghir erbaute für sie die herrlichen Palläste. Marmor bildet in diesen Gebäuden überall das Mauerwerk, und die Bauten erheben sich amphitheatralisch und hintereinander aufgethürmt. Ranjiet Singh hat sie mit nicht minder ausserordentlichen, obgleich wenig geschmackvollen und minder kostbaren Gebäuden bereichert. Allein eben diese, dem gemeinen, ungebildeten Sinne des schnell emporgestiegenen Herrschers entsprechenden bunten Werke der neuesten Zeit dienen dazu, den Hintergrund, die in dem edelsten Style erbauten Palläste, desto mehr heraus zu heben, und die Beleuchtung um diese Stunde der nach Westen gerichteten Façaden, wo theilweise grosse Schatten auf ihnen lagen, erhob sie zu einem der reizendsten und

malerischsten Punkte, den ich mich entsann, je gesehen zu haben. Vigne war davon entzückt, und ich munterte ihn auf, keinen Tag während seines Aufenthaltes dahier verstreichen zu lassen, ohne diese Ansicht zu Papier zu bringen, welches das Werk vieler Tage seyn musste.

Unterdessen hatten wir Uns der Revue genähert. Einige Regimenter Infanterie waren in einer Linie aufgestellt; auf ihrem rechten Flügel zwei Batterien reitender Artillerie. Diese marschirten eben auf, und unsern Elephanten wurde fast durch die Räder der Kanonen übel mitgespielt, weil wir in der Aufschwenkungslinie waren, und die schwerfälligen Thiere, trotz der Ermahnungen des Mahaut (Führers), nicht aus ihrem langsamen Schritte herauszubringen waren. Als wir noch dreissig Schritte von dem offenen Zelte Ranjiet Singh's entfernt waren, wurde ihnen gebothen nieder zu knien. Das Zelt war von gelbem Kaschmir-Schahlzeug verfertigt, mit silbernen Säulen unterstützt, ein grosser Teppich bedeckte das Innere, und ein Anderer war davor ausgebreitet, beide in Kaschmir verfertigt. Hinter diesem Zelte waren mehrere Andere aufgeschlagen. Der Maha Raja sass auf einem einfachen Lehnsessel nach europäischer Sitte; neben ihm Raja Hiera Singh. Er selbst in der einfachsten Siek-Reitertracht, der Letztere in weissen Mousselin und rosenfarbenen Atlas gekleidet, und mit Juwelen, Diamanten und Perlen als Armbänder, Turbanspangen und Sévignés, kurz mit dem kostbarsten Geschmeide im eigentlichen Sinne des Wortes bedeckt.

Kuschal Singh, der Jemidar und Raja Sutschet Singh, waren die einzigen Grossen seines Hofes, welche anwesend waren. Der Letztere, ein ausgezeichnet schöner Mann, trug einen schwarz- und gold-emaillirten Helm mit aufgeschlagenem Visier, den drei grosse schwarze Reiherbüsche (Kalga) zierten. Er trug einen grünen Waffenrock von Kaschmirzeug mit rother Einfassung, darüber ein Panzerhemd von glänzendem Stahle; eine Armschiene, zierlich mit Gold eingelegt, bedeckte seinen rechten Arm. Wie früher stand der Maha Raja auf, kam mir bis zum Ende des Teppiches entgegen, fasste meine Hand, und führte mich auf den, für mich bereiteten Lehnsessel an seiner Seite. Mr. Makeson und Mr. Vigne sassen neben mir, und Mohun musste hinter Ranjiet Singh's Stuhle stehen.

Die Truppen bestanden aus regelmässigen Regimentern, mit rother Jacke und Feuergewehren versehen, und waren in Schlachtordnung aufmarschirt. Was mich jedoch mehr als dies anzog, waren des Maha Raja Lieblingspferde, die zwischen dem Zelte und den Truppen aufgestellt waren, 25 bis 30 an der Zahl. Die Race des Panjab ist eine Eigenthümliche, der Spanischen nicht unähnlich, doch mit gerader Nase: sie sind gross, mit äusserst sanften Bewegungen, und können leicht zu dem zierlichsten Courbettiren abgerichtet werden, welches ihnen in den Augen der Siek erst den wahren Werth verleiht. Ich glaube jedoch, dass es ihnen an Geist und Ausdauer fehlen muss, wozu denn

auch die vollkommne Ruhe beiträgt, in der sie stets gehalten werden; denn diese Thiere werden von Geburt an, möchte ich sagen, einem Pferdeknechte übergeben, und mit zwei Stricken an dem Kopfe, und zwei andern an den Hinterfüssen an Pflöcke befestigt; auf diese Weise stehen sie ihr ganzes Leben hindurch im Freien, und werden sehr selten geritten. Weissgeborne sind deren viele. Für den Maler, der nicht Pferdemaler ist, sind sie höchst reizende Thiere: mit zartem Knochenbaue, schönem Schweif und Mähnen, feurigem Herumwerfen und stolzer Haltung des Kopfes. Die Leidenschaft Ranjiet Singh's für Pferde ist im Oriente zum Sprichworte geworden. Zaum, Sattel und Zierathen dieser Pferde sind sehr kostbar. Der Zaum ist mit Emaille oder Gold belegt, in der Mitte des Kopfes oder an beiden Seiten erheben sich Reiherbüsche, um den Hals hängen Schnüre von Edelsteinen; unter diesen sind die Solimani, grosse Perlen von Onix, wegen des damit verbundenen Aberglaubens, am Geschätztesten. Der Sattel ist von Emaille oder Gold, mit Edelsteinen besetzt, und der Sattelknopf meistens von grossem Werthe. Die Satteldecke ist von Kaschmir-Schahl mit goldenen Fransen, Schweifriemen und Sprungriemen sind auf mancherlei Weise verziert, und gewöhnlich hängen buntgefärbte Tschauri, Yakh-Schweife von Thibet, an den Seiten der Lieblinge; der Stattel ist mit einem sammtnen Kissen bedeckt. Der Maha Raja stellte mir nach endlosen Höflichkeitsphrasen eine Menge der verschieden-

artigsten Fragen: es schien mir klar, dass er von einer vorgefassten Meinung zurückgekommen sei, nämlich als habe er geglaubt, meine ganze Reise sei ihm bestimmt gewesen, nicht um in seine Dienste zu treten, sondern mit einem öffentlichen oder geheimen Auftrage. Da ich jedoch grösstentheils Mr. Makeson's Gefälligkeit als Dolmetsch in Anspruch nahm, so musste ihm bald klar werden, dass ich nichts in diesem Sinne vorhatte. Seine Fragen betrafen selten Indien und den indisch-englischen Besitz, sondern meistens meine Meinung über sein eigenes Land, seine Armee, die europäischen Offiziere in seinen Diensten, die Pläne des Auslandes, und weitentfernte Länder, von denen er noch nichts gehört hatte. Auch nach meinen eigenen Verhältnissen stellte er die sonderbarsten Fragen, z. B. ob ich von der Raja- oder Vizier-Kaste sei. Seine Fragen umfassten immer nur wenige Worte, und waren eben so nur wenig umfassend, doch folgten sie sich so rasch, dass es deutlich war, sein Geist verlange fortwährend Nahrung; er wollte keine Erzählung, sondern die Auflösung seiner Frage. Eben so kurz als diese war meine Antwort und eben so rasch ertheilt; ich hatte mir fest vorgenommen, nie auch nur einen Moment mit meiner Antwort zu zögern, was um so leichter war, als ich schon die Frage meistens im Panjabi verstanden hatte. Kurze Sätze und schnelle Antworten sind übrigens nöthig, um durch den Dolmetsch zu sprechen, sonst wird die Unterredung unerträglich.

Endlich fragte er mich, ob ich die Pferde näher besehen wollte; ich bejahte es. Er nahm mich bei der Hand, trat aus seinem Zelte, und liess die Pferde eines nach dem andern vorführen. Ein Sattelknopf fiel mir unter mehreren besonders auf: er besteht aus Einem Rubin von 2 Zoll im Gevierte, und ist mit dem Namen Jehanghir's versehen; es ist in Dow (Geschichte Hindostan's) erwähnt, dass als Jehanghir diesen prächtigen Edelstein mit seinem Namen bezeichnen liess, die berühmte Kaiserin Nur Begum ihm sagte, dass dies Schade sei. Der Kaiser erwiderte: „Dieser Stein bringt meinen Namen sicherer auf die Nachwelt, als alle Geschichte. Das Haus Timur's wird untergehen, allein so lange es Könige geben wird, so lange wird dieser Stein seinen Werth behalten." Nun sind mehrere andere Namen darauf eingegraben. Der Bekannteste ist jener Achmed Schah's, der ihn in dem berühmten Pfauen-Throne (Tacht-i-Taus) fand, den Schah Jehan im Jahre 1635 in Agra verfertigen liess. Derselbe Stein ward von Timur im Jahre 1398 in Dehli geraubt, und Jehanghir kaufte ihn auf's Neue. Ranjiet Singh sagte, er habe ein paar prächtige Pistolen von Lord Amherst erhalten. Er verlangte darnach; seine Leute suchten in verschiedenen Pistolenhalftern, allein er rief ihnen zu, bei welchem Pferde sie sich finden mussten, welches eben so sehr von seinem eigenen Gedächtnisse zeigt, als von der Unordnung seiner Stallleute. Die Pistolen sind mit Gold beschlagen, und mit

schlechten Diamanten besetzt. Ranjiet Singh schien stolz darauf, sie von Lord Amherst erhalten zu haben. Er sagte mir, „wenn Sie nach Hause kommen, senden Sie mir ein paar Pistolen aus Ihrem Lande;" dies versprach ich, und denke es, so Gott will, zu halten. Wir kehrten nun zu den Zelten zurück. Ich sagte ihm, dass ich das berühmteste seiner Pferde nicht gesehen habe. Er fragte welches. Ich sagte Leli, wegen dessen er in Europa eben so sehr, als wegen seines grossen, selbst gegründeten Reiches bekannt sei. Er sagte, er würde mir es morgen senden. Wir liessen uns hierauf nieder, und er fuhr fort: „Ich war gewiss, dass Sie den berühmten Diamanten zu sehen wünschten," er befahl ihn zu bringen: „wollen Sie ihn nun betrachten?" — Auf vier Schilden wurden sodann die herrlichsten und geschmackvollsten Geschmeide der Welt gebracht, allein der Kohi-Nur, wörtlich der Lichtberg, der grösste Diamant der Welt, zog vor Allem meine Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich. Er ist von der Form und Grösse eines Hühnereies, von der reinsten weissen Farbe und ausserordentlichem Feuer. Als Armband gefasst, ist zu jeder Seite desselben ein Diamant angebracht; für den Einen gab der Maha Raja, wie er mir sagte, **130,000**, für den andern **100,000** Rupien in Amritsir; er sagte, dass beide Schah Schujah zugehört hätten. Der merkwürdige Kohi-Nur verdient es, dass seine letzten Schicksale erzählt werden, welche Ranjiet Singh's Karakter, obgleich nicht auf eine vortheilhafte Weise,

dennoch so deutlich darstellen, dass sie unter einem eigenen Abschnitte, der ihm gewidmet werden muss, aufgeführt werden sollen. Ranjiet Singh gab mir das Kleinod in die Hand, um es genauer zu besehen, und ich muss gestehen, dass der Gedanke des ungeheuren Werthes, den das Vorurtheil auf diesen Stein legte, mir zu mehrfachen Betrachtungen Anlass gab. Ich bedachte, wie mit seinem Werthe, für den Preis, der dafür zu erhalten wäre, viele Menschen glücklich, ja tausend arme Familien reich werden könnten. Einen Augenblick betrachtete ich das Kleinod wie den Bringer des Glückes, wie etwas Ueberirdisches: allein nur den beglückt es, der es weggibt. Dann wird es auf's Neue ein todtes Kapital in der Hand eines Andern, und nur dadurch wird seine Existenz wirklich etwas werth, wenn es von einer Hand zur Andern wandelt, fortwährend, wie ein Wechsel oder eine Banknote. Allein da zu allen Zeiten die Könige Schätze sammelten, so ist es besser, sie begnügen sich mit Steinen, statt Gold aufzuhäufen, und es dem Handel und dem Reichthume des Landes zu entziehen, denn Gold lässt sich vertheilen, ohne seinen Werth zu verlieren. Es brachte mich dies im Nu auf einen Vergleich, dass es zur Verwerthung von Juwelen eines Kenners und Liebhabers bedarf, während Geld für einen Jeden denselben innern Werth hat, und sie kamen mir vor wie Genie und Talent. Wie Wenige sind im Stande jenes zu begreifen, während ein Talent Jedem zugänglich ist.

Ranjiet Singh, dem das lange Betrachten des Kleinodes auffiel, fragte mich, wie mir der Stein gefiele, und weckte mich aus meinen Gedanken. Mit grosser Eitelkeit wies er nun auf jeden vorzüglichen Stein, seine Geschichte erzählend, vorzüglich auf den grossen Smaragd, der in dem erwähnten Pfauenthrone zu Dehli den Leib eines Papageien bildete.

Unterdessen zogen dreissig geschmückte Elephanten vorbei. Den Grössten unter allen, Sirdarjie genannt, hatte ihm unlängst der König von Nepal gesendet; er war wirklich von bedeutender Grösse: ein prächtig vergoldeter Hauda, mit karminrothen sammtnen Kissen, schmückte ihn; die langen rothsammtnen Decken hingen bis zu den Knien herab, mit breiten Goldborden und Goldfransen eingefasst; die beiden langen Stosszähne waren am Ende wie immer bei den Zahmen abgestutzt, allein hier war ihre Länge durch vergoldetes Silber ergänzt, und beide mit einer goldenen Kette verbunden. Die Knöchel umschlossen schwere goldene Fussbänder, wie sie die Hindu tragen, und welche wie die Kienketten eines Pferdezaumes gearbeitet sind. Das, was der Elephant zur Zierde trug, hatte dem Maha Raja, wie er mir sagte, 130,000 fl. C. M. gekostet. Der Elephant war schwarz gefärbt, bis auf die Stirn und den Rüssel, die mit den buntesten Farben bemalt waren. Schade, dass das Thier von keiner edlen Abkunft war; statt den Kopf hoch zu tragen, trug es ihn tief, und statt sich stolz in der Pracht zu fühlen, oder mit den

Ketten zu spielen, nahm es sich aus, wie ein Mann des Pöbels in einer reichen Hofkleidung. Der Maha Raja sagte: „Elephanten habe ich 101 (es ist dies die Zahl, die der General-Gouverneur von Indien auf seinen Reisen mit sich führt); Pferde, ich will sagen, meine eigenen Reitpferde, 1000. Soldaten: Infanterie 27,000, geharnischte Truppen 15,000, Kavallerie 27,000." Aus Furcht, dass ich es nicht gefasst habe, wiederholte er mir die Litanei noch einmal, die, wie ich später erfuhr, vollkommen wahr ist. Er sagte nun: „Ich dachte, dass Sie vielleicht einige meiner schönsten Zelte zu sehen wünschten, und habe sie aufschlagen lassen." Ich ging dahin, während er sitzen blieb. Die Zelte bestanden theils aus Kaschmirzeugen, theils aus mit Silber gestickten Stoffen; an einem bemerkte ich eine Bordure von Perlen; keines war jedoch von besonderer Grösse. In jedem lag ein Teppich von Kaschmirschahl. Als ich zurückkam, hielt man Pferde für Uns bereit, um die Truppen zu besehen. Die prächtigen Sättel von unschätzbarem Werthe bothen für einen Europäer nur einen höchst unbequemen Sitz dar. Ranjiet Singh sass schnell zu Pferde, wie ein gemeiner Siek, sein Schild auf dem Rücken, das Gesicht durch den um's Kinn geschlagenen untern Theil des Turbans halb versteckt. Wir ritten an den Truppen vorüber; eine barbarische, europäisch seyn sollende Musik schmetterte uns entgegen: jeder Musikant spielte auf seinem Instrumente so laut als möglich; jeder falsch und ausser Takt. Zum Glück

für meine Ohren übertönten die sämmtlichen, in der Mitte aufgestellten Trommeln, Alles. Der Maha Raja blieb vor den Trommeln stehen. Ich muss gestehen, dass ich nie einen entsetzlicheren Lärmen gehört habe, und meine Lippen zuckten gewaltig zum Lachen. Es schien mir nämlich die höchste Thorheit, hier stehen zu bleiben, statt mit zugehaltenen Ohren die Flucht zu ergreifen. Ich gewann es jedoch über mich, zu bleiben, und starr vor mich hinzusehen, bis der fürchterliche Lärm auf ein Zeichen des Maha Raja aufhörte. Dieser sah mich nun an, mit dem Ausdrucke, als wollte er sagen: „Nicht wahr, das übersteigt Deine Erwartung; so weit hättest Du nicht geglaubt, dass wir es in europäischen Sitten gebracht haben!" Er fragte mich, wie mir seine Musik gefalle. Dass ich antwortete: „Vortrefflich!" versteht sich wohl von selbst.

Nachdem wir die Reihen passirt hatten, wobei jedes Bataillon präsentirte, und der kommandirende Offizier mit dem Säbel salutirte, fragte der Maha Raja, wo Sultan Mohammed Khan bleibe? Einer des Gefolges bemerkte, dass er schon lange warte. Er kam nun zu Fusse mit seinem Sohne, und der Maha Raja sagte, mir ihn vorstellend: „Dies ist Sultan Mohammed Khan, der Sirdar von Peschauer, Bruder Dost Mohammed Khan's. Ich gebe ihm in diesem Augenblick 3 Lackh Rupien jährlich als Jagier." Sultan Mohammed Khan, ein Mann von 36 Jahren, nach Kabul-Art in lange Gewänder von Goldstoff gekleidet, einen gelben Schahl

als Turban um den Kopf tragend, verneigte sich tief, ohne ein Wort zu sprechen. Es war dies das Ende langer Unterhandlung. Sultan Mohammed Khan war einer der fünfzig Brüder Fattih Khan's. Dieser Letztere war der Visier Mohammed Schah's, er eroberte für seinen Herrn den Thron Kabul's, welchen Schah Schuja, Bruder Mohammed Schah's, einnahm, als sich Fattih Khan für Mohammed erklärte, den jedoch der thörichte Schah ermorden liess, und dadurch den Thron wieder einbüsste; denn die Brüder Fattih Khan's erregten einen Krieg, und theilten sich in das Reich Kabul. Der mächtigste derselben ist Dost Mohammed Khan, der in Kabul residirt. Zwei dieser Brüder hatten schon Ranjiet Singh's mächtigen Arm gefühlt, nämlich Jabar Khan, der sich Kaschmir zugeeignet hatte, und Yar Mohammed in Peschauer; der Erste wurde mit den Waffen in der Hand gezwungen, das Land zu verlassen, der Letztere, welcher sich gegen seine eigenen Glaubensgenossen, die Gebirge im Norden Peschauer's bewohnenden wilden Jussufsei, nicht vertheidigen konnte, ging einen Vertrag mit Ranjiet Singh ein, wodurch er gegen jene beschützt, allein dadurch zum Vasallen des Maha Raja wurde. Als Yar Mohammed starb, war General Ventura gerade in Peschauer, um den Tribut eines Pferdes, als Zeichen der Oberherrschaft für Ranjiet Singh zu empfangen. Auf Ranjiet Singh's Befehl setzte er Sultan Mohammed Khan, den Bruder des Verstorbenen, in den Besitz Peschauer's; allein stete Unruhen brachen dort

aus, welche Sultan Mohammed Khan selbst wünschen liessen, Peschauer für eine Entschädigung an Ranjiet Singh abzutreten. Dies gränzt nämlich an Dost Mohammed Khan's, seines ältesten Bruders, Besitz; in den letzten Kriegen Ranjiet Singh's mit diesem, war der Kriegsschauplatz stets in der Nähe Peschauer's, und die Lage Sultan Mohammed Khan's, als Bruder und Mohammedaner unter der Fahne Ranjiet Singh's gegen Dost Mohammed Khan zu dienen, war eine höchst Unangenehme. Ranjiet Singh nahm den Antrag des Abtretens Peschauer's an, und setzte sich in dessen Besitz, allein ohne Sultan Mohammed Khan etwas Anderes dafür zu geben, als Versprechungen; erst heute nach endlosem Zögern belehnte er ihn mit einem Besitze, der 3 Lakh Rupien Einkünfte abwarf. Wer weiss, ob ohne meine Ankunft Sultan Mohammed Khan nicht noch länger auf die versprochene Entschädigung hätte warten müssen. Es war augenscheinlich, dass Ranjiet Singh die Belehnung heute vornahm, um vor den Fremden gross und freigebig zu erscheinen.

Wir verfügten Uns eine Strecke weit vor die Fronte, und nun begann das Exerziren und Manövriren der Bataillone und der beiden Batterien, welche auf beiden Flügeln aufgestellt waren. Das Feuer geschah mit grosser Präzision: jedes Stück feuerte genau fünfmal in der Minute. Eine Szene, die nichts an Originalität zu wünschen übrig liess, fand nun statt. Die Elephanten, die mit Personen des Gefolges beladen waren, standen



en front vor den Kanonen. Nach den ersten Schüssen begannen sie unruhig zu werden, dann auf das Entsetzlichste zu brüllen, und die Beine weit aus einander streckend, zu zittern. Dann trotz der gewaltigsten Hiebe ihrer Führer auf die Stirne, mit dem Ankusch, von der das Blut triefte, um sie im Gehorsam zu halten, kehrten sie sämmtlich um, und rannten stets brüllend mit hoch erhobenem Rüssel und ausgestrecktem Schweife nach verschiedenen Richtungen über die Ebene hin.

Das Manövre war selbst höchst unbedeutend, und bestand mehr in dem Verschiessen einer grossen Pulvermenge, als in irgend etwas Anderem.

Als die Truppen abmarschirten, nahm ich Urlaub (Rokschut) vom Maha Raja, und kehrte nach Hause zurück, höchst zufrieden mit dem glänzenden Schauspiele, dem ich beigewohnt hatte. Ich ging in meiner Erinnerung alle die glänzenden Szenen der letzten 20 Jahre durch, welchen ich beigewohnt hatte, und an Originalität, Pracht der Kostume und Schönheit der Gegend übertraf dieser Tag alle früheren.

Zurückgekommen fand ich Briefe aus Indien, die mir zu meiner Rückkehr Glück wünschten, und ein Schreiben Kaptain Wade's von Ferospur, der mich einlud, dahin zu kommen, um dann mit ihm nach Lodiana zurückzukehren. Ferospur, eine Siek-Besitzung, ist als auf dem linken Ufer der Sutley liegend, der Kompagnie durch den kinderlosen Tod des letzten Besitzers unlängst heimgefallen. Kaptain Wade ging zu dessen Uebernahme

dahin, und Mr. Makeson ward nach Lahor gesendet, um einige Anstände, den Besitz betreffend, auszugleichen, welche der Maha Raja aufwarf, und Ferospur als sein Eigenthum reklamirte. Gern hätte ich den Antrag angenommen, der mich um so viel schneller nach Lodiana gebracht hätte, allein ich hätte dann weder Govindghur noch Amritsir sehen können, welche beide auf dem geraden Wege von Lahor nach Lodiana liegen. So dankte ich ihm, den Antrag ablehnend, dafür.

Am Nachmittage kam Fackhier Kalifa Sahib mit einer neuen Bothschaft des Königs. Er erkundigte sich vor Allem, ob mich die Revue nicht ermüdet habe. Ich antwortete, dass ich seit den letzten fünf Jahren gegen jede Art von Bewegung ziemlich abgehärtet sei, dass ich von der Revue keine Ermüdung zurückgebracht habe, wohl aber Erstaunen über die Pracht des Hofstaates Ranjiet Singh's. Der Bothe sagte nun, dass der Maha Raja ihn beauftragt habe, mich um dieselbe Medizin zu ersuchen, die ich auf meine Reisen mitgeführt, wenn dies nicht eine zu grosse Aufopferung für mich sei, denn er habe erfahren, dass das übersendete Pulver von Mr. Vigne, und nicht von mir gewesen sei. Dies versprach ich zu thun, sobald ich Lodiana erreicht haben würde. Der Fackhier sagte mir, dass der Maha Raja diesen Morgen eine Dosis Pillen einem seiner Offiziere eingegeben habe, der jedoch bis jetzt noch keine Wirkung davon verspüre. Ich sagte ihm, die Wirkung sei so mild, dass er vielleicht nur den Effekt eines

allgemeinen Besserbefindens davon verspüren werde, und sei der Offizier ohnedies wohl, so würde die Arznei vielleicht gar keine Folge haben können.

Ich habe zu erwähnen vergessen, dass Ranjiet Singh am Morgen, als ich zu ihm kam, mir selbst von seiner Gesundheit sprach; er klagte, dass seine rechte Seite noch immer sehr schwach sei; ich fühlte seinen Puls, der nichts weniger als der eines alten Mannes schien, und fragte ihn, ob das Gefühl der Haut bei Berührung abgestorben sei. Er sagte, dass dies der Fall wäre, und ich rieth ihm, die gelähmte Seite mit einer flüchtigen Salbe einzureiben, um das Leben daselbst zu reizen und grössere Thätigkeit hervorzurufen. Er klagte über seine Zunge, die ihm nicht gehorche; es sei, als ob er ein Stück Holz an der Wurzel habe, wie eine Verhärtung; ich sagte, dass dies nur Folge des Mangels an Leben der Muskeln sei, und dass mit der zunehmenden Thätigkeit der Seite auch dies Uebel sich bessern würde.

Um einen Beweis seiner Höflichkeit zu geben, führe ich an, dass ihm während der Revue eine Untertasse mit einem Dutzend Beeren von Kabultrauben gebracht wurde. Er fragte mich, ob ich ihm erlaube, davon zu essen, und da mir die Frage so verdolmetscht wurde, als sei sie eine Folge meiner Vorschrift des Régime, welches er zu befolgen habe, so antwortete ich, dass ich glaube, einige Beeren täglich könnten ihm nicht schaden. Er gewahrte den Irrthum der Verdolmetschung

und wiederholte seine Frage, hinzusetzend: „ein Kranker muss um Entschuldigung bitten, wenn er etwas Unschickliches begeht."

Ich hatte bei meinem ersten Besuche vergessen, ihm ein Geschenk nebst dem Gelde zu bringen, das von jedem Besuchenden erwartet wird, oder besser, ich hatte nichts unter meinen Sachen finden können, was für ihn Werth haben konnte. General Ventura gab mir ein Opernglas, und ich füllte ein höchst zierliches silbernes Dintenfass, das sich mit einem Deckel von Gummi elasticum schloss, mit einem französischen Parfum: „Bouquet du Roi". Diese beiden Sachen brachte ich ihm heute, und setzte hinzu, das Letztere sei gut für Kopfweh. Das Erste zog jedoch seine Aufmerksamkeit auf sich, und er versuchte es augenblicklich auf die Truppen; allein sein Auge war zu geschwächt, um etwas damit zu sehen.

Am Abende hatten wir abermals die Tänzerinnen; unter diesen fand ich ein Mädchen, kaum 13 Jahre alt, sie ergötzte uns mit ihren Spässen, die Mr. Forni galten, der mit seinem grauen Barte und seiner Fouragiermütze stumm da sass, und sich weder um Uns, noch um die Spässe kümmerte, von denen seine Blindheit ihm nur an den fühlbaren einigen Antheil gestattete, und die sich meistens auf seinen Bart bezogen. Auch des Maha Raja Schöne fanden sich ein, und tranken eine unglaubliche Menge geistiger Getränke, ohne sich zu berauschen. Es ist sonderbar, dass die stärksten Branntweine,

in grosser Quantität genossen, es nicht vermögen, diese Mädchen aus ihrem gewöhnlichen Zustande zu bringen, allein durch Ausschweifungen aller Art entnervt, ist es, als sei jeder Reiz in ihnen erloschen.

Samstag den 16. Januar. Der Maha Raja sendete diesen Morgen zu mir, um, nach den gewöhnlichen Komplimenten, mich, da ich nicht ganz in Lahor bleiben wolle, zu ersuchen, wenigstens den Huli abzuwarten, der gegen Ende Februar gefeiert wird, und zu welchem alle Grossen seines Reiches im Pomp nach Lahor kommen. Es ist dies ein Fest, das dem Gotte Krischna zu Ehren von jedem guten Hindu mit den tollsten Spässen und Ausschweifungen gefeiert wird. Der Huli in Lahor soll sehr prächtig begangen werden, und in ganz Hindostan wird davon gesprochen. Es that mir leid, auch dies abschlagen zu müssen. Nach zwei Stunden kam der Fackhier abermals: der Maha Raja denke, dass ich wohl neugierig seyn müsse, den Huli zu sehen, und wenn ich wünsche, so würden heute die Tänzerinnen kommen, mit allem Nöthigen versehen, um den Huli zu feiern. Ich drückte meine Dankbarkeit aus. Zum Lokale bestimmten wir den Garten General Allard's und 1 Uhr als die Stunde. Um diese begaben wir Uns dahin; der Maha Raja hatte für das Fest alles Nöthige gesendet, besonders Silber- und Goldlahn, der zu kleinen Stückchen zerschnitten wurde.

Der Huli ist ein Hindu-Fest, das wie erwähnt zu Ehren des Gottes Krischna fortbesteht, der sich auf

diese Weise mit seiner geliebten Sita und ihren Gespielinnen ergötzt haben soll. Es wird dazu eine grosse Menge von Singhara-Mehl auf das Schönste gelb, grün, roth und blau gefärbt, in grossen Körben herumgestellt und mit klein geschnittenem Silber- und Goldlahn vermischt, eine gleich grosse Anzahl von grossen Töpfen wird mit Wasser, das mit diesen Farben gefärbt worden, gefüllt, und Handspritzen daneben gelegt. Alles erscheint nun auf dem Schauplatze mit weissen Kleidern. Das Fest beginnt damit, dass sich die Tänzerinnen in der Mitte niedersetzen, und einen besondern Gesang zu Ehren des Festes anstimmen. Nun werden ihnen Früchte gebracht, und den Sahib Körbe vorgehalten voll dünner Glaskugeln, mit demselben Singhara-Pulver gefüllt und welche leicht zerbrechen. Diese werden nun herumgeworfen, sie zerspringen in dem Augenblicke, in dem sie einen Gegenstand treffen, und ihr gefüllter Inhalt befleckt das weisse Gewand. Wie bei allen Scherzen dieser Art, beginnt das Spiel auf eine sanfte Weise; allein nach und nach erhitzen sich die Spielenden, und das Ende ist immer, dass Jeder so viel Körbe als möglich sich zueignet und damit herumwirft. Nachdem die Glaskugeln erschöpft sind, bewirft man sich mit dem gefärbten Mehle, anfangs mit so viel, als man zwischen den Fingern halten kann, dann nimmt man eine Handvoll und zuletzt steigert es sich, bis die Körbe über den Köpfen ausgeleert werden, und Mancher wird damit vollkommen zugedeckt. Das

Schmutzigste ist das Bespritzen mit dem gefärbten Wasser. In dem Hause der Grossen wird der Huli oft in dem Senana gehalten, und dann ist auch wohl den Frauen zu erscheinen erlaubt. Geistige Getränke werden gebracht, und die Scherze mit den Sklavinnen des Senana gehen dann wohl etwas weit nach europäischen Begriffen, ohne dass der Hindu etwas Uebles dabei denkt.

Der Garten General Allard's ist von ihm erbaut, und ein hübsches kleines Gebäude. Der Adler und die Fahne Napoleons ist überall an den Wänden zu erblicken, und hin und wieder Abbildungen der verschiedenen Truppen, welche unter ihm dienten. Im obern Geschosse sind ein paar einzelne, sonderbar mit Spiegeln verzierte Zimmer, wohl für sein Senana bestimmt. Vor dem Hauptgebäude ist das Grab seiner jungen Tochter, ein sonderbares, doch dauerhaftes Gebäude im mohammedanischen Geschmacke, jedoch mit dem Kreuze geziert. Der Styl gilt der Religion der Mutter, das Kreuz jener des Vaters.

Am Abende kamen alle Tänzerinnen, welche den Huli gespielt hatten. Sie werden immer in bedeckten Ochsenwägen (Ghari) von einem Orte zum Andern transportirt, gewöhnlich von einigen bewaffneten Polizeibeamten begleitet, die sie bezahlen. Da sie immer mit, zum Theil kostbaren, Geschmeide bedeckt sind, so fürchten sie sich, ausgeraubt zu werden. Für ein europäisches Auge gibt es nichts Eigenthümlicheres, als einen Zug dieser Art ein- oder aussteigen zu sehen.

Sonntag den 17. Januar. Eine der Merkwürdigkeiten Lahor's ist der Schalimar-Garten. Es bestehen drei Gärten dieses Namens. Einer zu Dehli, dem die beiden andern nachgebildet wurden, und der 10 Millionen Gulden gekostet haben soll, der zweite zu Lahor von Nur Begum erbaut, endlich jener in Kaschmir, der berühmteste unter Allen, von Jehanghir angelegt. Ich hatte einen freien Tag, und ersuchte General Ventura, mir seinen Wagen einspannen zu lassen, um ihn zu besehen. Sein Schwager Mr. Dubuignon und Vigne begleiteten mich. Der Garten ist 5 Meilen von der Stadt entfernt, und der Weg dahin führt durch eine Masse von Serai, Pallästen und Ruinen, die man gesehen haben muss, um ihre Menge und Ausdehnung zu begreifen. In Europa stehen wir voll Erstaunen und Neugierde vor jeder Ruine, unsere Einbildungskraft erbaut sie auf's Neue, und schafft das wunderbare Leben, das sich einst darin bewegt haben mag. Die Ursache, warum dies geschieht, ist, weil sie selten sind, und immer aus der Vorzeit mit einer geschichtlichen Ueberlieferung zu Uns kamen. In Indien geht man an Tausenden unbekümmert vorüber, weil tausend merkwürdigere die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Zwar ist kaum Eine bedeutende, ausser jenen der vor-mohammedanischen Zeit, ohne Geschichte, und die Hindu-Ruinen sind mit den abenteuerlichsten Legenden versehen, allein ihre Menge, und zum Theil ihre Neuheit sprechen die Phantasie auf eine andere Weise an, als

bei Uns. Leicht mag ein Bewohner Lahor's noch leben, welcher die meisten Gebäude, von denen jetzt nur unförmliche Mauern ohne Zusammenhang übrig sind, in ihrer vollen Pracht gekannt hat; hier ist es die untergegangene Grösse, die rasch voranschreitende, zerstörende Zeit, das Untergehen des Menschen und seiner Werke, welches den Geist beschäftigt; bei Uns ist eine Ruine ein Denkmahl aus der vergangenen rohen Kraft, an deren Stelle etwas Besseres, Edleres trat.

Aus diesem Chaos von Ruinen ragen einige höchst merkwürdige, völlig kahle Anhöhen über die endlose Ebene hervor. Allein die Natur hat mit ihrer Bildung nichts zu thun gehabt, was immer ihre Höhe und Ausdehnung seyn mag: es sind Berge, welche durch das Brennen von Ziegelsteinen entstanden sind, und wenn man die zahllosen, zerfallenen Gebäude, sämmtlich von diesem Materiale erbaut, erblickt, so begreift man ihre Grösse. Eine Anzahl von neuen Pallästen, in schlechtem Geschmacke erbaut, finden sich unweit derselben, der Grösste Kirpa Ram gehörig (nicht dem ehemaligen Gouverneur Kaschmir's), der sich in der Mitte der untergegangenen Welt ungefähr so ausnimmt, wie sich ein Kartenhaus in dem Kolisseum zu Rom ausnehmen würde. Vier Meilen von Lahor, immer auf dem Wege nach dem Schalimar, befindet sich Nur Jehan's Serai, ein grosser Bau, einer Festung ähnlich, doch nun Ruine. Der Weg führt hindurch.

Der Schalimar ist allerdings ein grosses Gebäude,

denn der ganze Garten, der $1\frac{1}{2}$ Meile lang und $\frac{1}{4}$ breit seyn mag, ist ein Bau und keine Anlage zu nennen. Das Eingangsgebäude ist das Schönste unter allen, und durch sein edles Materiale, nämlich Marmor ausgezeichnet; nun wohnt eine schmutzige Gärtnerfamilie darin. Von hier an fällt der Boden, und nach einer Viertelmeile Weges kommt man zu dem grossen Reservoir, das fast den Namen eines See's verdient; hier sind mehrere Gebäude aneinander gehäuft, zum Theil geschmackvoll, und das Ganze hätte allerdings einem Ziergarten aus dem Zeitalter Ludwig XIV. zum Muster dienen können. Der Schalimar-Garten ist vollkommen erhalten, und herrliche Früchte und besonders Santareh-Pomeranzen wachsen darin. Ranjiet Singh kommt manchmal, einen Tag oder zwei hier zuzubringen. Der Mali stellte einen schönen Korb mit Früchten zu meinen Füssen. Ich durchging den Garten nach jeder Richtung, und bestieg alle Gebäude, um einen tüchtigen Spaziergang zu unternehmen; denn ich fühle durch meine jetzige träge Lebensart nach der angestrengten Bewegung der Reise eine Unruhe in mir, die wirklich peinlich zu nennen ist.

In diesem Garten soll Nur Jehan die berühmten Lustjahrmärkte gehalten haben, bei denen es oft toll zuzugehen pflegte. Eine Strohhütte, von Ranjiet Singh erbaut, nimmt sich sonderbar in der Mitte des Gartens aus, welcher kaiserliche Pracht in jedem seiner Theile athmet.

Auf dem Rückwege wünschte ich General Ventura's Garten zu besehen. Der Weg dahin ist halsbrecherisch,

über die Ruinen der alten Stadt, die sich nach dieser Richtung von der ehemaligen Citadelle, der jetzigen Stadt, 4 bis 5 Meilen im Halbkreise um die Ravi herumzog. So gross nämlich auch immer Lahor jetzt scheint, so ist die Stadt sicher nicht der zehnte Theil von dem, was sie ehemals war. Mit Mühe erreichten wir den Garten General Ventura's. Ein Siek-General hatte gefunden, dass dies ein guter Lagerplatz sei, und schlug seine Wohnung daselbst auf. Seine Pferde verhinderten meinen Wagen auf eine grosse Strecke, sich dem Thore zu nahen. Der Garten hat eine hübsche Anlage. Der Empfangssaal in der ersten Abtheilung ist gross und schön, die Gebäude in der zweiten, das Senana, sind zierlich; allein nur der Wunsch, eine schöne Erzählung niederzuschreiben, konnte Jacquemont verleiten, von demselben als einem der Feenpalläste, der 1001 Nacht angehörig, zu sprechen.

Der Rückweg führte uns eine Meile weit längs der Stadtmauer hin. Unweit derselben, nicht weit von meiner Wohnung, sah ich einen schwarzen Fackhier, der mit seiner Zither tanzend, Loblieder auf Govind Singh sang. Er stand auf einer erhobenen Terrasse, vor einem zierlichen Grabmahl, das seine Wohnung war. Sein langer, schwarzer Talar war roth ausgeschlagen, eine schwarz und weisse Binde mit astrologischen Zeichen hing von der rechten Schulter nach der linken Seite herab, und die hohe Zaubermütze vollendete den phantastischen Anzug; ein grosser Kreis

von Menschen umgab ihn. Ich stieg aus dem Wagen, um die seltsame Erscheinung näher zu betrachten. Er



tanzte zu der Melodie seiner schönen Stimme, auf eine wirklich höchst wunderliche Weise.

Zurückgekommen fand ich den Fackhier Sahib auf

mich warten. Er kam im Auftrage Ranjiet Singh's, um mich um ein Zeugniss zu ersuchen. Ich verstand lange nicht, was er wollte. Am Ende begriff ich, dass er eine Schrift wünsche, in welcher ich der engen Freundschaft, die zwischen dem Maha Raja und der Kompagnie herrsche, ihr Recht widerfahren liesse, und mich der mir gewordenen Aufnahme belobte. Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten, und fragte den Fackhier: wozu es Ranjiet Singh nützen könnte, von einem unbedeutenden Fremden wie mir, der nichts mit der englischen Regierung gemein habe, eine solche Schrift zu haben; doch setzte ich hinzu, ohne seine Antwort zu erwarten: „Ich will etwas dieser Art verfassen, und wenn Sie Morgen kommen können, so wünsche ich Ihren Rath darüber einzuholen." Er versprach zu erscheinen. Abends war Notsch, eine Unterhaltung, die keinen Reiz für mich hatte, welche jedoch zu der glänzenden Bewirthung eines Fremden gehörte. Abends reiste Mr. Makeson nach Ferospur; ich gab ihm Briefe mit nach Europa. Ich sah ihn höchst ungern weggehen. Er ist wirklich ein liebenswürdiger, kluger, junger Mann, und ich sah vor, dass meine Unterredungen mit Ranjiet Singh nun schwerer werden würden.

Montag den 18. Januar. Ich stand frühe auf, um das Papier für Ranjiet Singh abzufassen, und setzte nach einigem Nachdenken folgende Zeilen auf, um sie General Ventura und dem Fackhier zu zeigen, und sie dann in's Persische übersetzen zu lassen.

En quittant ma patrie pour aller visiter les différents royaumes du monde, j'ai pris des informations, jusqu'où il serait possible pour moi de pénétrer. Le Royaume de Lahor et Cachemir, que si peu d'Européens étaient jamais parvenus à voir, avait le plus grand intéret pour moi. J'entendis parler en Europe du grand Maha Raja de Lahor, qui en paix et en amitié avec la Compagnie Anglaise, protégeait de son bras puissant les Voyageurs, et les reçevait avec distinction à sa cour. En conséquence de ces informations je me rendis en Hindostan, et voyant que cette amitié était encore plus forte entre les deux puissances, que je n'avais pu concevoir, je demandais et obtins la permission du Maha Raja de visiter le Cachemir. Le Maha Raja m'a comblé de bonté, pendant tout mon voyage: mais ce qui m'a fait le plus d'impression, ce fut de voir à quel point la confiance et la bonne intelligence subsiste pour le bonheur du monde, entre la Compagnie et le Maha Raja, qui comme l'arbre de la vie protège et donne sécurité à toute l'Inde.

Als der Fackhier kam, übersetzte ihm Ventura diese Zeilen. Er sagte: der Maha Raja wünsche wohl etwas mehr über die enge Freundschaft zwischen beiden Ländern zu hören; er wünsche es ferner von meiner eigenen Hand im Englischen geschrieben zu haben. Daneben sollte auf demselben Blatte die persische Uebersetzung sodann Platz finden. Ich schrieb Folgendes nieder:

Previously to leaving my own Country with the intention of visiting foreign Kingdoms, I made inquiries

how far an European might be able to penetrate, and hope to enjoy the protection of the Sovereigns ruling over them. The kingdom of the Panjab and Kashmir had particular attraction and interest for me, as being, especially the latter, countries little seen et less known to the inhabitants of the western world. In Europe, I had heard of the most powerful Maha Raja of Lahor who living in peace and friendship with the Company Sirdar, not only afforded protection to Travellers visiting the Panjab, but received them with distinction at his Court. Upon my arrival in Hindostan, the accounts which I had heard in the course of my travels of the Friendship subsisting between the two Governments were confirmed and proved to me that it was much stronger, than I had even imagined. Thus encouraged, I asked, and obtained the permission of the Maha Raja to go to Kashmir, and afterwards to present my respects to His Highness at Lahor. From the Maha Raja I experienced not only the protection and munificence becoming a great King, but his kindness, has left a lasting impression upon me. This, as the first Austrian who had ever visited these Countries was particularly gratifying to my feelings, and it was with equal surprise and pleasure, that I observed the close and unreserved friendship established between the Maha Raja and the British Government, which happily spreads its branches over the whole of Hindostan and the Panjab, and will every day acquire strength and solidity.

Dieser letzte Satz „and will" etc. ward auf das ausdrückliche Begehren des Fackhier's hinzugesetzt. Das Ganze sah sonderbar genug aus, und wenn dies Schreiben einst unter Ranjiet Singh's Nachlass gefunden werden sollte, so wird man dessen Bedeutung nicht begreifen. Wahrscheinlich mochte er durch die Zeugnisse, welche seine Untergebenen vom Gouverneur Kaschmir's bis zum letzten Thanadar forderten, und welche ihm eingesendet wurden, darauf gekommen seyn, auch etwas dergleichen von meiner Hand zu besitzen. Ich hatte diese immer zierlich auf Englisch geschrieben, und mein grosses europäisches Siegel darauf gedrückt; wie ein Kind wünschte er wohl ebenfalls so etwas zu haben. Langeweile mag übrigens Ranjiet Singh jetzt wohl plagen, der an grosse Bewegung zu Pferde gewohnt war, und sein Reich nach allen Richtungen durchzog; auch sein Senana, seine Weiber, gaben ihm früher Beschäftigung. Allein die Zerstreuung des Ersten und die Freuden des Letztern hat ihm nun seine geschwächte Gesundheit versagt. Sein Geist vermag nicht sich selbst einen Zeitvertreib zu schaffen, er bedarf etwas ausser sich, ihn zu beschäftigen, seine Seele will schaffen und ordnen; geistige Spekulationen haben keinen Reiz für ihn. Lesen, oder Vorlesen lassen, ist in Indien zur Zerstreuung unerhört.

Ich kündigte heute dem Fackhier Sahib an, dass ich wünsche, am 20. von Lahor abzureisen, und in drei Tagen von hier nach Lodiana zu kommen. Von

Kopurtella, der zweiten Tagesreise nach Lodiana, hätte ich durch Captain Wade meinen Dhak legen, das heisst: Träger an den bestimmten Stationen aufstellen lassen, um mit unterlegten Trägern mehrere Tagesreisen an einem Tage zurückzulegen. Bis Amritsir würde mich General Ventura in seinem Wagen bringen, allein von diesem Orte bis Kopurtella wünsche ich durch Elephanten des Maha Raja gebracht zu werden. Er sagte, dass 4 Tage zum Aufstellen derselben nöthig seien, er würde den Maha Raja davon benachrichtigen. In dem Panjab geht Alles durch Ranjiet Singh, und nichts kann ohne ihn geschehen, von ihm geht jeder Befehl aus. Ich hatte bis jetzt vergebens auf meinen Palankin gewartet, in welchem sich die Petarre (Truhe) mit meiner Uniform befand; Captain Wade hatte mir geschrieben, dass sie am 8ten Lodiana verlassen hätte; ich konnte nicht begreifen, wo sie so lange liegen geblieben war: an einen Diebstahl war nicht zu denken. Ich habe schon früher bemerkt, dass in dieser Hinsicht das Panjab sicherer sogar als Hindostan sei; der Maha Raja zieht jedes Dorf für die Diebstähle, die an Fremden in dessen Nähe verübt werden, zur Verantwortung, und fordert den Ersatz des Werthes des Entwendeten.

Ich habe des Schah zu erwähnen lange vergessen. General Ventura hatte ihm ein Seitenhaus angewiesen, in welchem er wohnte. Ich stellte ihn General Ventura vor, der mir in seiner Gegenwart versprach, sich seiner anzunehmen, wenn ich Lahor verlassen hätte.

Es ist hier vielleicht der Platz, von General Ventura's Stellung in dem Panjab zu sprechen, und von den Europäern überhaupt, welche in des Maha Raja Diensten sind. General Ventura hat dem Maha Raja gute Dienste im Felde und durch Bildung der Truppen geleistet; es wird ihm jedoch vorgeworfen, dass er nicht genug Geschmeidigkeit und Feinheit für den Hof besitze. Einfluss auf Ranjiet Singh haben nur seine Günstlinge, und dass General Ventura nicht zu diesen gehört, gereicht ihm zur Ehre: er ist als ein vollkommener Ehrenmann hier und in ganz Indien bekannt, und wo immer er sich auf einer unlängst unternommenen Reise in Hindostan zeigte, beeiferten sich englische Generale und Offiziere, ihm ihre Hochachtung zu beweisen. Er ist nun von dem Maha Raja zum Kazy und Gouverneur von Lahor ernannt, eine Stelle, die ihm den dritten Rang an seinem Hofe gibt. Als solcher hat er jeden Morgen kurz nach Sonnenaufgang bei dem Maha Raja zu erscheinen, und den Tag über werden die verschiedensten Beschwerden vor ihn gebracht. Mr. Avitabile ist kürzlich in des Königs Dienste getreten. Er ist ein Neapolitaner, der lange in Persien diente; Sehnsucht nach dem Vaterlande führte ihn nach Europa; bald aber kehrte er verstimmt durch vielfältigen Verdruss, der ihm den heimischen Boden verleidete, nach dem Oriente zurück, um nun in die Dienste eines unabhängigern Herrn zu treten. Der Maha Raja gab ihm im Anfange die Statthalterschaft der Provinz des Retsch-hna Doab's mit der Hauptstadt Visierabad;

hier zeichnete er sich durch kräftige Massregeln so sehr aus, dass, als der schwierige Posten Peschauer's eines entschlossenen, selbstständigen, und den Einwirkungen des unfähigen Scheher Singh unzugänglichen Mannes bedurfte, ihn der Maha Raja gegen seinen Wunsch dahin sandte. Von seinem Karakter mag folgender Zug einen Begriff geben. Der Maha Raja hasst die Todesstrafe und Verstümmlungen, allein er weiss nicht, wie die Strafen für verschiedene Verbrechen mit dieser Milde in Uebereinstimmung zu bringen seien. Unlängst wurden, als Mr. Avitabile sich eben in Visierabad befand, sechs Diebe aufgegriffen, welche der Siek-Religion angehörten, und gegen welche Ranjiet Singh aus dieser Ursache besonders milde gestimmt war, oder scheinen musste. Dies setzte den Maha Raja um so mehr in Verlegenheit, als die Missethäter schon zum zweiten Male ertappt worden waren. Er sandte sie daher zu Mr. Avitabile mit dem Befehle, Sorge zu tragen, dass sie nicht auf's Neue entwischten. Mr. Avitabile liess sie zur selben Stunde aufknüpfen. Der Maha Raja sandte entrüstet nach Mr. Avitabile. Alle Freunde desselben zitterten für ihn, und als er vor dem Maha Raja erschien, fragte ihn dieser erzürnt, wie er es wagen konnte, sechs Siek zu hängen, die er ihm in Gewahrsam gegeben? Mr. Avitabile antwortete: dies sei das sicherste Mittel, ihr abermaliges Entkommen zu verhindern, welches ihm der Maha Raja befohlen habe. Der König lachte über die Antwort, und von dem

Vorfalle war nicht mehr die Rede. Der Siek, welcher mir dies erzählte, fand den Scherz selbst höchst ergötzlich, und Mr. Avitabile steht unter diesen Leuten in grossem Ansehen.

Mr. Court ist ein ehemaliger Schüler des politechnischen Institutes in Paris, welches er 1815 verliess. Er soll ein unterrichteter, guter Offizier seyn. Er kommandirt nun zwei Bataillone Gurka im Dienste des Maha Raja, und in diesem Augenblicke auch die französische Legion unweit Atok zu Akora.

Abends war auf's Neue Notsch; ein Fest in dem Hause des Fackhier Sahib veranlasste diesen, ein Mittagsessen an General Ventura zu senden. Es bestand aus einem Kessel mit 100 Pfund gesottenem Reis, Butter, Zuckerwerk etc. im Verhältnisse. Dies und die täglich vom Könige gesandten Früchte und Backereien: 12 Schachteln Weintrauben, Körbe mit Pomeranzen, Birnen, Aepfel etc., bildeten das Nachtmahl der Schönen, das sie auf der Erde hockend auf einem Teppiche, über welchen ein Tischtuch ausgebreitet war, verzehrten.

Dinstag den 19. Januar. Ich blieb heute den ganzen Tag zu Hause, um zu schreiben, jedoch nicht ohne vielfache Unterbrechung. Der Sohn des Jemidar kam mit seinem Hofmeister, einem gescheiten, ich möchte sagen, geistreichen Manne aus Kaschmir. Ich habe erwähnt, dass der Jemidar ein Brahmine war; der Hofmeister des Sohnes ist ein Mohammedaner, und der junge Mann kann nicht nur persisch lesen und

schreiben, sondern auch die Panjabi- und Hindi-Buchstaben sind ihm nicht fremd. Er wünscht englisch zu lernen, und hat sich dazu an einen Amerikaner, wie er sich nennt, gewendet, der jedoch ein Irländer ist, und nicht in einer Stellung geboren zu sein scheint, die der Engländer „Gentleman" nennt. Er steht als Offizier in der Artillerie des Maha Raja. Dann kam der Sohn Mehan Singh's mit einem Briefe seines Vaters. In diesem klagte der Gouverneur, dass Ranjiet Singh für das folgende Jahr 22½ Lackh Rupien von dem Thale fordere, welches, so wisse ich am Besten, das Land nicht leisten könne; er bäte mich, bei Ranjiet Singh für die Erlassung eines Theiles des Tributs einzuschreiten. Ich liess auf der Stelle durch meinen Munschi antworten: dass der Oberst Mehan Singh unterdessen erfahren haben werde, dass und wie ich mit dem Maha Raja von ihm gesprochen habe; dass, sollte er mich auf's Neue fragen, ich abermals in demselben Sinne sprechen würde. Dass das Land 22½ Lackh dies Jahr nicht zu tragen vermöge, wäre meine volle Ueberzeugung, und Mehan Singh könne diesen Brief beim Maha Raja gebrauchen, wie er es für gut finden würde.

Am Abende unternahm ich einen Spaziergang mit Mr. Fox. Wir wanderten nach einem herrlichen Grabmahl, dessen eine Seite der Arm der Ravi, die an dem Exerzirplatze vorbei fliesst, untergraben hatte. Diese war von dem Gebäude abgerissen, das Eine der drei hohen Gewölbe, gegen Westen offen, war in der Mitte gerissen

und der Sprung öffnete sich gleich dem Rachen eines Ungeheuers weit klaffend gegen den Himmel. Die



Farben der Malerei waren in vollkommener Frische erhalten. Niemand hätte gedacht, dass Wind und Wetter während Jahrhunderten an ihnen dahin stürmten. Manches andere Grabmahl besuchten wir: dann die Wohnung eines Fackhiers, der über einem Brunnen zu sitzen pflegte, und hier in dieser künstlichen Wüste dem Wanderer einen Trunk reichte. Die Sonne begann zu sinken; der Frühling war hier eben im Erwachen, und erhob die Brust mit denselben Gefühlen, welche dem

Europäer in seiner Heimath mit dem ersten Grün der Natur ein neues Leben einhauchen. Allein um wie viel herrlicher ist dies Erstehen hier, wo alle Kräfte der Vegetation, wie durch den Geisterhauch des Lebens, von dem leisen Schlummer nur geweckt werden, in den sie für kurze Zeit versunken waren. Die Knospe knickt hier der Winter nicht, sie senkt nur ihr Haupt für Tage, bis die nächste laue Luft sie zur Blüthe entfaltet. Bei Uns ist der Winter der Tod des Jahres, und mit dem Frühjahre beginnt langsam ein Neues: hier lebt die Natur unsterblich fort, und schlummert fortathmend so leise, dass sie der erste warme Kuss der Sonne in's volle Leben ruft.

Zurückgekommen bestieg ich die Platform vor dem Hause: der Dunst des Abends umschleierte eben die untergehende Sonne, und verhüllte die grosse Stadt mit ihren glänzenden Pallästen. Nur nach einer Richtung blieb der Horizont hell, da, wo unübersehbar Gräber und Denkmahle, Minarete und Dome sich erheben, die in einer künstlichen Wüste von zerfallenen Gebäuden stehen, wie die Monumente Egyptens in einer Natürlichen; hier, wie dort jene Stadt, in der die Entschlummerten ihre ruhige Wohnung beziehen. Noch glänzt in röthlicher Farbe die Sonne am Himmel, allein das Auge kann ungeblendet das riesengross erscheinende Gestirn betrachten, das sich wie auf hohem Meere der geraden Linie des Horizontes nähert, dort von der endlosen Ebene des Wassers gebildet, hier von der

unübersehbaren indischen Wüste. Einzelne Elephanten, und Kameele in langen Zügen, bringen für sich und ihre arbeitenden Gefährten grosse Aeste von Feigenbäumen nach der Stadt, sich langsam und regelmässig, wie im Takte bewegend. Maulthiere und Pferde, mit Gras beladen, folgen ihnen oder eilen schnelleren Schrittes an ihnen vorbei. Dort steigt der Staub auf hinter dem prachtliebenden Siek, der in glänzender Tracht, hoch zu Ross, mit zahlreicher Begleitung, der ehemaligen, kaiserlichen Residenz zusprengt; dort treiben Indier ihre kleinen Heerden nach der Stadt, bald ein neugebornes Zicklein in den Armen tragend, bald einem alten Thier über die Unebenheiten des Bodens hinweghelfend: sie suchen Schutz für die Nacht vor den Anfällen der Wölfe und Hyänen, und den noch Schlimmern der Menschen. In Indien hat der Arme keinen Freund und Beschützer, nur Geduld und Hoffnung besitzt er für ein besseres Leben. Grosse Züge von Dohlen und Raben ziehen über meinem Haupte nach den Thürmen der Stadt hin: Alles sucht die Ruhe auf für die Nacht. Nur die Papageien auf den Bäumen des Gartens üben ihre geschwätzigen Zungen, nur das von Ochsen getriebene Wasserrad des fleissigen Reisbauers dreht sich krächzend im Kreise, unermüdet Tag und Nacht, und von fern tönen zur Zither die Lieder des tanzenden Fackhier's zum Lobe des grossen Govindjie.

Dies war die Szene, die ich erst verliess, als die Nacht die Gegenstände unkenntlich werden liess, und

mich die Kälte erinnerte, wo ich mich befand. Ich weiss nicht, warum gerade heute meine Stimmung um Vieles düsterer ist, als seit langer Zeit. Sollte es die Ruhe seyn, die mich umgibt, nach der angestrengten Arbeit meiner rastlosen Reise? Dies wäre von übler Vorbedeutung für jene Ruhe, die ich zu Gott hoffe, vor einer längern, der Ewigen, in meiner Heimath zu finden. Besser wäre vielleicht aufzubrechen, und in Mühe und Entbehrung die Vergangenheit mit meiner Stimmung zu vergessen. Allein es liegt ein Genuss im Aussprechen der Empfindungen, dem ich heute nicht entsagen will. Das Alter ist immer selbstsüchtig: ich fühle mich alt, und wenn diese Zeilen und nicht ich die Heimath erblicken sollten, so mögen sie nur beweisen, dass ich alt geworden sei. Es thut mir heute Noth mich zu erinnern, dass es eine Zeit gab, wo das Leben Werth für mich hatte, Meines für Andere; wo ich die Sicherheit und Ruhe in meiner Heimath aufsuchte, und hoffte den nächsten Morgen zu erwachen. Der Fremde, der weit Entfernte in Raum, Zeit und Gefühl, der sich Selbst Verbannte, hat sich und jeden Anspruch auf Glück längst aufgegeben, und er findet nun gegen seine Erwartung, dass fünf Jahre Einsamkeit, Mühe und Anstrengung wirklich vergangen seien, und dass er selbst noch derselbe in seinem Innern lebe, wie verändert auch immer das Aeussere sei; der einst Wien, seiner Heimath, Lebewohl sagte: auf ewig. Heute steigt die Vergangenheit wie ein Nachtgespenst aus der Dunkelheit

empor, statt der Brust zu erlauben, freier zu athmen, dass sie war, sie zusammendrückend mit dem Bewusstsein: wie sie war, Frohsinn und Hoffnung auf immer zertrümmernd. Auf eine frühere Zeit muss sich mein Blick wenden, um der peinlichen Erinnerung zu entgehen, der langen, langen Zeit, die ein trauriges Ganze bildet: möge sie vergangen, vollkommen vergangen seyn; um diesen Preis übergebe ich mit Freuden meine Erfahrungen, meine Reisen, Alles was ich schrieb und sammelte, der Vergessenheit. Theilweises Vergessen ist gerade das Schmerzhafte; dies hebt aus der Vergangenheit das Peinliche heraus, wie die von der Sonne gebleichten Gebeine der Verhungerten in Kaschmir aus den grünen Saaten hervorschimmern: wären auch diese überdeckt, so wäre das Leben der Natur an die Stelle des Menschen getreten; in dem gänzlichen Vergessen liegt ein Trost, wie in allem Vollendeten, wie in dem Nichtsein, wie in dem Tode selbst, der Alles löst, auch das Räthsel unserer eigenen Existenz.

Mittwoch den 20. Januar. Der Maha Raja sandte heute Morgen den Fackhier Sahib, um mir zu sagen, dass er bedauere, in den verflossenen Tagen so wenig meine Gesellschaft genossen zu haben, was ihn um so mehr betrübe, als er höre, dass mein Aufenthalt sich zu Ende neige; er habe mich in der letzten Zeit nicht ersuchen lassen, zu ihm zu kommen, da er gehofft hätte, ich würde ihn besuchen, wenn es mir angenehm wäre, und da er gewusst habe, ich wünsche die

Merkwürdigkeiten Lahor's zu besehen. Nun wäre dies geschehen; er hoffe, dass ich es ihm nicht versagen würde, die nächsten 14 Tage ihm allein zu widmen. Ich dankte dem Könige für seine Einladung, wiederholte jedoch das Begehren, ihm meinen Abschiedsbesuch heute abstatten zu können. Zu gleicher Zeit stellte ich dem Fackhier Sahib, Mohammed Schah vor, und empfahl ihm bestens seine Angelegenheit. Allein ich hatte schon lange genug in Lahor gelebt, um zu wissen, dass Jeder hier nur für sich denkt und handelt, und nahm mir vor, bei der nächsten Gelegenheit dem Maha Raja selbst, für den Schah zu sprechen. Für einen Bittsteller hängt in Lahor Alles davon ab, den König zu sehen, und ich ersuchte daher den Fackhier Sahib, den König um eine Audienz für den Schah zu bitten. Der Fackhier Sahib ist ein höchst achtungswürdiger, selbstständiger Karakter, der in dieser Rücksicht in Lahor allein dasteht. Er kam nach ein paar Stunden zurück, um mir zu sagen, dass mich der Maha Raja am folgenden Tage zu sehen wünsche, dass er von dem Schah gesprochen, allein keine Antwort erhalten habe.

Ich hatte am vorhergehenden Tage, um meine Uhr zu richten, eine Observation mit dem Sextanten in Gegenwart des Sohnes des Jemidar vorgenommen. Er fragte mich, was dies zu bedeuten habe. Ich erklärte es ihm mit den Worten: dass ich zu wissen wünsche, wie weit Lahor von Kalkutta entfernt sei. Er kam am heutigen Tage, und brachte den Astronomen und Astrologen

von Lahor mit sich. Dieser führte ein grosses Astrolabium und ein Sanskrit-Buch bei sich, und schien sehr ernst und tiefsinnig; ich hatte lange gewünscht, ein Individuum dieser Art vor mir zu haben. Ich fragte ihn, ob er das Instrument zu gebrauchen wisse; er verstand mich nicht, und ich erfuhr, dass er es nur als ein Zeichen seines Standes, wie ein Aushängschild, mit sich herumtrage. Ich fragte ihn, welches Buch es sei; er antwortete: die „Schaster". Ich schlug eine Seite auf, und ersuchte ihn zu lesen, allein auch dies verstand er nicht; nur jene Stellen, deren er bedarf, wusste er auswendig, eben so fand er die Seite, die sie enthielt. Von allen alten Städten wissen diese Leute den Breitengrad durch die Schaster, d. h. sie wissen z. B. dass Lahor 32° von Lanka entfernt ist; allein wo dieser Punkt beginne, und wie gross jeder Grad sei, davon haben sie keinen Begriff; eben so wenig, in wie viele Grade ein Zirkel abgetheilt wird. Nun ist es zwar sicher gleichgiltig, von welchem Punkte, selbst Einem mitten im Meere, wie es die Hindu thun, der Anfang der Breitengrade beginne, allein die Grösse der Grade muss bekannt seyn, sonst ist die ganze Rechnung zu nichts gut. Ich konnte Anfangs durchaus nicht begreifen, was den Mann bewog, seine Unwissenheit vor mir zur Schau zu tragen. Ich fand jedoch bald, dass er den Breitengrad Amritsir's erfahren wollte, welcher, da die Stadt erst in neuerer Zeit Bedeutung erhielt, nicht in den Schaster enthalten ist; diesen benöthigen die Astrologen für ihre Arbeiten.

Der amerikanische Irländer kam später zu Besuch, und brachte mir einen Plan Kandahar's zu meiner Benützung. Ich dankte für seinen Antrag, bemerkte jedoch, dass ich nur jene Plane benütze, die ich selbst aufgenommen habe. Eine Anzahl der verschiedensten Gesuche kamen heute an mich, um mich für die Bittsteller beim Maha Raja zu verwenden. Allein ich hatte mir vorgenommen, nur für Jene etwas zu verlangen, welche ich persönlich kannte, und schlug jede Einmischung ab. Mr. Forni dauerte mich, allein es war ihm nicht zu helfen. Der Maha Raja hatte ihm 700 Rupien monatlich angetragen, allein er forderte 3000, um eine Pulvermühle einzurichten; er war nun viele Monate hier und hatte allerlei kleine Dienste geleistet, ohne je irgend eine Bezahlung zu erhalten. Er wäre nun froh, mit einer Summe von ein paar tausend Rupien abgefertigt zu werden; allein er kann es nicht dahin bringen. Er wünschte mit mir abzureisen und dass ich dem Maha Raja darüber spräche, allein ich zeigte ihm die Unmöglichkeit des Erstern, und lehnte das Letztere ab. Er kam den Indus stromaufwärts mit einem deutschen Abenteurer nach Lahor, der bei Ranjiet Singh Dienste suchte, allein nicht erhielt, und sich nun in Kabul aufhält, von wo er an General Ventura den lächerlichsten Brief schrieb, den ich je sah. Er gibt sich darin für einen russischen Spion aus, und trägt General Ventura diese Dienste mit einem Gehalte an, dem gleich, den er jetzt bezöge.

Wir hatten gestern keine Notsch. Ich war miss-

muthig gestimmt, und da ich gewöhnlich die Abendunterredung belebte, so gingen die Stunden schwerfällig an Uns vorüber. General Ventura glaubte, dass die Ursache in dem Mangel der Notsch liege, und obgleich ich ihn des Gegentheils versicherte, so kam dennoch heute die gewöhnliche lärmende Unterhaltung. Dies war mir leid, da es meinen guten Wirth in unnöthige, grosse Auslagen versetzte, und der Lärmen mir noch überdies unangenehm ist.

Donnerstag den 21. Januar. Um 12 Uhr war der Fackhier Sahib bei mir, mit Reitpferden und dem Wagen des Maha Raja, welchen vier Pferde zogen; es war dies jedoch keineswegs eine prächtige Equipage, obgleich, wie ich hörte, es jene war, welche der Maha Raja von dem Könige von England nebst fünf Pferden zum Geschenke erhalten, und welche Lieutenant Burnes überbracht hatte. Dies hing folgendermassen zusammen. Es war wichtig für England, den Indus zu untersuchen, und die Möglichkeit der Schiffbarkeit desselben zu erforschen, welcher zu Alexander's Zeiten befahren worden seyn soll; denn zu keiner andern Zeit finden wir Spuren davon, und wie kärglich es mit den Nachrichten aus jenem Zeitalter aussieht, ist bekannt. Was die menschenfreundliche Absicht bedeute, dadurch den Produkten der obern Provinzen Indiens Luft zu geben, und den armen Leuten wohlfeilere und bessere englische Produkte für ihre groben, selbst verfertigten Zeuge zu liefern, versteht Jeder, der die

Geschichte England's seit den letzten vierzig Jahren kennt. Der Mündungen des Indus sind viele, und ihr Kanal ist nicht nur sehr seicht (nach den letzten Aufnahmen an den seichtesten Stellen des tiefsten Armes enthält er nur 3 Fuss Wasser vor dem Regen), sondern der Sand bewegt sich fortwährend, verändert das Fahrwasser, und verschlemmt in kurzer Zeit Einen Arm, und bildet dafür einen Andern. Der untere Theil des Indus wird von drei kleinen Staaten eingenommen, deren Fürsten die Mier von Sindh genannt werden, nämlich: Heydurabad der grösste Kheynpur, und Mierpur. Sie sind natürlich Mohammedaner, welche die Kompagnie nach der Untersuchung des Indus leicht zu einem Handelsvertrag zu vermögen gedachte, sollte es ihr dienlich scheinen. Ranjiet Singh hatte nun ein Geschenk an den König von England gesandt, und der beste Vorwand zu einer Reise auf dem Indus schien durch ein zu sendendes Gegengeschenk gefunden, dessen Grösse es nothwendig erheische, den Fluss hinauf zu schiffen. Vier grosse Karrengäule, Stuten, und einer jener kolossalen Hengste, die mit ihrem gigantischen Wagen den Gigs und Cabriolets, in der City London's, Tod und Verderben bringen, wurden daher eingeschifft und nach Bombay gesendet. Dieses Geschenk wurde als ein Meisterstück der Politik angesehen. Was konnte Ranjiet Singh mehr schmeicheln, als ein Geschenk zu empfangen, das bei seiner Vorliebe für Pferde so ganz nach seinem Geschmacke seyn musste; was war natürlicher,

als dass dies kostbare Geschenk nicht einem langen Landtransport ausgesetzt werden konnte, und um die Unmöglichkeit zu der Gefahr hinzuzufügen, krönte der Gouverneur der Präsidentschaft Bombay, Sir John Malcolm, den Transport mit einem alten Rumpelkasten, der von Innen mit schlechtem Sammet ausgeschlagen und von Aussen nicht bemalt, sondern angestrichen wurde. Lieutenant Burnes erhielt nun den Auftrag (1830), mit diesem prächtigen Geschenke nach Lahor den Indus hinaufzuschiffen und nebstbei diesen Fluss zu untersuchen. Allein die Mier von Sindh waren mit dem Vorwande eben so wenig zu täuschen, als Ranjiet Singh; es zeigte eine Unbekanntschaft mit den Verhältnissen und mit Indien, nicht nur in England, sondern auch in dem westlichen Indien, Bombay, die unglaublich wäre, stünde sie einzeln da; leider für die indische Bevölkerung werden jedoch fortwährend deutliche Beweise gegeben, wie wenig das englische Ministerium von Indien, wie wenig Eine Präsidentschaft von der Andern wisse. Es schien ferner am Gerathensten, nicht um Erlaubniss bei den Mier anzufragen, sondern gerade dahin zu schiffen. Allein als der Transport ohne vorausgegangene Nachricht ankam, verweigerten anfangs die Mier unter allerlei Vorwand, ihn durch ihre Staaten ziehen zu lassen, endlich wurden sie überredet, es zu erlauben. Einer Macht wie der Englischen in Indien steht es zu, kräftig aufzutreten; statt mit diesen überfeinen diplomatischen Taschenspielerstückchen zu

beginnen, welche Jeder durchsah, wäre es besser gewesen, die Unterhandlung offen zu führen, und sie Ranjiet Singh mitzutheilen. Durch die gewählte, allzu schlaue Weise hätte wohl der Fall eintreten können, dass Ranjiet Singh entweder von diesen kleinen Staaten Besitz genommen, oder den Plan, so viel in seinen Kräften stand, hintertrieben hätte. Das Ende der Unterhandlung mit den Mier lief dennoch auf das: „Ich will" der Kompagnie hinaus, und es wäre daher besser gewesen, damit anzufragen. Allein was sollte Ranjiet Singh von der Art, das Geschenk zu bringen, denken? Das Ministerium in England muss nicht gewusst haben, dass 1000 und abermal 1000 Pferde jährlich von und durch das Panjab nach Indien wandern, und täglich Pferde von Kalkutta selbst nach Lodiana und Lahor geführt werden, und dass im nördlichen Punkte Hindostan's keine Station ist, in der nicht mehrere Wägen aller Art vorhanden sind, die in der schönen Jahreszeit auf eine den Wägen eigene Weise von Kalkutta nach der Sutlej wandern, nämlich von Pferden gezogen, auf ihren vier Rädern; dies hätte die Kompagnie allerdings wissen sollen, da schon im Jahre 1810 Lord Minto einen Galla-Wagen an Ranjiet Singh gesendet hatte, der von Kalkutta nach Lahor geführt wurde. Die Begum Sumro, jene ausserordentliche Frau, die sich von einer Tänzerin zur Beherrscherin eines unabhängigen Fürstenthumes emporgeschwungen hat, das 700,000 fl. Conv. Münze jährlich trägt, sendete von Serdhana, ihrer

Hauptstadt, an General Ventura einen Glas-Galla-Wagen, mit 4 Pferden bespannt, der an Schönheit den Rumpelkasten der Kompagnie eben so weit hinter sich lässt, als die mediciäische Venus die Begum Sumro. Allein zur Wahl des Geschenkes: vier Bierbrauer-Stuten mit einem Fuhrmannsgaule, dem Fürsten, dem es nur um angenehme elegante Reitpferde zu thun ist, zu senden, heisst ungefähr dasselbe, als einem Manne, der schöne Glashäuser hat und daher die Pflanzen liebt, einen Karren voll Erdäpfel zu schicken. Das Geschenk kam an, wäre es jedoch ein noch Ausserordentlicheres gewesen, wo möglich, so hätte es dennoch Ranjiet Singh als von dem Könige von England kommend, geschmeichelt. Die Stuten wurden nach Kurzem auf die Weide geschickt, ohne davon irgend eine Notiz zu nehmen; Stuten werden im Panjab selten gebraucht, da nur mit Ochsen oder Büffeln gepflügt wird, und Pferde in Lastwagen nie eingespannt werden, so entgingen sie diesem Loose. Der kolossale Hengst wurde in die Hände des Schulmeisters gegeben, der ihn nach Art der Pferde des Panjab tanzen lehren sollte. Allein er benahm sich so ungeschickt, dass der Hofmeister bald alle Hoffnung aufgab, etwas aus dem plumpen Gesellen zu bilden; nun ward er nach Art der Elephanten aufgeputzt, und stand vor Ranjiet Singh's Pallast, bis er vor einem Jahre das Zeitliche segnete und diese Erde verliess.

In diesen Rumpelkasten stieg ich nun mit Vigne und dem Fackhier Sahib, während Mohun, den der Maha

Raja bei jeder Gelegenheit auszeichnete, nebst einigen Offizieren rückwärts aufstand. Die Riemen des Kastens hatten nachgelassen, und er stiess daher erbärmlich auf den Schwanenhals. Es galt heute einen weiten Weg. Der Exerzirplatz dehnt sich volle fünf Meilen am Ufer der Ravi aus, und am Ende desselben war der Maha Raja. Ein guter, aufgespritzter Weg, mit einzelnen Baumgruppen besetzt, und mit Ranjiet Singh's schönen und reichen Zelten geziert, schlängelt sich wie in einem Parke hindurch. Da wo der Fluss oder besser der Arm der Ravi eine Biegung bildet, war ein grosser Kaschmir-Teppich im Freien auf den Boden gelegt, und vier Armstühle auf denselben gestellt. Ranjiet Singh selbst war beschäftigt den Truppen zuzusehen, welche eine Schanze aufwarfen. Er empfing mich wie gewöhnlich meinen Arm nehmend und fragte mich: ob die Leute gut arbeiteten? ich bejahte es. Mein Ausdruck mochte jedoch nicht so zufrieden scheinen, als meine Worte: Mangel an Ordnung und Regelmässigkeit liess sie eher aussehen, als sei eine aufrührerische Volksmenge im Begriffe etwas zu zerstören, als etwas aufzubauen. Ranjiet Singh sagte mir: „Ich lege nun eine Strasse für Wägen an, von hier nach Amritsir, so wie jene, welche durch den Exerzirplatz führt." Ich sagte ihm, dass er nichts Besseres thun könne, als gute Strassen zu bauen, dadurch würden die Bewegungen seiner Truppen erleichtert, und durch die Leichtigkeit und Schnelligkeit sie von einer Stelle zur Andern zu

bringen, ihre Anzahl anscheinlich verdoppelt. Mohun, der mir zum Dolmetsch diente, fasste meine Idee augenblicklich, allein es wurde ihm schwer, sie wieder zu geben, und erst nach mehreren Fragen Ranjiet Singh's wurde sie ihm verständlich. Er sagte: „Ja, allein ich erleichtere auch dem Feinde das Vordringen." Ich antwortete: Mangel an Wegen hat keinen Theil Indien's verhindert, unterjocht zu werden, wohl mag er es erleichtert haben, durch die Unmöglichkeit, einem bedrängten Punkte zu Hilfe zu kommen. Regelmässige Armeen müssen regelmässige Strassen haben, um vollkommen wirksam zu seyn. Er sagte: „Ich wünschte, Sie könnten bei mir bleiben; können Sie nicht wenigstens die Reise drei Monate verschieben?" Ich sagte ihm, dass ich tief gerührt von seinem Antrage sei, allein ich habe schon alle Anstalten zur Rückreise getroffen, und schon seit einem Jahre keine Briefe mehr von meinem Vaterlande erhalten. Uebrigens wisse er selbst, dass ich für eine neue Organisation in drei Monaten wohl nur wenig leisten könne. Wir waren aufgestanden und gingen einem kleinen Pallaste zu, vor dem Truppen aufgestellt waren. Er hatte noch immer meinen Arm gefasst, und von dem Gehen ermüdet, blieb er stehen und fragte Vigne: „Verstehen Sie es, einem tief gesunkenen Lande aufzuhelfen." Vigne verstand Mohun nicht leicht, und ich wiederholte ihm die Frage, englisch hinzufügend: Nehmen Sie sich in Acht, er will Sie zum Vice-König des Landes ernennen, das wir verliessen.

Vigne glaubte dass ich scherze, und er antwortete mit verstecktem Lachen etwas, was weder ja noch nein hiess, von Mohun jedoch mit „ja" übersetzt wurde. Der Maha Raja fragte nun: „Verstehen Sie ein Land zu regieren?" Dies dünkte Vigne so spasshaft, dass er Ranjiet Singh laut in's Gesicht lachte. Ranjiet Singh fragte ihn weiter: „Was würden Sie in Kaschmir thun, um dem Lande aufzuhelfen?" Vigne hatte keine kurze Antwort fertig und sagte: „Mohun sage ihm dies," und dann etwas Anderes, so dass dieser ihn nicht verstand, und ehe etwas zu Stande kam, waren die Gedanken Ranjiet Singh's auf etwas Anderes gerichtet. Er sagte mir: „Ich fange an alt zu werden, ich fühle mich erschöpft und will in meinem Palankin die Strecke zu der Batterie zurücklegen; fahren Sie in dem Wagen dahin. Was mag der Wagen werth seyn?" Ich sagte: Ich kenne seine Geschichte und möchte die Summe besitzen, welche er gekostet habe, ehe er in die Hände des Maha Raja gekommen sei. Er stieg nun mit dem jungen Raja Hiera Singh in den Palankin, und ich stieg, um ihn nicht warten zu lassen, in den Wagen, befahl jedoch hinter seinem Palankin zu bleiben; allein dies gab er nicht zu, sondern befahl dem Kutscher vorzufahren. Vor dem Gebäude war ein offenes Zelt für den König aufgeschlagen. An dem Ufer des Armes der Ravi waren zwei Neunpfünder aufgestellt, und am andern Ufer, an einem Acacienbaume, ein weisser Fleck gemalt. Hinter den Kanonen war eine Kompagnie disciplinirter

Infanterie aufgestellt, und ein Pultun, eine Schwadron, abgesessener Gortscheli. Ich trat zu den Kanonen, da der Palankin ein paar hundert Schritte zurückgeblieben war. Beide Kanonen waren in vortrefflicher Ordnung, in Lahor gegossen; die Lafetten nach englischer Art eben daselbst verfertigt. Ich untersuchte jeden Theil genau, und als ich mich beugte, um zu sehen, ob die Richtung gut sei, trat Ranjiet Singh zu mir, und fragte mich, ob die Kanonen gut seien. Ich sagte: Sehr gut. Er fragte mich: „Sind sie gut gerichtet?" Ich sagte: nein, keine wird den Baum treffen, es sei denn, dass das Absehen unrichtig ist, und dass die Kanoniere es wissen. Er befahl die Stücke abzufeuern, allein keines traf. Zwei andere Schüsse hatten nicht mehr Effekt. Er sagte mir: er wünsche zu wissen, wo der Fehler liege, und fragte mich: ob ich sie richten wolle. Ich sagte: der Fehler liegt in jedem Falle an dem Manne, der das Stück richtet, er sollte es kennen. „Wenn Sie mir erlauben, drei Schüsse zu thun, so bin ich sicher, mit dem dritten Schuss zu treffen." Ich richtete mir das Stück, stellte mich dann seitwärts, und liess es abfeuern. Meine trefflichen Augen leisteten mir gute Dienste: die Entfernung des Baumes mochte 400 Klafter seyn, und die Kugel verfolgend sah ich, dass sie über den Baum flog, allein in gerader Richtung; die andere Kanone wurde abgefeuert, von einem Offiziere gerichtet, allein die Kugel fiel in den Boden vor dem Baume. Mein zweiter Schuss fiel in die Aeste, und ein wenig

zu weit rechts; während jener der andern Kanone über die Aeste hinweg flog. Ich richtete nun die Kanone zum dritten Male, und trat zum Maha Raja zurück. Das Stück wurde abgefeuert, die Kugel ging durch den Stamm, den Baum knickend. Ranjiet Singh sagte: „Ich war zum voraus überzeugt, dass es so kommen würde;" während alle Gortscheli, die sich genaht hatten, laut das: Wah! Nur unallah nur! riefen. Um den Ausdruck des Maha Raja zu verstehen, muss ich erwähnen, dass er ohne Glauben, es für nothwendig hält, der Siek-Religion ergeben zu scheinen, dabei höchst abergläubisch ist. Ein Franzose, der unlängst in Lahor war, und sich für einen Artillerie-Offizier ausgab, wünschte in seine Dienste zu treten. Der Maha Raja bestimmte zur Probe das Treffen desselben Baumes mit demselben Stücke in drei Schüssen. Ventura sagte ihm, dass dies eine Probe mehr für den Zufall, als für die Geschicklichkeit des Offiziers sei; dass der Maha Raja auf der einen Seite vielleicht dadurch einen Offizier verlöre, welcher für seine Armee nützlich seyn könnte, oder auf der Andern einem Menschen eine Anstellung gäbe, welcher nichts für sich haben könne, als das Glück, den Baum getroffen zu haben. Der Maha Raja blieb jedoch bei seinem Vorsatze. Die Probe fand statt: der Offizier fehlte den Baum, und musste abziehen. Nun ist es mir wahrscheinlich, dass der Maha Raja zu sich selbst sagte, dass das Wahrzeichen des Schicksals, ob ich ihm nützlich seyn könne, das Treffen jenes Baumes

auf den dritten Schuss seyn soll, und sein Ausruf: „Ich war dessen gewiss," bezog sich darauf.

Als wir Uns gesetzt hatten, feuerten noch beide Stücke einige Male, allein ohne Erfolg. Dies bringt mich auf die Einrichtung der Artillerie Ranjiet Singh's. Sie ist in Daroga (Batterien) abgetheilt, jede mit einem Offiziere an der Spitze, allein ohne regelmässige Kanoniere und Bespannung. Soll die Daroga in's Feld rücken, so sorgt der Offizier für Bespannung und Leute. Dass bei dieser Einrichtung die Artillerie nicht besonders gut seyn könne, ist einleuchtend, überhaupt ist die ganze Aufgabe derselben, laden und abfeuern zu können. Bei der Einrichtung der französischen Legion machten die europäischen Offiziere den Maha Raja aufmerksam, dass die Artillerie, wie jede andere Truppengattung, der Uebung bedürfe, und seitdem haben die Batterien, die der französischen Legion zugetheilt sind, und ferner zwei Batterien zu sechs Kanonen, die jetzt in Lahor anwesend sind, regelmässige Bespannungen.

Die Stücke feuerten nun sphärische Kugeln, die jedoch zu frühe platzten. Diese hatten den Maha Raja bei einem Manövre, welches bei seiner Zusammenkunft mit Lord William Bentink in Ropur statt fand, in das grösste Erstaunen gesetzt; er ritt daselbst nach jedem Schusse an die Leinwand, und zählte selbst die Löcher, welche die Kugeln sowohl als die Stücke der zerplatzten Haubize geschlagen hatten. Er sah ein, welche furchtbare Wirkung sie auf undisciplinirte

Truppen hervorbringen müsse. Er trug seinen europäischen Offizieren auf, dergleichen zu verfertigen, und die erste Kugel, welche platzte, verschaffte Herrn Court ein Geschenk von 30,000 Rupien. Ranjiet Singh fragte mich, ob ich etwas davon verstünde. Ich bejahte es. Er fragte weiter, wohl um zu erfahren, ob dem auch wirklich so sei, warum die Kugeln so ungleich platzten. Ich sagte, dass bei einer, eben nicht leicht zu verfertigenden Sache, zu welcher grosse Genauigkeit gehöre, der Fehler entweder in der verschiedenen Länge der Zündröhren, oder in der schlechten Mischung, oder endlich in der Qualität des Pulvers liege. Ich glaubte der Moment sei gekommen, ein Wort für Forni zu sprechen. Ich sagte ihm, dass es nothwendig sei, eine regelmässige, gut organisirte Pulverfabrik zu haben, in welcher man sicher sei, das Pulver von der gewünschten und gleichen Stärke zu bekommen. Es sei ein Mann in Lahor, der dies gut verstände: Forni. Ohne darauf zu antworten, liess Ranjiet Singh eine gefüllte Kugel bringen; sie war aus dem Groben gearbeitet, wie man zu sagen pflegt, und ich sagte es ihm. Er fragte mich, was ich von den sphärischen Kugeln überhaupt halte. Ich sagte, dass sie eine der schönsten Erfindungen der neueren Zeit seien, allein dass die Behandlung des Wurfgeschützes der schwerste Theil der Artillerie sei, und ohne den Stärkegrad des Pulvers zu kennen und die genaue Zubereitung der Füllung, leicht mehr Schaden anrichte, als nütze. Er sagte mir

auf's Neue: „Bleiben Sie bei mir, ein paar Jahre können für Sie keinen so grossen Werth haben; Sie sind noch jung; ich wünschte, dass Sie nach Amritsir gehen, und dort das Laboratorium untersuchten; ich werde an den Kommandanten in Govindghur schreiben, dass er zu Ihnen kommt und Ihnen Alles zeigt." Ich antwortete nichts, und er fuhr fort: „Nun, Sie müssen auf jeden Fall durch Amritsir, wollen Sie mir darüber schreiben?" Ich versprach es. Er sagte nun: „Ich weiss, Sie kamen heute, um Abschied zu nehmen, allein Sie müssen mir noch ein paar Tage schenken; zum Bussunt wenigstens müssen Sie bleiben." Der Bussunt war, wie ich wusste, am 22., ich sagte daher, dass mir des Maha Raja Wünsche, wenn ich im Stande wäre, sie zu erfüllen, stets Befehle seien, und ich mich glücklich schätze, zum Bussunt in Lahor bleiben zu können. Er sagte, auf die aufgestellten Truppen zeigend: „Dies sind die Gortscheli, von denen ich Ihnen sagte, dass ich deren 4000 besitze." Ich bath um Erklärung des Wortes Gortscheli. „Sie haben," antwortete er, „für ihre Erhaltung Ländereien angewiesen, die jedem 3 bis 400 Rupien jährlich eintragen: Pferde, Rüstung und Alles ist ihr Eigenthum." Sie waren also der Ueberrest der ehemaligen Sick, jener 69,500 Herren des Panjab, welche Ranjiet Singh zuerst seinem despotischen Szepter unterwarf, und ihnen dann ein scheinbares Eigenthum anwies, welches er wieder einziehen kann, wenn es ihm beliebt. Ich bath um die Erlaubniss, sie einzeln mustern zu dürfen.

Eine schönere und zu gleicher Zeit ausserordentlichere Truppe hatte ich nie gesehen. Jeder war von dem Andern verschieden gekleidet, und doch Alle so sehr in demselben Sinne, dass sie nur ein Ganzes bildeten. Der schöne Raja Sutschet Singh war in dieser Tracht. Er erinnerte mich an jene Zeit, wo das Schicksal eines Reiches oft auf der Spitze einer Lanze lag, und wo der Einzelne der Gründer seines Glückes war, schlug das Herz warm und kräftig unter dem eisernen Panzer. Dennoch hatte diese Schaar vor mir etwas so eigenthümlich Indisches, dass mir Europa dabei kaum einfiel. Die Kleidung bestand aus einem sammtenen Waffenrock, über dem, bei den Meisten, ein Panzerhemd lag, bei Manchen war jedoch dies in den Waffenrock eingenäht. Eine Binde um den Leib, reich mit Gold gestickt, trug das mit Goldstoff bedeckte Pulverhorn, und das persische Schwert, bei Manchem ein paar Musketon- oder andere Pistolen; den Kopf bedeckte bald ein stahlener, mit Gold eingelegter Helm, mit Kalga, schwarzen Reiherbüschen, geziert, bald bildete eine Kappe, von



stahlenen Ringen wie das Panzerhemd gearbeitet und mit diesem in Verbindung, die Kopfbedeckung; sie umgibt den ganzen Kopf, ist nur mit Oeffnungen für die Augen versehen, und liegt fest auf dem Turban. Den linken Arm bedeckte oft eine stahlene, mit Gold eingelegte Armschiene, welche von den Fingern bis zum Elbogen reichte. Das runde Siek-Schild hing auf dem Rücken, mit Riemen über der Brust befestigt, an der rechten Seite manchmal ein Köcher und auf dem Rücken ein Bogen. Auf dem Magen in der Binde war ein Behältniss für Kugeln, an der linken Seite, wie erwähnt, das Pulverhorn. Ein hohes Luntengewehr, schön mit Gold verziert, welches, wenn der Mann zu Fusse war, an seiner Seite stand, und wenn zu Pferde, über der Schulter mit der rechten Hand gehalten wurde, vollendete die Rüstung. Man sollte nach dem vollständigen Arsenale, welches Jeder trug, glauben, dass die Waffen den einzelnen Mann zu erdrücken scheinen müssten; dies war jedoch nicht der Fall, und obgleich die Siek nichts weniger als stark gebaute grosse Männer sind, so trugen sie dennoch ihre Waffen mit Leichtigkeit, und der volle Bart, der in schwarzen Locken bis auf die Brust reichte, gab den Geharnischten einen Anschein von Kraft, welche sie nicht besassen. Was einem Europäer sonderbar dünken wird, ist, dass die Meisten goldene Pantoffeln an den nackten Füssen trugen. Nur Wenige hatten hohe Steifstiefeln. Als ich zurückkam, fragte mich Ranjiet Ṣingh, ob ich wünsche, sie feuern zu sehen. Ich bejahte

es. Ein messingener Topf wurde auf hundert Schritte hingestellt, und ein Gortscheli nach dem Andern trat vor, nach dem Ziel zu schiessen. Einer unter ihnen traf bei jedem Schusse, und nach kurzer Zeit war der messingene Topf nach allen Richtungen durchlöchert.

Ein neuer Topf wurde aufgestellt, und die Kompagnie regelmässiger Truppen trat vor. Die Leute hatten in Reihe und Glied zwei Mann hoch zu schiessen. Der Nachtheil war augenscheinlich: die Anzahl regelmässiger Truppen, welche feuerten, übertraf jene der Gortscheli um das Dreifache. Es unterhielt den Maha Raja, dass nur ein paar Kugeln in drei Runden trafen, denn die Leute auf den beiden Flügeln konnten kaum auf den Topf zielen. Ranjiet Singh sah mich lächelnd an und sagte: „So feuern die regelmässigen Truppen! ein schöner Vortheil, die alten Krieger in disciplinirte Soldaten zu verwandeln." Ich bemerkte, dass wenn die Gortscheli in Reihe und Glied stünden, sie nicht so gut feuern würden, und dass der Feind kein Topf sei, sondern eine Linie bilde. Ranjiet Singh sagte mir: „Sie haben Abtheilungen aller meiner Truppen gesehen, sagen Sie mir, was Sie davon halten." Ich sagte ihm, dass ich um so viel mehr gefunden hätte, als ich hätte träumen können. Er erwiderte, er wolle eine bestimmtere Antwort; ich antwortete hierauf: „Was diese Truppen unter Ihnen geleistet haben, weiss die Welt; die Antwort auf Ihre Frage verkündet Ihr Geschütz von Ladhak bis Multan, von der Sutlej bis in

das Herz Afghanistan's." Er sagte: „Sie weichen meiner Frage aus." Ich erwiderte, er verstehe besser Truppen zu beurtheilen, als ich. Er. „Sagen Sie, was Sie von meinen Truppen im Verhältnisse jener der Kompagnie denken." Ich. „Sie fordern es?" Er. „Ja." Ich hatte einen nachgemachten Kaschmir-Schahl mit mir, den Mohun trug; einer seines Gefolges hatte einen prächtigen ächten Schahl. Ich hielt beide vor ihn und sagte: „Dies ist der Aechte, jener ist Nachahmung: welches ist der Bessere?" Er sah mich an, und sagte nach einer Pause: „Sie haben meine eigene Meinung ausgesprochen. Glauben Sie, dass ein Bataillon meiner Armee mit einem Bataillon der Kompagnie es aufnehmen könne?" Ich erwiderte: „Meine Antwort liegt in meiner frühern Frage. Ich glaube es nicht." Er fuhr fort: „Glauben Sie, dass meine Truppen bei einem Angriffe der Russen etwas werth sind?" Ich antwortete: „Ich glaube, dass sie jeder Macht, die unter den gegenwärtigen Umständen von Westen an dem Indus erscheinen kann, vollkommen gewachsen sind." Er. „Es ist spät geworden; die Sonne neigt sich dem Horizonte, und wir sind weit von der Stadt. Ich nehme Sie beim Worte, dass Sie zum Bussunt bleiben."

So verliess ich ihn, und stieg in den Wagen. Während ich rasch über den Exerzirplatz fuhr, von einer Schwadron Reiter begleitet, folgte er langsam in seinem Palankin an der Spitze einer bedeutenden Truppenabtheilung. Bald gab er den Gortscheli und

seinem Gefolge Urlaub, und nun sprengten die geharnischten Reiter, ihre Flinten abfeuernd, mit unbändigen Sätzen über die Ebene an mir vorüber, ein wildes Feldgeschrei erhebend; dann rollten die Kanonen dahin, im Vorrücken eine Salve gebend; dann kamen die geschmückten Elephanten in eiligen Schritten, bis Alles eine Wolke von Staub einhüllte, welche, ehe ich mein Haus erreicht hatte, längst in den Nebel der Nacht übergegangen war.

Freitag den 22. Januar. Ich habe zu erwähnen vergessen, dass gestern Nachricht eintraf: Dr. Henderson sei in Atok angekommen, worüber ich mich herzlich freute, denn ich hatte gefürchtet, dass der schwache Körper desselben diese neue Reise nicht überstehen würde, und ich konnte nun hoffen, ihn noch in Lahor zu sehen. Mit dem Morgen erschien der Fackhier Sahib, mit ihm der grosse Elephant, um von Vigne gezeichnet zu werden, und das berühmte Pferd Leli, nach welchem ich gefragt hatte. Der Maha Raja liess mir sagen: dass ihn das Letztere 60 Lackh Rupien und 12,000 Soldaten koste. Es waren nämlich mehrere Kriege darum geführt worden. Es war das Eigenthum Yar Mohammed Khan's von Peschauer; Ranjiet Singh setzte die Uebergabe des Pferdes zur Bedingung des Friedens, allein der schlaue Mohammedaner, welcher eine Erniedrigung in der Erfüllung des Vertrages sah, wusste mehrere Male der Bedingung dadurch auszuweichen, dass er ein anderes Pferd unter dem Namen

Leli sandte. General Ventura gelang es, durch einen kühnen Plan es zu erhalten. Er kam nach Peschauer, um Leli in Empfang zu nehmen; zu seiner Wache hatte er nur eine Kompagnie Soldaten mit sich. Der Khan wollte auf's Neue temporisiren, als er plötzlich erkrankte und starb. General Ventura setzte nun, auf Befehl des Maha Raja, des Verstorbenen Bruder, Sultan Mohammed Khan, denselben, dessen ich bei dem ersten Manövre erwähnte, in den Besitz Peschauer's, unter der Bedingung der Ueberlieferung Leli's. Allein Sultan Mohammed Khan suchte ebenfalls Ausflüchte. General Ventura kam jedoch eines Morgens, wie gewöhnlich von seinen Truppen begleitet, zu dem neuen Besitzer, auf die Erfüllung der Bedingung seiner Belehnung zu dringen. In den Empfangsaal getreten und Leli fordernd, verlangte Sultan Mohammed, wie voraus zu sehen, auf's Neue Aufschub, als Ventura seiner Kompagnie, die er darauf vorbereitet hatte, zurief, von dem Hofe, in welchem sie gelagert war, zu ihm in den Pallast zu kommen; diese drang ohne Widerstand ein, und Ventura setzte Yar Mohammed in seiner eigenen Hauptstadt gefangen, mit der Bedeutung: dass nur die Uebergabe Leli's ihm die Freiheit geben könne. Sultan Mohammed war über diese Kühnheit so erstaunt, dass er augenblicklich das Pferd zu bringen befahl, und Ventura verliess Peschauer mit seiner schwer errungenen Beute. Es ist allerdings das schönste Pferd des Maha Raja, und ich konnte mich nicht enthalten, ein Thier zu

besteigen, das 6 Millionen Gulden kostete; sein Zaum und Sattel sind herrlich, und goldene Spangen umschliessen seine Knie. Es ist ein Grauschimmel mit schwarzen



Extremitäten, jetzt 13 Jahre alt, und volle 16 Hand hoch. Bei der Zusammenkunft in Ropur, höre ich, zeigte Ranjiet Singh einen Braun als Leli: allein General Ventura versicherte mich, dass dies der wahre Leli sei.

Der Fackhier sagte mir im Auftrage des Maha Raja, dass er wünsche, ein neues Schreiben von mir zu erhalten; er hatte mir schon gestern davon gesprochen, allein ich konnte nicht recht verstehen, was es enthalten sollte. Ich habe, liess mir der Maha Raja sagen, seit meinem ersten Schreiben an ihn, so Manches mehr gesehen, ferner wäre darin nicht enthalten, was ich selbst von der Freundschaft der Kompagnie halte. In den letzten Zeitungen Kalkutta's und Hindostan's waren Artikel, welche zu beweisen trachteten, dass England augenblicklich an den Indus marschiren, und dieser Fluss die westliche Gränze des englischen Indien's

bilden müsse; ich vermuthete daher, dass diese Artikel Ranjiet Singh beschäftigten. Ferner erlaube mir der Maha Raja, den Durbar in Amritsir zu besuchen, und er wünsche, dass ich dies in dem neuen Schreiben bemerke, als sei ich schon dort gewesen. Endlich sei in dem früheren Schreiben weder von meiner eigenen Freundschaft für den Maha Raja, noch seiner für mich Erwähnung geschehen. Ich sagte, dass ich augenblicklich das Schreiben verfassen, durch meinen Munschi in's Persische übersetzen, und dann ihm, Kalifa Sahib, zusenden würde, um es in gehörige Form zu bringen. Ich bath ihn, Alles das wegzulassen, was er glauben könne, Ranjiet Singh zu missfallen, und mir mit seinem Talente für ausgezeichnete Komplimente zu Hilfe zu kommen.

Folgendes war, was ich zusammen brachte:

During my stay at Lahor, His Highness the Maja Raja honored me with a review of those Regiments, which were here by chance, and which, although only Soldiers of one Year standing astonished me by their good appearance and their quick fire: they are decidedly more advanced, than Recruits of the same standing are in Europe. If I had to proffer my opinion upon the service, which may be expected from them, I should say that the troops of the Maha Raja are fully prepared to dispute the Palm of Victory in the plains of the Panjab, with any army crossing the Atok. Yesterday the Maha Raja showed me the practising of Artillery and of his

troops at the target. The most distinguished part of this day, there is no doubt, was the firing of the Goorchelees armed with matchlocks. The Austrians are celebrated for their shooting at the target, but there cannot be a better shot than one of the Goorchelees, who every time he fired, shot through the vessel placed as the target.

I must confess that I was very much surprised, at all that I found in Lahor, notwithstanding I had heard very much of it in India: and when on my return to Europe, I should give an account of what I had seen of the magnificence of the court and of the army of the Maha Raja to His Majesty the Emperor of Austria, (dieses auf seinen ausdrücklichen Wunsch) he would be very much pleased and astonished with it.

I have to acknowledge moreover the gratitude I feel to the Maha Raja for having had the kindness to allow me, to approach the place known to the whole World for its Holiness, and envied to the Panjab by the whole of Hindostan: namely the Holy Reservoir at Amritsir. For the permission to see it, I feel no less gratitude to the Maha Raja, than for His other numerous favors.

I have to add, that having spoken in my first letter of the Friendship between the Maha Raja and the Honorable Company only by report, I must now state, that I was long enough in India and the Panjab, to form an opinion of it for myself, and that I am convinced

that it is strong, sincere, reciprocal, full of confidence and without reserve. If it is the wish of the Maha Raja to preserve it, it is the interest of the British Government to do so also, and whatever the liberty of the Press may allow to appear in the Newspapers against it, I am sure, that it is the desire of the English Government, to maintain, to fortify and consolidate it more, were it possibe. How sincere it was, I myself, who experienced the benefits of it, had the clearest proof of, since the friendship of Austria with Great-Britain, caused me to be treated as the Friend of a Friend. May this friendship always encrease for the happiness of the world.

I have lastly to return my sincere thanks for the friendship of which the Maha Raja gave me a proof in his wish to retain me at Lahor, and I have only to add, that I hope the Maha Raja's friendship for me will last as long as the mine for him, which is to say for ever.

Lahor January 22th. 1836.

Baron Ch. Hügel.

Da der Fackhier Sahib dies Schreiben vortrefflich fand, so ward es wie das Frühere halbbrüchig, die eine Hälfte englisch, die andere persisch geschrieben, und sollte in einen schönen Sack, den ich von Kaschmir mitgenommen hatte, dieser in einen weiss Mousselinen gegeben und das Ganze gesiegelt werden.

Ich habe von gestern nachzuholen, dass am Morgen der Fackhier Sahib, Vigne im Namen des Maha

Raja ersuchte, ihm einen schönen englischen Soldaten zu zeichnen. Am Nachmittage und heute Morgen war Vigne damit beschäftigt, einen Offizier, mit der Fahne England's in der Linken, und einen Siek mit der Fahne der französischen Legion (tricolor mit Govind Singh zu Pferde, den Falken auf der rechten Faust), zu malen, die sich die Hände als Zeichen der Freundschaft reichten. Diese Zeichnung war fertig geworden, und ich wartete nur auf die Abschreibung des persischen Theiles meines Briefes, um Ranjiet Singh meinen Aufsatz und Vigne seine Zeichnung zu bringen.

Vigne hatte gewünscht, den schwarzen Fackhier zu zeichnen, und ich schickte durch den Fackhier Sahib nach ihm, um die Zeit, bis die Abschrift fertig war, nicht zu verlieren. Er war augenblicklich gekommen, und es ereignete sich eine höchst komische Szene. Der schwarze Fackhier war ein zur Siek-Religion übergetretener Hindu, der natürlich den mohammedanischen Fackhier am Hofe des Siek Maha Raja mit scheelen Augen ansah. Der Fackhier Sahib sagte ihm mit der grössten Höflichkeit eines Hofmannes, dass der Maha Raja nicht allein erlaubt habe, sondern es wünsche, dass der Herr Fackhier sich von dem europäischen Herrn zeichnen lasse.

D e r s c h w a r z e F a c k h i e r. Maha Raja? Wer ist das?

D e r F a c k h i e r S a h i b. Der heilige (Sri) Maha Raja Ranjiet Singh.

Der schwarze Fackhier. Ich kenne ihn nicht. Und wenn ich ihn kennen würde, wie kann er mir befehlen oder wünschen, wie Du sagst. Ich habe nichts mit ihm zu thun, ich brauche ihn nicht.

Der Fackhier Sahib (etwas erstaunt, noch mehr erzürnt, allein überaus höflich). Der Maha Raja glaubte, dass Sie nicht der Einzige seiner Unterthanen seyn würden, der ihm es versagt, seinem Freunde, dem europäischen Herrn, mit derselben Zuvorkommenheit zu begegnen, die er ihm selbst bezeigt.

Mohun stand hinter meinem Stuhle und sagte leise zu mir: Da raufen sich die beiden Bettler.

Der schwarze Fackhier. Ich bin nicht Ranjiet Singh's Unterthan, und was ich bin, das bin ich ganz: ich bin ein Fackhier und gehöre Gott an; Du trägst einen Namen, der Dir nicht gebührt, und Du gehörst dem Maha Raja an. Wegen Deiner Aufforderung werde ich mich nicht herbeilassen, irgend etwas zu thun oder zu unterlassen; noch bin ich ausser mir vor Aerger, vielleicht dass ich später mich zeichnen lasse, allein nicht wegen des Maha Raja, sondern weil es mir so beliebt.

Der Fackhier Sahib. Aus welcher Ursache Sie es thun, gilt gleich, doch thun Sie es.

Dies that auch der schwarze Fackhier bald darauf.

Als die Schrift fertig war, welches ziemlich spät geschah, stieg ich zu Pferde, Vigne that dasselbe, und wir ritten dem Exerzirplatze zu, wo wir den Maha

Raja auf demselben Platze wie gestern fanden. Grösseres Geschütz war hier aufgeführt und feuerte nach einem Baume, jenem nahe, welchen ich am vorhergehenden Tage umgeschossen hatte, und Ranjiet Singh zeigte mir augenblicklich den Baum, der bereits geknickt war. Ranjiet Singh schien heute um Vieles jünger, als ich ihn früher gesehen hatte. Er war munter und scherzte, seine Hand war heute nicht wie früher ohne Leben, sondern sie war warm. Als ihm der Fackhier Sahib meinen Brief übergab, besah er sorgfältig das Siegel, ob es uneröffnet sei, liess sich den Inhalt vorlesen, und drückte seine Zufriedenheit damit aus. Dann befahl er, den Brief dem Fackhier Asis ud Dien zum Aufbewahren zu übergeben.

Vigne brachte nun seine Zeichnung zum Vorschein, und der Maha Raja war entzückt, besonders als er erfuhr, dass der Fluss, die Sutlej, und Felor auf der einen, Lodiana auf der andern Seite abgebildet sei; es sind dies die beiden Gränzstädte des Besitzes der Kompagnie und Ranjiet Singh's. Er rief einen seiner Grossen nach dem Andern zu sich, und erzählte jedem die Allegorie der Freundschaft des Maha Raja mit England. Dieser Gedanke scheint ihm schmeichelhafter zu seyn, als jeder Andere, und es ist sicher der deutlichste Beweis, zu welcher Grösse das Reich der Kompagnie in Indien gediehen ist. Dies wird seine Erklärung finden, wenn von der Macht Ranjiet Singh's die Rede seyn wird, einer Macht, die an sich selbst sehr gross, natürlich

noch von dem, der sie gegründet hat, überschätzt wird.

Der Fackhier Sahib hatte mir am Morgen gesagt, dass der Maha Raja den Bussunt um einen Tag verschoben habe, um meinen Aufenthalt zu verlängern. Ich blieb daher heute nur kurze Zeit, da der Abend schon heranrückte, als ich ankam. Mein grosses Gefolge erlaubte mir nämlich nicht, schnell zu reiten. Zum Heimweg gab mir Ranjiet Singh seinen Wagen, und bestieg selbst einen Palankin.

Abends hatten wir die Tänzerinnen, so wie gestern.

Samstag den 23. Januar. Der Bussunt, wörtlich der Frühling, ist ein Fest, das in Ober-Hindostan und dem Panjab jährlich um diese Zeit gefeiert wird. Alsdann blüht der Reps, Sirson, und die ganze Gegend ist mit diesen Blumen bedeckt. Es ist die erste Blüthe des Jahres, wie es bei Uns die Schneeglöckchen sind. Der Maha Raja verfügt sich an diesem Tage zu einem kleinen Gebäude, unweit des Schalimar. Heute hatte ganz Lahor den Befehl, sich auf dieser Strasse einzufinden, und nie sah ich solch ein abenteuerliches Gedränge. Von allen Indiern der Ebene sind die Siek die Einzigen, welche stets zur Unterhaltung aufgelegt sind, und ihr Karakter theilt sich in Lahor der ganzen Bevölkerung mit. Auf dem Wege dahin, den ich mit Kalifa Sahib (dem Fackhier) und Vigne um 12 Uhr antrat, war Alles theils in Gruppen aufgestellt, theils als müssige Zuschauer auf den Gebäuden und Ruinen vertheilt, theils

wie es Jeder konnte, auf Kameelen, Ochsen, Pferden oder Elephanten sich bewegend. Auf den Kameelen, aufgeputzt mit den Muschel-Halsbändern und Schellen der Wüste, grosse Trotteln von vielfärbiger Wolle und Thibet-Kuhschweife umgebunden, sassen oft drei oft vier Menschen; auf den Elephanten in dem Munjihl, Amari, oder Hauda, verschiedene Arten von Sättel, acht, zehn, ja zwölf Personen. Nicht minder zahlreich bewegten sich Palankine von den ausserordentlichsten Formen und Farben. Die Gruppen bildeten Kreise bald um einen erzählenden oder singenden Fackhier, bald um einen Taschenspieler oder Astrologen, bald um einen Verkäufer mit Spielsachen und Bäckereien. An einer andern Stelle liefen Erwachsene mit Drachen über die Felder, und überall folgten Menschenmassen im dichten Gedränge einer Musik, die aus einigen Tam-Tam, Trommeln und Pauken bestanden. Auf halbem Wege, an dem Balkone eines ersten Stockes, sass ein Siek-Ghuru, wie ich jenen in Baramulla beschrieben habe, und kein Siek ging vorbei, ohne wenigstens sein „Salam, Maha Raja!" zu sagen, Manche ein paar Rupien darreichend; Alles war lärmende Freude, und der Ruf: Wah! Gurujie-ke fatih! (die Begrüssungsworte der Siek) Heil dem lieben Guruh Sieg, ertönte nach allen Richtungen.

Die Abtheilung Reiter, welche mich begleitete, war, so wie der ganze Hofstaat in hellgelb, die Farbe des Frühlings im Panjab, gekleidet. Wir verfehlten jedoch den Weg, und waren auf einmal aus dem Gedränge,

ohne zwischen den Ruinen umkehren zu können. Nur mit Mühe gelang es, nach einem grossen Umwege, welcher verursachte, dass der Maha Raja auf mich warten musste. Drei Regimenter waren während der letzten Meile als Spaliere aufgestellt, alle in gelb gekleidet; dies wäre in Europa eine bedeutende Auslage, allein hier ist sie geringe. Die weissen Tücher werden für diesen Tag mit Safran gefärbt, und dann werden sie wieder gewaschen. Am Ende einer engen Sackgasse stand das unscheinliche Gebäude, wo Ranjiet Singh den Bussunt hielt. „Warum gerade hier?" fragte ich. „Weil es der Maha Raja so will," war die Antwort des erstaunten Fackhier Sahib. Vor demselben, in zwei Reihen, standen dreissig Elephanten so enge aneinander, dass man dicht vor den Rüsseln oder unter ihnen hindurch gehen musste, um zu dem Eingange zu gelangen; allein alle Elephanten waren so zahm und sanft, dass es damit keine Gefahr hatte. Der Elephant ist ein höchst geselliges Thier, und führt sich immer, wenn in Gesellschaft, vor seines Gleichen oder vor Menschen höchst bescheiden auf. Dass der Sirdar Hati darunter war, versteht sich. Durch ein enges Thor drängten wir uns in's Innere, denn die grösste Freiheit herrscht bei allen öffentlichen Festen oder Zeremonien in Indien, und das Volk war hier eng zusammengepresst. Ein Theil des Hofes war durch Kanat (Zeltwände) von dem Reste getrennt, und hier sass Ranjiet Singh auf einem Lehnsessel unter einem grossen Zelte von

Kaschmirzeug, gelb wie der Teppich, wie er selbst, wie Alles was ihn umgab, er erhielt dadurch eine gnomenhafte Hässlichkeit; grosse Massen von Sirson und andern gelben Blumen waren hin und wieder aufgestellt. Vigne und ich waren die Einzigen in dunklen Kleidern, allein Mohun, wie immer mit mir, war gelb. Ich fand hier Kuruck Singh, den ältesten Sohn des Maha Raja, dessen Aeusseres wenig verspricht; ich liess mich ihm vorstellen, konnte jedoch kaum ein Wort mit ihm sprechen, denn nachdem wir unsere Sitze eingenommen hatten, begann der Bussunt. Dieser ist eigentlich nichts als ein Lever, bei dem jedoch, wie bei allen öffentlichen Gelegenheiten, dem Maha Raja Geschenke dargebracht werden. Zur Rechten desselben sass Kuruck Singh, zur Linken sein Liebling Raja Hiera Singh, gerade gegenüber Vigne und ich auf Armstühlen, mehr zur Linken Sultan Mohammed Khan und dessen Sohn, die bald nach Uns eintraten und Geschenke in Gold darbrachten. Hinter dem Könige stand der Jemidar, Sutschet Singh und General Ventura; im Hintergrunde eine Anzahl niederer Hofbedienten. Der Fackhier Sahib stand neben mir, nebst Mohun und meinem Munschi. Nun kamen Sirdare, Raja's und Khane von verschiedenen Provinzen, unter denen ich bald meinen Freund Rachiem Ullah Khan, Raja von Rajauri, erkannte; Jeder brachte Gold. Die merkwürdigste Gestalt war Zulfikar Khan, einer der Söhne des tapfern Mazuffer Khan, ehemaligen Besitzers Multan's, der mit Stolz und

Kühnheit auftrat, und sich dann wie alle Andern niederhockte; eine tiefe Narbe über Stirne und Wange zierte das grundhässliche Gesicht. Ein Abkömmling eines der mohammedanischen Kaiser, die mit Humayon um den Thron gestritten, ein junger Mann, nun ein Sirdar unter Ranjiet Singh, erschien zum ersten Male vor seinem Herrn. Er stand lange aufrecht und blickte um sich, als denke er, dass er von einem schlechten Siek einen Lehnstuhl verdiene; ich sah den Moment eines heftigen Auftrittes, denn seine Augen sprühten Feuer, und er neigte sein stolzes Haupt auch nicht einen Zoll vor Ranjiet Singh, allein ein paar Zeremonienmeister, welche ihn nicht aus den Augen liessen, drückten ihn höchst unsanft nieder. Ueberhaupt wenn ich in dem Kreise umherblickte, so flössten die Gestalten, die ich sah, wenig Zutrauen ein: mit der linken Hand auf den Boden gestützt, in der Rechten irgend eine, im Gürtel befindliche Waffe krampfhaft fassend, mit zornglühenden Augen und zusammengepressten Lippen sassen die meisten mohammedanischen Sirdare da, und es schien mir, als könne ein Ruf zu den Waffen in Einem Augenblicke das friedliche Fest in ein Blutiges verwandeln. Es war eine grosse Pracht und Verschwendung in allen Kleidungen, ausgenommen in jener Ranjiet Singh's, der wie immer seinen einfachen Schlafrock an hatte. Nun erschienen die Tänzerinnen, alle gelb, und der Maha Raja übersendete ihnen jene Summen, die ihm in Silber dargebracht wurden.

Nach kurzer Zeit hiess er sie schweigen, winkte Mohun zu sich, und sagte ihm etwas leise, dieser kam zu mir zurück und sagte: Ranjiet Singh wünsche, dass ich irgend eine Kriegsbegebenheit erzähle. Ich liess ihm zurücksagen, dass dies mit einem so wenig geübten Dolmetsch, wie Mohun, für Alle höchst langweilig ausfallen würde; hätte ich seinen Wunsch früher gewusst, so hätte ich mich und Mohun vorbereitet. Ranjiet Singh wendete sich nun an Zulfikar Khan, der, ohne aufzustehen, eine kurze Begebenheit mit hinreissender Lebendigkeit erzählte, wo er mit 30 Mann von 500 überfallen worden war, und jene endlich hinweg trieb, „aber dies hier," auf seine Narbe zeigend, endete er, „ist mir geblieben." Wir brachen nun auf. Ranjiet Singh hatte gehört, dass ich mit dem Wagen schwer durchgekommen war, und liess mir sagen, lieber den Sirdar Hati zu besteigen; allein ich blieb bei meinem Fuhrwerke, denn ich kenne von langer Zeit her die unsanften Bewegungen eines gemeingeborenen Elephanten.

Auf dem Rückwege war das Gedränge zehnmal ärger, als im Hingehen, und wirklich wer dies Drängen von Pferden, Ochsen, Karren mit Weibern, Kameelen und Elephanten durch Tausende von Menschen über die Ruinen dieses Theils der Stadt nicht gesehen, der kann keinen Begriff davon haben; jeden Augenblick, wenn die so verschiedenartigen Massen sich durch eine enge Strasse bewegten, und ein Elephant

mit ihnen zu gleicher Zeit, dachte ich, müssten einige Menschen zerquetscht und zertreten werden. Allein ich sah keinen Unfall. Der Staub, welcher aufgewühlt wurde, lässt sich jedoch eher denken als beschreiben.

Auf dem Rückwege begegnete Uns ein schönes backtrisches Kameel, hier Bagdadi genannt, und ein weisses Dromedar. Beide wünschte Vigne zu zeichnen, und es fand sich, dass sie das Eigenthum des jungen Raja Hiera Singh waren; beide kamen auf Geheiss des Fackhier Sahib zu Ventura's Wohnung. Hier erfuhr ich, dass Dr. Henderson noch heute eintreffen würde. Er erschien auch wirklich am Abende, ich schüttelte ihm froh die Hand, und stellte ihn Ventura und den andern Herren vor. Das Kostume Dr. Henderson's war in einem andern Sinne nicht weniger ausserordentlich, als dasjenige, in welchem er mich zu Kaschmir zuerst besucht hatte. Ich glaube bemerkt zu haben, dass er ein langer, magerer Mann sei; nun war er in einer Art pohlnischer Tracht, die offenbar für eine ganz andere Gestalt berechnet war. Ich fragte ihn, was das bedeute. Er erzählte, dass er, wie ich wisse, von Mazufferabad nach Deobund an der Atok zu gehen gesonnen gewesen sei, um dort den Fluss zu überschreiten, und von da den höchsten Pass des Hindu-Kosch zu erreichen. Diesen Weg konnte er nicht nehmen, da wie ich es wusste, die Gegend zwischen Mazufferabad und Deobund von grossen Räuberbanden durchzogen wird. Er musste daher ziemlich denselben Weg, welchen ich nahm, einschlagen, und die Atok

bei Ghazy (15 Meilen von der Stadt Atok) überschreiten. Von hier wanderte er nach dem Hochgebirge: allein der Schnee verhinderte ihn, seinen Zweck zu erreichen, während ihm im Lande der Yussufzey bald einleuchtete: dass er in keiner guten Gesellschaft sei. Auf dem Rückwege nach Peschauer ward er von einer Bande überfallen, bis auf das Hemd ausgezogen, und aller seiner Sachen beraubt. „Was mir am Wehesten that," sagte er, „ist, dass ich Ihre Uhr und Instrumente verlor." Ich sagte, dass ich ihm diese für niemals Wiedersehen gegeben habe, und daher nur sein Eigenthum verloren gegangen sei. Zum Glück hatte er in einen Lappen einige Goldstücke eingenäht, die er in seiner Hand hielt, als er ausgeraubt wurde. Mit Einem kaufte er nun eine wollene Decke und einen Rock gegen die Kälte. So erreichte er Peschauer, und wurde von Mr. Avitabile höchst freundschaftlich aufgenommen. Dieser gab ihm einen Anzug von sich; allein Mr. Avitabile ist kurz und dick, die Kleider passten ihm daher nicht. Während Arme, Hände und Hals weit hervorstanden, hätte alles Andere zwei Henderson fassen können, und das Lächerlichste war, dass eine gewisse prätensiose Eleganz in der Tracht herrschte, die so gar nicht zu der Gestalt und Haltung des Doktors passte.

Der Fackhier Sahib erschien bald mit einem Auftrage des Maha Raja, welchen er mir allein mitzutheilen habe. In ein Seitenzimmer getreten, sagte er: der Mahа Raja wisse nicht, wer Dr. Henderson sei, der

als ein Fackhier im Panjab herumreise, ohne des Maha Raja Erlaubniss. Ich sagte ihm, dass er ein Arzt in Diensten der Kompagnie wäre, und denselben Rang habe als Mr. Mac Gregor, welcher Ranjiet Singh unlängst ärztlich behandelt hatte; er sei ein geistreicher, unternehmender Mann und ein geschickter Arzt.

Er. Der Maha Raja wünscht zu wissen, weshalb er reise.

Ich. Die Ursache wird Sie wundern; es ist um die Quellen der Atok aufzufinden.

Er. Was kann es ihm nutzen, wenn er es weiss.

Ich. Nichts als die Eitelkeit, der Erste gewesen zu seyn, der sie aufgezeichnet hat.

Der Fackhier Sahib schien zu denken: „solche Narrheiten begehen gelehrte Europäer." Doch erwiderte er nichts; er sagte dann: der Maha Raja verlange zu wissen, wie er ihn zu empfangen habe.

Ich. Ich glaube das Beste wäre, ihn so zu empfangen, als sei er mit der Erlaubniss des Maha Raja gereist.

Er. Allein er ist ohne Erlaubniss der Kompagnie, der Freundin Ranjiet Singh's, gereist.

Ich. Eben deshalb glaube ich, dass der Maha Raja ihn gut empfangen sollte.

Er. Warum?

Ich. Die Kompagnie ertheilt keinem ihrer Diener die Erlaubniss, die Sutlej zu überschreiten, unter der Voraussetzung, dass es Ranjiet Singh unangenehm

seyn könnte. Dr. Henderson kam voll Vertrauen in das Wohlwollen des Maha Raja gegen alle Engländer hierher, es würde einen Mangel an Grossmuth beweisen, und vielleicht, dass des Maha Raja Freundschaft nur Politik sei, wäre der Empfang Henderson's kein zuvorkommender. Die Kompagnie ist gezwungen, Dr. Henderson wegen dem Ueberschreiten der Sutlej den Prozess zu machen, allein der Maha Raja, glaube ich, sollte ihn nicht fühlen lassen, dass er ohne Erlaubniss gekommen sei.

Er. Der Maha Raja hat gehört, dass Befehl gegeben sei, Dr. Henderson unter Arrest zu setzen, sobald er auf das linke Ufer der Sutlej komme (dies war wahr, allein ich war erstaunt zu hören, dass der Maha Raja es wisse). Der Maha Raja wünsche zu wissen, ob er, der Freund der Kompagnie, nicht gegen Jene, auf welche diese zürne, auch zürnen solle, ob es nicht als ein Mangel an Aufmerksamkeit angesehen werden könne, keine Notiz davon zu nehmen.

Ich. Die Kompagnie muss sich böse stellen, allein im Grunde ist sie froh, dass Dr. Henderson die Reise unternommen hat; von dem erwähnten Befehle Notiz zu nehmen, würde beweisen, dass die Spione des Maha Raja auf der andern Seite der Sutlej vielleicht zu thätig seien.

Er. Sie haben Recht, ich will dem Maha Raja die Antwort bringen.

Eine Stunde später erschien der Fackhier Sahib wieder; wir waren gerade beim Essen, er brachte

Dr. Henderson die Empfangsgeschenke. Ich hatte diesem die Unterredung mitgetheilt, und die Geschenke überhoben ihn der Unruhe, wie er empfangen werden würde.

Ich erinnerte nun den Fackhier Sahib, dass der Bussunt vorüber sei, und dass ich wünsche, Ranjiet Singh meinen Abschiedsbesuch zu machen. Er sagte: dies wird für den Maha Raja eine unangenehme Nachricht seyn; ich fügte hinzu: dass ich Mohammed Schah mit mir zu bringen wünsche.

Dr. Henderson, der von Mangel und Gefahr auf einmal in unser festliches Treiben kam, glaubte wirklich in einer Feenwelt zu seyn. Nach Mühe und Noth, Einsamkeit und Entbehrung, kam er nun in ein Haus, in dem die prächtigen Säle von Spiegeln und Lichtern glänzten, in welchen ihn Freunde und Bekannte begrüssten, und eine reich besetzte Tafel und ein Dutzend Tänzerinnen an Freuden bothen, was Indien zu geben vermag.

Ich habe bis jetzt wenig von den indischen Tänzerinnen gesprochen; Lahor ist der einzige Punkt, wo sie hübsch zu nennen sind, wo ein verschwenderischer Hof und Hofstaat ihre Kunst ehrt und theuer bezahlt. Meistens wird Einer derselben der Auftrag zu Theil, den jungen Prinzen oder Sohn eines Grossen in Geheimnisse einzuweihen, die ihr Haupterwerb sind, und eine grosse Summe wird dann für den Unterricht gegeben. Die Tänzerinnen sind hier nicht geraubte Kinder

oder Sklavinnen, wie dies in Kalkutta der Fall seyn soll, sondern die Töchter oder Verwandte der Tänzerinnen selbst. Ein Studium von vielen Jahren ist nöthig, ehe sie Gesang und Tanz erlernen: gewöhnlich beginnen sie ihre Kunst in dem Alter von fünf Jahren, und bedürfen deren neun, um sie inne zu haben. Wenn auch ihre doppelte Kunst europäischem Geschmacke fremdartig dünkt, so ist dennoch in dem Gesange eine Reinheit, in dem Tanze eine Präcision, die man überall in Indien bewundern muss, wenn sie auch nicht eben gefällt. Wie alles in sich Vollendete, hat jedoch eine Notsch in Lahor einen eigenen Reiz. Die Bewohnerinnen des Panjab sind in ganz Indien wegen ihrer blendend weissen Zähne berühmt, die wirklich von einer Regelmässigkeit und Form sind, welche nichts zu wünschen übrig lassen. Die Züge der Frauen sind dabei reizend, ihre Formen, welche jedoch der Tanzanzug nicht zum Vortheil zeigt, sind edel, und besonders die Füsse und Hände von ausgezeichneter Schönheit. Der Anzug der Tänzerinnen besteht aus einem färbigen, seidenen, eng-anliegenden Beinkleid, das über den Hüften mit einer Schnur zusammengebunden ist, welche in Quasten endet, die bis zum Knie herabhängen. Darüber fällt eine weiss-mousselinene Tunika, welche bis zum halben Beine reicht und dessen schöne Formen nicht verhüllt; ein Schahl bedeckt dann die ganze Gestalt im Kommen und Weggehen. Dies ist die Hauskleidung. Zum Tanze wird nun ein sehr weiter



Rock angezogen, der von den Schultern zu den Knöcheln die ganze Gestalt in Gold und bunte Farben einhüllt. Hübsch, nach unseren Begriffen, war nur die Tänzerin Kaschmiri, die mit einer weissen Hautfarbe sogar Farbe auf den Wangen verband, und deren Körper im reinsten Ebenmasse, von jener Fülle war, die ihrem Volke eigen ist. Die andern Tänzerinnen waren von dunklerer Farbe, allein die Züge derselben übertrafen an Regelmässigkeit und Schönheit bei Weitem die der Erstern. Eine derselben hatte von Uns wegen dem schwärmerischen Ausdrucke ihrer Züge den Namen Héloise erhalten. Diese, nebst ihrer Tante, hatten Schmuck von 10 bis 12,000 Rupien Werth auf sich, und ihre Kleidung war im gleichen Massstabe prächtig, über welche noch ein Kaschmir-Schahl von 1000 Rupien Werth geworfen war; allein um den Zauber mit einem Worte zu zerstören, muss ich hinzufügen, dass ein Mangel von Reinlichkeit ihre Erscheinung nur auf eine gewisse Entfernung wünschen liess. Eine Tänzerin, Kayra genannt, dieselbe, welche bei der Zusammenkunft des Maha Raja mit Lord W. Bentink wegen ihrer Schönheit auffiel, hatte wirklich eine herrliche Stimme, und sang mit einem bewunderungswürdigen Ausdrucke in Ton, Geberde, Stellung und Bewegung. Sobald man sich mit dem Fremdartigen vertraut gemacht hat, ist wirklich ein grosser Reiz in dieser Art, die Poesie zu singen. Nie werde ich den Ausdruck vergessen, wenn dies Mädchen mit den Worten:

Du bist meine Seele,
Du bist meine Welt:
Ich bin Deine Sklavin,
Die hier sich gefällt,

mit von Liebe wirklich verklärten Zügen sich zu den Füssen des Zuhörers wirft, und um Erhörung bittend, von den umschlungenen Knien aufblickt, dann plötzlich traurig wieder aufsteht, und mit den Worten:

Allein Du schweigst,
Dein Herz ist von Stein,
Für mich ist es kalt,
Ach nie werd' ich Dein!

sich entfernt, die eine Hand hoch erhoben, den Kopf zurückgeworfen, während die letzte Zeile wirklich mit dem Ausdruck der Verzweiflung gesprochen, und durch Schluchzen unterbrochen wird. Auch in der fortwährenden Bewegung der Musikanten liegt etwas Eigenthümliches, das zu dem Ganzen gehört. Bei den Liebesgesängen beginnt nämlich die Tänzerin, ganz im Hintergrunde des Zimmers stehend, die Spielenden hinter ihr. Bald schreitet sie vor: die langsame, leise Musik schwillt an, und wird schneller, wie die Liebesbitten dringender werden, und während der Hoffnung und Furcht bewegt sich die Tänzerinn rasch von einer Seite zur Andern, und das Ganze endet gewöhnlich mit dem Ausdrucke der Verzweiflung. Die epischen Gedichte werden immer sitzend gesungen; die Bewegung der Tänzerin dabei ist nur jene eines lebhaft Erzählenden. Die einzigen Lieder, bei denen wirklich

getanzt wird, sind jene scherzhaften Inhalt, wo jedoch der Scherz an der Schwelle des Unschicklichen stehen bleibt und sie nicht überschreitet. Allein nur selten findet man unter diesen Tänzerinnen den Ausdruck, welchen Kayra besitzt; gewöhnlich sind sie höchst dumm, und dann findet oft die falsche Bewegung bei einem Worte statt, oder das Ganze ist, wie eine, mit einem Uhrwerke bewegte Marionette. Die immer kleinen Füsse und schön geformten Hände sind bei den Tänzerinnen stets ein Reiz, der ihnen eigen ist, und die Freiheit und Grazie ihrer Bewegungen ist unnachahmlich.

Ich habe von dem Schah wenig gesprochen, obgleich ich ihn täglich sah, und von Zeit zu Zeit ihm die Geschenke des Maha Raja sandte. Jeden Morgen erschien sein vertrauter Diener, nach meiner Gesundheit zu fragen, und ich schickte ebenfalls täglich zu ihm, mich nach der Seinigen zu erkundigen. Allein ich fürchte, dass der Boden in Lahor für ihn zu glatt ist, um etwas zu erreichen.

Sonntag den 24. Januar. Mit dem Morgen erschien der Fackhier Sahib, um mir zu sagen, der Maha Raja wünsche, dass ich ihm einen Brief schreibe, worin ich ihm ausdrücke, was ich von dem Sohne Kuschal Singh's, des Jemidar halte, der wie ich erwähnt, zum General ernannt ist. Dies that ich. Der Jüngling hatte unstreitig viele natürliche Anlagen; allein es fehlte ihm an Bildung, und ich machte Ranjiet Singh in meinem Schreiben auf die Gefahr aufmerksam, einen Jüngling,

ehe er etwas geleistet habe, zu der höchsten Stelle zu erheben.

Ich fragte den Fackhier, ob ich heute von dem Maha Raja Abschied nehmen könne. Er sagte, er wisse dies nicht, allein der Maha Raja wünsche mich zu sehen; ich fragte, ob ich Dr. Henderson mit mir nehmen könne; er antwortete, dass der Maha Raja seinen Besuch erwarte. Während des Morgens kam der Kommandant der Artillerie in Lahor, sich mir vorzustellen. Seine Kleidung war europäisch: schwarzer Frack, Pantalon etc. Mohun kam ihn anzumelden und sagte: der schwarze Kerl ziehe sich wie ein Edelmann an. Dies war um so possierlicher, als Mohun selbst sehr dunkel von Farbe ist. Allein es liegt in diesem Ausdrucke des Knaben ein tiefer Sinn, der dem Nachdenkenden manches Räthselhafte in dem Verhältnisse des Indiers zum Europäer erklärt. Als der Kommandant hereintrat, benahm er sich vollkommen wie ein Zierbengel; er ist ein Mohammedaner in Ranjiet Singh's Diensten, und er sprach ein paar Worte englisch, die er wusste. Mohun ärgerte sich über ihn, da er bald nach einem Stuhle griff, und sich setzte, ohne meine Erlaubniss, oder besser meinen Antrag, abgewartet zu haben, und sagte ihm: „Warum ziehen Sie sich wie ein Narr an? der Schneider kann Sie doch nicht in einen Edelmann verwandeln." Der Kommandant sah den kleinen Mann höchst erstaunt an, und ich musste Mohun seine Unart verweisen, die mich jedoch nicht wenig ergötzte.

Mohun wünschte mich nicht zu verlassen, und mit mir nach Europa zu gehen. Ich muss gestehen, dass mir der Knabe lieb geworden war, welcher seltenen Scharfsinn besass, und in Europa Aufsehen erregt haben würde. Allein ich überlegte, was für ihn das Beste sei. Schwerlich konnte er mit mir nach Europa reisen, ohne seine Kaste für immer zu verlieren, und was seine Stelle in Indien nachher gewesen wäre, wo ich allein die Mittel hatte, für ihn thätig zu sorgen, so wäre er wohl dort unzufrieden gewesen, sich daselbst so tief unter den Europäern zu sehen. Es gibt nichts, was einen Menschen unglücklicher macht, als wenn in ihm ein Selbstgefühl erweckt wurde, was dann keine Anerkennung findet: der Trost des eigenen Menschenwerthes, als Ersatz für Zurücksetzung, passt nur für Romane, in Indien wie bei Uns. Ich entschloss mich daher Mohun, Ranjiet Singh anzuempfehlen, allein ihn dem Maha Raja erst dann zu senden, wenn er ein paar Jahre in einer guten Schule gelernt hätte. Die Idee, mich von ihm zu trennen, that mir leid. Er hatte viel dazu beigetragen, dass meine Reise für mich von Nutzen war, und wenn manchmal ein böser Tag in Mühe und Entbehrung für mich und meine Leute erschien, so trug seine gute Laune und das Verhöhnen der leisesten Klage viel dazu bei, das Ungemach erträglich zu finden. Jede Reise hatte für Mohun grossen Reiz; die Entfernung Europa's von seiner Heimath und seiner Familie regte seinen Ehrgeiz mächtig auf. Der Jüngling erträgt jede Trennung leicht,

das Leben ist noch mit jeder Hoffnung vor ihm, die sich auch auf ein Wiedersehen ausdehnt; der alternde Mann sieht nur auf das zurück, was er verlor, was nie zurückkehrt, und eine Trennung dünkt ihm eine Ewige.

Allerlei Zeugnisse wurden nun von mir verlangt. Der Schah und sein vertrauter Diener, Juni Lal und Gott weiss wer, bathen darum; selbst der Jemidar Kuschal Singh verlangte Eines.

Um zwölf Uhr kam der Fackhier Sahib, mich im Wagen Ranjiet Singh's abzuholen. Henderson, Vigne, er und ich stiegen ein. Meine Husaren-Uniform war am frühern Abende angekommen, und ich zog sie daher an. Mohun und Mirza waren meine Begleiter, zudem eine Abtheilung Truppen und ein zahlreiches Gefolge. Meinen Jemidar hatte ich mit meinen Sachen und Leuten vor drei Tagen von Lahor nach Lodiana abgesendet, damit ich daselbst nicht darauf zu warten habe. Wir hatten erst wenig Weg zurückgelegt, als ich fühlte, dass die eine Feder gebrochen sei; der Wagen, welcher, wie erwähnt, immer auf die Schwanenhälse stiess, hatte nämlich diese Eigenschaft verloren, war jedoch nur desto unbequemer geworden, denn der Kasten lag gänzlich auf den Schwanenhälsen fest. Ich sagte daher zum Fackhier Sahib, dass es besser seyn würde, des General's Wagen zu nehmen. Allein Niemand getraute sich so etwas gegen den Befehl Ranjiet Singh's zu thun, welcher befohlen hatte, mich in seinem Wagen zu bringen. Was ich vorsah, geschah. Ehe wir

die Stadt erreichten, hing die eine Seite so tief im Rade, dass es sich nicht drehen konnte. Ich wollte nun aussteigen, allein umsonst. Die Pferde mussten uns mit dem durch den Kasten gesperrten Rade fortschleifen; nun brach die Achse, allein auch dies half nichts. Das Rad wurde angebunden und ein Dutzend Menschen hielten die Seite, und trugen Uns beinahe sammt dem Wagen in die Stadt. So kamen wir am Pallaste an, wo ein anderer, zweisitziger Wagen eingespannt wurde, welchen irgend ein Abenteurer dem Könige verkauft hatte. Vigne bestieg mit dem Fackhier einen Elephanten, Henderson und ich den Wagen. Ranjiet Singh war abermals am Ende des Exerzirplatzes unter dem Zelte, in dem er mich zwei Tage früher empfangen hatte. Als er mich kommen sah, kam er mir wie immer entgegen, neugierig meine Uniform betrachtend. Dazu brachte er jeden Theil derselben bis auf drei Zolle vor sein Auge, und wo dies nicht anging, sein Auge zu dem Punkte, den er besehen wollte. Ich hatte den Pelz umhängen. Er betrachtete ihn und fragte: Was es sei; ich sagte, dass in dem Lande, wo diese Tracht entstanden sei, das Wetter sich so schnell ändere, dass jeder Bewohner einen zweiten Rock auf diese Weise mit sich führe. Er antwortete: „Sonderbar, seine Garderobe mit sich zu tragen! allein warum geben Sie dies nicht lieber einem Bedienten, als sich selbst damit zu plagen?" Ich sagte, dass es eine militärische Tracht sei, und die Bedienten nicht immer zur Hand seien. Die

Gemeinen seien auf dieselbe Weise, doch Wolle statt Gold gekleidet, wer sollte diesen ihr Kleid nachtragen?

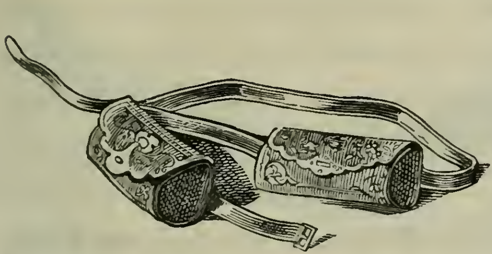
Er. Sie könnten es ja auf dem Pferde aufbinden. Erscheinen Sie so vor Ihrem Kaiser?

Ich. Ich dürfte nicht anders erscheinen.

Das, was Orientalen am Unschicklichsten dünkt, ist, dass manche unserer Trachten mit der Hüfte enden, und dies fiel ihm besonders bei der Meinen auf, wo es auf Sparsamkeit nicht abgesehen seyn konnte. Er drehte mich nach allen Richtungen um, schien jedoch grosses Wohlgefallen an dem Reichthume derselben zu haben. Dann stellte ich ihm Dr. Henderson vor. Er sagte, er sei froh, ihn glücklich angekommen zu sehen. Er befragte ihn nun über Peschauer, dann sagte er, seine sonderbare Tracht bemerkend. „Ich höre, Sie sind ein Offizier der Kompagnie?" Jener bejahte es. „Haben Sie keine Uniform?" Ich bemerkte: Ranjiet Singh hätte wohl gehört, dass Dr. Henderson ausgeraubt worden sei. Ranjiet Singh sagte zu mir: „Das ist die Folge, wenn man als Fackhier reist," und dann zu ihm: „Wo ist Ihre Uniform?" Henderson antwortete: „In Lodiana." Er. „Thun Sie mir den Gefallen, und lassen Sie sie kommen, damit ich Sie in Ihrer wahren Tracht sehe. Bleiben Sie acht Tage bei mir, um sich auszuruhen, und dann kehren Sie über die Sutlej zurück." Er wendete sich dann zu mir und sagte: „Sie wünschen mich zu verlassen?" Ich. Ich bin dazu gezwungen, so leid es mir thut. Er. „Bleiben Sie noch eine Woche.

Es sind viele Dinge in Lahor, die Sie noch nicht gesehen haben. Die französische Legion kommt bald zurück. Verlassen Sie mich nicht so schnell." Ich. Ich versichere Sie, dass es mir innig leid thut, nur so kurze Zeit hier bleiben zu können. Er. „Ich lasse Sie noch nicht fort, eine Woche mehr oder weniger, nachdem Sie fünf Jahre herum reisen, muss gleichgiltig für Sie seyn." Ich. Es handelt sich nicht um Wochen, es handelt sich um ein volles Jahr. Wenn ich nicht von heute in sechs Wochen in Bombay bin, so komme ich für das Dampfboot zu spät, und muss dann ein ganzes Jahr daselbst warten. Er. „Sie können in sechs Wochen nicht in Bombay seyn, und Sie thun daher besser, das Jahr mit mir zu bleiben, als in Bombay." Der Fackhier Sahib sagte ein persisches Sprichwort halblaut vor sich hin: „Jemand gegen seinen Wunsch festhalten, ist keine Gunst." Ranjiet Singh sah ihn an, und sagte: „Dies ist wahr." Er winkte, und ein paar Schilde mit Geschenken wurden gebracht. Er gab mir zuerst ein Luntengewehr und sagte: „Sie haben besonderes Interesse für das Korps der Gortscheli gezeigt, ich wünsche, dass Sie sich daran in ihrer Heimath erinnern." Er übergab mir nun ein Pulverhorn von Büffelhorn, mit Tuch überzogen, und reich mit Goldzierathen geschmückt, welches der Gortscheli an der rechten Seite trägt; dann die kleinen Patrontaschen, welche um den Leib

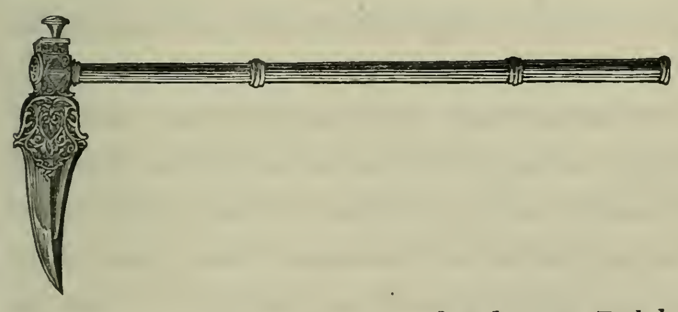
geschnallt werden, und Kugeln, Kugelform, Lunten u. s. w.



enthalten; Vigne, der ebenfalls Abschied nahm, um mit mir zugleich nach Lodiana zu gehen, erhielt nun Geschenke, die fast dieselben, wie die mir Gegebenen waren. Ich hatte mir schon früher die eigenthümlichen Waffen Nord-Indien's und des Panjab verschafft, nämlich: das vorwärts gebogene Gebirgsschwert,



die Streitaxt,

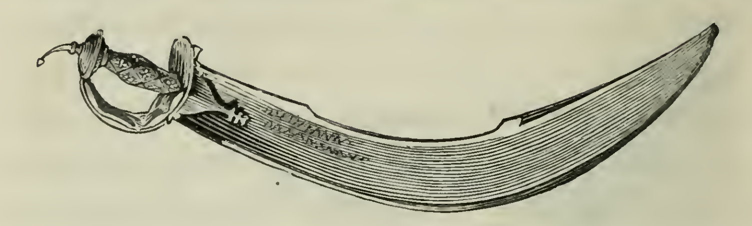


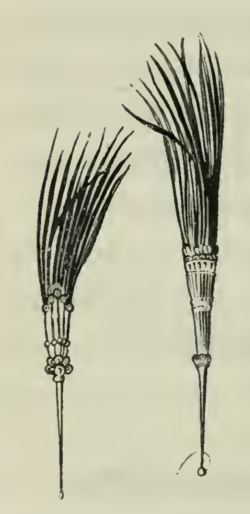
den kurzen Dolch,



dessen Griff von Elfenbein mit Edelsteinen geziert war; dann den Furcht

einflössenden, mit zwei Händen geführten Säbel; endlich

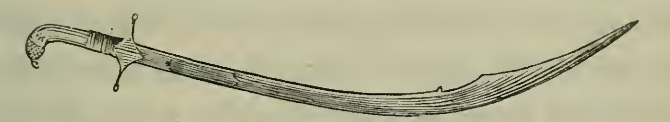




zur Zierde des Turban zwei Kalga, schwarze Reiherbüsche, auf die dem Panjab und Kaschmir eigenthümliche Weise in Gold gefasst.

Ein sehr schönes Pferd wurde nun vorgeführt, mit emaillirtem Zaume und Sattel, und Kaschmir-Decke. „Was denken Sie mit dem Pferde zu thun?" fragte Er. Ich. Wenn es möglich ist, denke ich es nach Europa einzuschiffen. Er. „Dies erwartete ich, und suchte daher ein persisches Pferd aus, jene des Panjab vertragen die Seereise nicht." Die Geschenke nach einander aufhebend, fuhr er fort: „Hier ist ein Khelat und eilf Stück Paschmina," dann band er mir einen smaragdnen Zierath um den Szako, dann gab er mir eine Schnur Perlen, Armbänder von Gold mit Juwelen besetzt etc., endlich 1300 Rupien. Er nahm nun ein persisches Schwert und Gehänge mit Gold gefasst und sagte: „Was ich Ihnen bis jetzt gab, war ein Geschenk des Maha Raja, und eine Förmlichkeit, die Ihrem Range gebührt; allein ich wünsche Ihnen ein

Andenken an einen Freund zu geben; der König hätte Ihnen einen Säbel mit Edelsteinen besetzt geben sollen, allein ich weiss, dass Ihnen dies gleich gilt, und ich wünsche Ihnen Einen zu geben, den ich selbst trug und



brauchte. Nehmen Sie. Zeigen Sie ihn Jedermann, doch geben Sie ihn nie hinweg, er ist das Geschenk eines Freundes." Ich war wirklich gerührt, und sagte: dass ich nichts bedürfe, um mich seiner Güte für mich zu erinnern, dass jedoch die Worte eines Freundes diesem Geschenke hohen Werth verliehen. Er rief nun Mohun und sagte ihm: „Wenn dein Herr dich verlässt, so komme zu mir." Ich sagte ihm, dass ich mich entschlossen habe, ihn der Fürsorge des Maha Raja zu übergeben; er wäre mehr im Stande, den Knaben nach Verdienst zu belohnen, als ich. Ich sei sehr zufrieden mit Mohun gewesen, und versichert, dass er für den Maha Raja ein nützlicher Diener werden würde. Allein dazu müsse er zuerst lernen. Ich sagte ihm nun, dass ich vorhätte, ihn für ein Jahr wenigstens in Kapitän Wade's Schule in Lodiana zu geben. Er. „Sie haben Recht, wenn er ausgelernt hat, so soll er wieder kommen, ich werde nicht auf ihn vergessen." Er gab ihm nun ein paar Schahle, einen Turban und 100 Rupien. Für meinen Munschi, welcher schon nach Lodiana aufgebrochen war, ward Mohun ein Geschenk gleicher Art

übergeben. Ranjiet Singh rief nun einem einäugigen, übel aussehenden Manne, welchen ich zum ersten Male sah, und gab ihm ein paar Schahle, indem er mir sagte: „Dies ist der Kompagnie Sirdar's Spion, der über Sie berichtete (den Akber schrieb). Es ist gebräuchlich, dass er bei der Abreise eines Fremden ein Geschenk erhält." Ich bemerkte: dass mir dieser Gebrauch höchst widersinnig schien, die Kompagnie hätte ihn dafür zu belohnen, nicht er. Er antwortete: „Dasselbe findet mit meinem Spion in Lodiana statt, wenn ein Siek von mir dahin gesendet wird; es ist ein gegenseitiges Uebereinkommen und soll bedeuten, dass wir Beide über dieses Spioniren nicht böse sind. Haben Sie für irgend Jemand sonst zu sprechen." Ich antwortete: dass ich mich schäme, bis jetzt auf meinen Reisegefährten von Kaschmir nach Lahor vergessen zu haben, auf meinen Freund, Mohammed Schah Nakschbandi; hätte ich gewusst, dass ich heute von dem Maha Raja Abschied nehmen würde, so hätte ich ihn mitgebracht, um ihn Ranjiet Singh vorzustellen. Ich sagte dann: er sei ein edler Mann, der ihm einige tausend Unterthanen erhalten habe, indem er sie ernährte, als die Hungersnoth in Kaschmir wüthete. Er. „Was will er?" Ich sagte dies. Er. „Ich werde mich nach ihm erkundigen, und verspreche Ihnen, für ihn zu thun, was ich kann." Ich dankte ihm dafür. Ich bemerkte Mirza und winkte ihm zu nahen. Er kam auf den Maha Raja zu, und seinen Salam machend, reichte er, der Sitte gemäss, zwei

Rupien dar. Ranjiet Singh fragte, sich nach mir wendend: „Soll ich seinen Gehalt vermehren." Es ist dies der Ausdruck für avanciren. Ich sagte, ich bäthe darum. Er rief seinen Schreiber, und liess ihm sein Dekret als Lieutenant ausfertigen. „Hier," sagte er, ihm **100** Rupien gebend, „ist für Deine Equipirung und hier die Ernennung." Ich sagte ihm nun, dass ich erst gestern gehört habe, dass sein Sohn Kurruck Singh hier sei, und dass ich wünsche, ihm vor meiner Abreise einen Besuch abzustatten. Er fragte: „Wozu?" Ich antwortete: Ich glaube, dass der älteste Sohn des Maha Raja diesen Beweis meiner Hochachtung erheische. Er antwortete: „Gut, dann bleiben Sie noch ein paar Tage hier." Ich sagte, dass wenn es dem Maha Raja unangenehm wäre, ich die Idee des Besuches aufgeben würde. Er antwortete: „Nicht das; nicht das! Besuchen Sie ihn Morgen früh, ehe Sie abreisen. Und nun," sagte er „will ich Sie nicht länger aufhalten. Leben Sie wohl. In Amritsir werden Sie von mir hören; es liegt mir daran, dass Sie mein Laboratorium für die Artillerie besuchen, der Kommandant wird zu Ihnen kommen. Schreiben Sie mir, wenn Sie in Ihrer Heimath zurück sind, und so oft Sie können."

Er stand auf und nahm meine Hand, dann ging er seinem Palankin zu. Vigne hatte lange gewünscht, das Porträt Ranjiet Singh's zu zeichnen, und ich sagte ihm im Anfange unseres Aufenthaltes, es sei am Besten eines Tages, wenn wir den Maha Raja besuchten,

seine Tafel herauszuziehen, und um die Erlaubniss zu bitten, es zu thun, während wir sprächen. Er glaubte indessen, es sei besser, durch den Fackhier um die Erlaubniss einzukommen; die Folge war jedoch, dass die Rede nicht davon war. Nun fiel es ihm mit einem Male ein, dass er Lahor verlasse, ohne es gethan zu haben, und in dem Momente, als der Maha Raja dem Palankin zuschritt, liess er ihn durch Henderson bitten, ihm zu erlauben, sein Porträt zu machen. Henderson hatte es einmal als zu spät abgeschlagen, diese Bitte vorzutragen, allein Vigne sagte selbst: „Maha Raja", dieser drehte sich um, und Henderson musste nun sprechen. Ranjiet Singh dachte einen Augenblick nach, dann fragte er: wie viel Tage er brauche. Vigne: „eine halbe Stunde, ehe ich morgen abreise." Er. „Das ist zu kurz. Gehen Sie nach Amritsir und machen Sie es dann." Vigne. „Wie ist dies möglich." Er. „Der General - Gouverneur hat mein Bild, sonst bedarf es Keiner. Wollen Sie meines machen, so bringen Sie mir zuerst zur Probe Ihrer Kunst jenes des Königs von England." Nun wendete er sich nochmals zu Uns: „Erinnern Sie sich, das Sie stets einen Freund im Panjab haben werden." Ich war zu gerührt, um zu antworten.

Wir waren bald auf dem Wege nach General Ventura's Haus. Zum letzten Male hatte ich den erstaunenswürdigen Mann gesehen, der auf Jeden, der ihm naht, grossen Einfluss ausübt, und der mir von dem Anfange bis zum Ende meines Aufenthaltes in seinem

Reiche ununterbrochene Beweise von Aufmerksamkeit bewiesen hatte. Ich war, nach Allem, was ich früher hörte, auf grosse Schmeicheleien gefasst, und Jacquemont's Briefe liessen mich die Auszeichnungen im Anfange eben nicht hoch anschlagen. Es scheint allerdings die Gewohnheit des Maha Raja zu seyn, Europäer mit Schmeicheleien zu überhäufen, und sich dann an den possierlichen Figuren zu ergötzen, oder es mag eine moralische Coquetterie seyn, um geachtet und geliebt zu seyn. Allein mir schien dennoch während meines ganzen Aufenthaltes in Lahor eine solche Folge in seinem Betragen gegen mich zu liegen, welche für eine Komödie zu lang, und mit mir, dem Fremden, unnöthig gewesen wäre. Jacquemont, der sich der Freundschaft Ranjiet Singh's rühmt, war ihm geradezu unangenehm, und während seines Aufenthaltes in Lahor, dem Ersten, versicherte man mich, dass es ihm z. B. nicht erlaubt gewesen wäre, sich zu setzen; bei dem Zweiten war mein Berichterstatter nicht zugegen. Dies war jedoch eine natürliche Folge davon, dass Jacquemont's Freund, General Allard selbst, sich als Diener Ranjiet Singh's nicht in seiner Gegenwart setzen durfte, ausgenommen auf den Boden, wofür er sich zu gut hält, und daher lieber stehen bleibt.

Der Fackhier Sahib kam bald in General Ventura's Haus, mir zu sagen, dass Ranjiet Singh den Schah am folgenden Morgen sehen würde, und dass er Dr. Henderson ersuche, mit ihm zu kommen. Der Maha Raja

liess mich zu gleicher Zeit fragen, ob er dem Schah einen Lehnstuhl geben solle. Ich sagte, dass in dieser Rücksicht sicher bestimmte Regeln an dem Hofe des Maha Raja festgesetzt seien, gegen welche ich nicht wünsche durch meinen Wunsch anzustossen, dass er vielleicht einen Lehnstuhl wegen der Heiligkeit seiner Person verdiene.

Fackhier. Der Maha Raja wünscht zu wissen, ob Sie wünschen, dass er ein Khelat erhalte.

Ich. Ich glaube, dass er diese Auszeichnung verdient; er hat sich stets als ein Freund der Europäer bewiesen, in der Ueberzeugung, dass dies der Wunsch Ranjiet Singh's sei.

Fackhier. Der Maha Raja hat ihm ein Jagier angewiesen.

Ich. Erlauben Sie, dass ich nach dem Schah Sahib sende.

Dieser kam, und der Fackhier sagte: Der Maha Raja habe befohlen, dass dem Schah fünf Dörfer in Kaschmir angewiesen werden; der Maha Raja verlange nun zu wissen, zu mir gewendet: ob ich wünsche, dass die Schenkungsurkunde in meinem Namen ausgefertigt würde.

Ich. Ich bin fest überzeugt, dass der Schah sie lieber aus den Händen des Maha Raja empfängt; allein ihn wird er nicht vergessen, bei mir könnte es der Fall seyn, und so bitte ich, dass es in meinem Namen geschehe.

Der Schah stand auf, meine Hand zu küssen; ich umarmte ihn und sagte: Der Maha Raja will Sie morgen sehen. Vergessen Sie nicht, ihm zu danken.

Als der Schah Sahib uns verlassen hatte, sagte ich General Ventura und dem Fackhier, ich befürchte, der Maha Raja könnte auf dies Geschenk vergessen, und Beide versprachen mir zu thun, was sie könnten, dass dieser Fall nicht eintrete.

Mit dem Zusammenpacken meiner Sachen verging der Abend, als der Fackhier abermals kam, mich im Namen Ranjiet Singh's zu fragen, welches Geschenk ich den nächsten Morgen von Kurruk Singh zu empfangen wünsche: ein Pferd für mich allein oder Schahle für Mr. Vigne und mich. Ich antwortete: Keines von Beiden. Der Fackhier sagte, dass dies nicht möglich sei. Vigne hatte mir gesagt, dass er am Morgen eine Zeichnung zu vollenden habe, und daher nicht zu Kurruk Singh gehen würde. Ich sagte daher, dass ich allein zu kommen gedenke, und einen Schahl als Andenken wünsche.

Zum letzten Male hatten wir heute die Tänzerinnen. Henderson war entzückt über den Empfang und Verstand Ranjiet Singh's.

Montag den 25. Januar. Um 7 Uhr erschien der Fackhier, mich zu Kurruk Singh zu führen. Vigne hatte seine Zeichnung vollendet und wollte nun mitgehen; ich sagte es daher dem Fackhier. Das Frühstück war um 8 Uhr bestellt, zu ihm kam Henderson

von der Audienz zurück; der Maha Raja hatte den Schah gut empfangen. Henderson verliess uns schnell wieder, einen Besuch abzustatten, er hoffte bald zurück zu seyn, allein ich sah ihn nicht wieder. Forni dauerte mich: er weinte wie ein Kind, als ich Abschied nahm, wohl durch den Gedanken, wie unglücklich er sei, zurückbleiben zu müssen. Da er jedoch, wie er sagt, 60,000 Rupien besitzt, so hatte ich weniger Mitleid mit ihm; er hatte genug, um zu Hause zu leben; es war seine freie Wahl, hier zu bleiben. Am Thore nahm ich von Mr. Fox und Mr. Dubuignon Abschied; dieser war früher in den Diensten der Begum Sumro. General Ventura fand ihn dort, und trug ihm die Schwester seiner Frau und 500 Rupien (glaube ich) monatlich an, bis er sich selbst so viel erwerbe, oder eine Anstellung erhalte, die so viel werth sei. Bis jetzt hat er keine Aussicht dazu, und lebt nun fast ein Jahr von der Güte Ventura's. Er ist ein guter und gefälliger junger Mann. Ventura selbst ist in Rückständen seiner Besoldung mit 150,000 Rupien; allein er ist trotz dem ein reicher Mann. Wenn er Geld fordert, sagt der Maha Raja: „Wozu brauchst Du es. Ist nicht Alles, was ich besitze, Dein?" Allard blieb in bedeutendem Rückstande, als er das Panjab verliess; vielleicht wird ihn dies zurück zu kommen bewegen.

Ein Auftrag des Fackhier am gestrigen Abende lautete dahin, dass der Maha Raja ein Stück meiner Uniform zu besitzen wünsche. Ich wollte ihm die Ganze

geben, er nahm es jedoch nicht an. Mit Tagesanbruch hatte er einen Maler gesendet, sie zu zeichnen, und mir schriftlich den Auftrag gegeben, ihm 12 Ellen desselben Zeuges, oder eine vollständige Uniform aus Europa zu senden, sobald ich könne. Der Maler hatte ein Portefeuille mit sich, in dem allerlei, zum Theile gute Zeichnungen waren; unter andern war Vigne's Zeichnung darin; er hatte aus Auftrag einen schönen Govind Singh auf die Fahne malen müssen. Ich sah dem Manne zu, und erstaunte über die Fertigkeit und Genauigkeit, mit der er arbeitete.

Kurruk Singh wohnte in der Stadt. Dort angekommen, war ein regelmässiger Durbar veranstaltet; sein Schwager empfing mich am Thore, und führte mich über drei Stiegen auf das Dach des Hauses, wo Kurruk Singh unter einem Baldachine sass; in einem Kreis um ihn hockten eine Menge Siek auf Teppichen. Alle standen auf, als er mich an der Stiege empfing, und zu dem für mich bestimmten Lehnstuhle führte. Kurruk Singh ist fast blödsinnig. Als er sich gesetzt hatte, wollte Ventura zurücktreten, allein er fasste dessen rechten Arm mit beiden Händen, und bath ihn, neben ihm zu bleiben. Ventura sagte zu mir: „Oh la bête! Dites quelque chose à l'imbécile, car il ne saura jamais dire un mot." Die Unterredung zu führen, war kaum möglich. Ich bewunderte einen goldgewirkten Teppich, um etwas zu thun; er sagte, er wäre von Herat und befahl ihn augenblicklich für mich zusammen zu packen. Endlich

war die Zeit, welche der Besuch dauern musste, vorbei, und nach empfangenen Geschenken beurlaubte ich mich. Es war mir interessant, Kurruk Singh zu sprechen, um zu sehen, was von ihm zu erwarten sei, und Ventura und ihn zusammen zu bringen. Es ist in Indien allgemein angenommen, dass Ventura auf schlechtem Fusse mit dem Prinzen stehe; von der Geistesarmuth des Letzteren wird keine Erwähnung gethan. Dass das Erstere irrig angenommen sei, davon überzeugte mich der heutige Besuch.

Wir verliessen den Pallast, wie wir gekommen waren, auf Elephanten, und erreichten nach Kurzem den Wagen. Mohun hatte sich abermal ein Geschenk abgeholt, und ergötzte sich an dem Gedanken, zu fahren. Hier hatte ich von Ventura Abschied zu nehmen, welches mir nahe ging; er hatte sich sehr freundschaftlich für mich bewiesen, und ich sah nicht ein, wie ich ihm je nützlich seyn könnte. Er ist ein vollkommener Ehrenmann: als ein Modeneser, war er nicht in die Kapitulation der italienischen Armee eingeschlossen, welche allen Offizieren eine gleiche Stelle in österreichischen Diensten gab, und jung und dienstlos, trieb es ihn zu handeln, ehe er ruhte.

Der Fackhier Sahib umarmte mich mit Thränen in den Augen, und bath mich, wenn ich je Zeit finden sollte, ein paar Worte der Erinnerung an ihn zu schreiben. Dies versprach ich und werde es halten.

Ehe ich das Tagebuch meiner Reise in dem

Panjab beendige, und von meiner Reise von Lahor nach Lodiana, der militärischen Gränzstation des englischen Indien's gegen Nordwesten, spreche, sei es mir erlaubt einen Abschnitt einzuschalten, der Ranjiet Singh und seinen Vorfahren gewidmet ist. Das Meiste in diesem Abschnitte Enthaltene ist aus dem früher erwähnten Werke des Herrn Tobias Prinsep entlehnt. Da die Geschichte des Hauses Ranjiet Singh mit jener der Siek innig verwandt ist, so hat Manches darin besprochen werden müssen, was schon früher berührt worden war, doch sind Wiederholungen so viel als möglich vermieden worden.



Der Maha Raja der Siek, Ranjiet Singh und sein Hof.

Ranjiet Singh kann seine Stammtafeln nicht weit zurückführen. Eben so wenig wie irgend ein Siek, dessen Familie sich in dem Kampfe gegen die mohammedanische Obergewalt auszeichnete, kann Ranjiet Singh auch nur die Namen seiner Voreltern bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhundertes auffinden. Erst in der neuern Zeit und nicht ohne Mühe, vermochte der Maha Raja, Abkömmlinge der höhern Kasten zum Uebertritte zu jener Religion zu bereden, welche er selbst bekennt, und wie schwer es ihm gelang, wird im Verlaufe dieses Abschnittes klar werden.

Man darf sich daher nicht wundern, wenn die Spur der Vorfahren Ranjiet Singh's sobald in der Geschichte verloren geht. Der Erste seiner Familie, von welchem er selbst etwas weiss, ist ein gemeiner Zemidar (Bauer), Namens Disu, ein Hindu aus der Kaste der Jat, und vom Stamme der Sansi, dessen ganzes Vermögen zu

Anfang des achtzehnten Jahrhundertes aus drei Pflügen und Einem Brunnen bestand, nach denen im Panjab, wo die Flüsse zur Bewässerung der Felder nicht verwendet werden können, der Besitz berechnet wird: denn ohne Wasser ist daselbst der beste Boden ohne Werth, und trägt keine Ernte, sondern nur unbrauchbares Gestrippe. Disu lebte in einem Dorfe, Sukertschak genannt, im Distrikte Manjha des Jin'hut Doab. Nichts weiter ist von Disu bekannt, als dass er der Vater Nodh Singh's war, welcher die Siek-Religion annahm. Die Veranlassung dazu war folgende: Er liebte die Tochter Gulab Singh's, eines Zemidar des Ortes Mejethia, welcher, selbst ein Siek, den Uebertritt Nodh's zu dieser Sekte als Bedingniss seiner Einwilligung zur Heirath mit seiner Tochter setzte. Nodh liess sich durch die Bedingung nicht abschrecken: er trank den Pahul der Einweihung, nahm den Namen Nodh Singh an, verkaufte die geerbten Pflüge und seinen Brunnen, kaufte sich ein Pferd und schloss sich dem Misul Feyzullapuria an, dessen Sirdarhaupt: Kapur Singh war, und welcher in Gujrat lebte.

Nodh Singh starb 1750. Sein Sohn Tschurut Singh verheirathete sich mit einem Mädchen aus Gujaraoli, einem 30 Meilen nord-westlich von Lahor gelegenen Dorfe. Er verband sich mit seinen beiden Schwägern Dul Singh und Jodh Singh, und da er es verschmähte, in einer untergeordneten Lage zu dienen, so errichtete er eine Räuberbande, deren Raubzüge das Glück so sehr

begünstigte, dass sie in kurzer Zeit eines sichern Ortes zur Aufbewahrung ihrer Beute bedurfte. Mit Erlaubniss der Familie seiner Frau erbaute daher Tschurut Singh ein Ghari (Fort von Erde) unweit Gujaraoli. Wegen der Nähe der grossen Strasse nach Atok, und zweckmässig entfernt von Lahor, war dieser Ort gut gelegen, und die Beute wuchs so schnell an, dass es in jener Zeit der allgemeinen Verwirrung dennoch die Aufmerksamkeit Khaja Obyd's, des von Achmed Schah Abdalli in Lahor zurückgelassenen Statthalters auf sich zog. Khaja Obyd fühlte, wie wichtig es sei, den ersten festen Punkt der Siek zu zerstören, und glaubte, dass diess am Besten durch seine Gegenwart erreicht werden würde. Er führte daher 1762 persönlich eine Truppenabtheilung vor das Ghari, um Tschurut Singh zu vertreiben, und das Fort der Erde gleich zu machen. Allein Khaja Obyd's Absicht misslang, er wurde gezwungen nach Lahor zu fliehen, und Tschurut Singh blieb in dem Besitze seines Ghari. In Folge des misslungenen Unternehmens Khaja Obyd's, welches hauptsächlich durch Tschurut Singh's Thätigkeit vereitelt wurde, schlossen sich viele Siek an den unternehmenden Räuber an, und es wurde ihm dadurch möglich, ein eigenes Misul in der Siek-Genossenschaft unter dem Namen Sukertschakia zu gründen, welches in dem Verzeichnisse der 12 Misule das Letzte, und mit 2500 Pferden eingetragen ist.

Mit dem Jahre 1764 hatte Achmed Schah aller

Ansprüche auf Indien entsagt, und Tschurut Singh wie alle andern Siek-Sirdare breiteten ihre Herrschaft ungestört über die mohammedanische und indische Bevölkerung aus.

Dem ehrgeizigen Tschurut Singh schien sich im Jahre 1774 eine Gelegenheit zur Erweiterung seiner Macht darzubiethen, die er begierig ergriff. Ranjiet Deo, der Hindu-Raja von Jommu, aufgebracht über das schändliche Benehmen seines ältesten Sohnes Brij Raj, enterbte ihn öffentlich, und bestimmte seinem jüngern Sohn, Mean Dulel Singh, den Musnud (Thron). Brij Raj begab sich zu dem unternehmenden Tschurut Singh, und versprach ihm einen jährlichen Tribut zu zahlen, wenn es ihm durch dessen Hilfe gelänge, seinen Vater Ranjiet Deo abzusetzen, und sich auf dem Musnud von Jommu zu behaupten. Tschurut Singh nahm den Antrag mit Freuden an, verstärkte sich durch eine Verbindung mit Jey Singh, Sirdar des Ghania Misul's, und marschirte auf Jommu los. Ranjiet Deo hatte sich mit den Truppen von Tscham (oder Kangra) und Nurpur verstärkt, und sogar die Siek des Banghi Misul's mit ihrem Sirdar Jhanda Singh zur Mitwirkung angeworben. An dem Flusse Bussuntur kam es zu einem Gefecht, worin das Luntengewehr Tschurut Singh's zersprang, und ihn (1774) in seinem 45. Jahre tödtete.

Tschurut Singh hatte es von einem gemeinen Dharwarie (Strassenräuber) zum Anführer eines Misul's gebracht; er hinterliess eine Witwe, Namens Disan,

mit zwei Söhnen: Maha Singh und Suhuj Singh, und eine Tochter, Raj Konwur. Seine Besitzungen warfen 300,000 fl. Conv. Münze jährliche Einkünfte ab. Der älteste Sohn Maha Singh's war erst 10 Jahre alt, als er das Sirdari, unter Vormundschaft seiner Mutter Disan und des früher erwähnten Jey Singh's, übernahm. Als ein Sittenzug der Siek verdient es der Erwähnung, dass Jey Singh, der Verbündete des verstorbenen Tschurut Singh, und seine Witwe Disan fanden, das beste Mittel, sich mit Ehren aus der bösen Lage, in welche sie durch den Tod Tschurut Singh's versetzt waren, bestehe darin, den Sirdar des Bhangi Misul, welcher der mächtigste Feind der beiden Kinder geworden war, ermorden zu lassen. Es wurde ein Mehter (der niederste Diener in einem Hause) bestochen, welcher ein Gewehr auf Jhanda Singh abfeuerte und ihn tödtlich verwundete. Die beiden Misule unter Jey Singh und Disan zogen sich nun zurück, ohne von dem ihres Anführers beraubten Bhangi Misul beunruhigt zu werden. Alle überliessen Brij Raj seinem Schicksale; jedoch nahm der Knabe Maha Singh, als Brij Raj ihn verliess, die Förmlichkeit des Dosterbadie vor, welches in dem Austausche des Turbans besteht, und beide Theile wie Brüder verbindet.

Die grosse Jugend Maha Singh's hätte bald dem wachsenden Hause Ranjiet Singh's den Untergang bereitet. Die untergeordneten Häuptlinge misstrauten der Jugend des Knaben, und dachten, dass bei Ghanda

Singh, dem Nachfolger des ermordeten Jhanda Singh, mehr Aussicht auf Bereicherung sei, als bei Maha Singh. Allein Dharam Singh, der erste Abtrünnige, wurde durch die Witwe Disan augenblicklich von seinen Besitzungen, ehe ihm Ghanda Singh zu Hilfe eilen konnte, vertrieben und sein Land eingezogen. Die andern Häuptlinge wurden durch diese Entschlossenheit vom Abfalle abgehalten, und da der Augenblick dazu günstig schien, so ward die Hochzeit Maha Singh's mit der Tochter Gujpat Singh's von Jiend, deren Verlobung schon früher statt gefunden hatte, in demselben Jahre (1776) zu feiern beschlossen. Allein Jiend, das auf dem linken Ufer der Sutlej liegt, ist weit von Gujaraoli entfernt, und für den Brautzug (Burut) erschien daher Jey Singh, der Vormund Maha Singh's, mit einer grossen Macht, wozu er alle befreundeten Misule aufgeboten hatte. Auf diese Verbindung gründet übrigens Ranjiet Singh eben jetzt Ansprüche auf Jiend, welches die Kompagnie als erledigt, kürzlich eingezogen hat.

Mit dem Jahre 1778 begann Maha Singh seine erste Waffenthat durch die Erstürmung einer Festung, Namens Rusul-Naghur, welche einem Mohammedaner gehörte, und die er dann Ram-Naghur nannte. Diese Eroberung verlieh ihm so grossen Ruhm, dass viele Häuptlinge, die keinem Misule zugehörten, sich an ihn anschlossen.

Am 2. November 1780 wurde ihm von seiner Frau, aus der Jiend-Familie, Ranjiet Singh geboren. Das

schwächliche Kind ward nach seiner Geburt von den Blattern befallen; um die drohende Gefahr abzuwenden, sandte Maha Singh reiche Spenden nach dem Wallfahrtsorte Jualamuki; der Knabe genas, verlor aber sein linkes Auge, er erhielt daher den Beinamen Ranjiet Singh Kana: der Einäugige; sein Gesicht trug auch sonst die Spuren der Krankheit.

Maha Singh's kriegerischer Geist suchte nach einem Schauplatze für Unternehmungen. Diese fand er in Jommu. Brij Raj hatte sich mit seinem Vater Ranjiet Deo versöhnt, und nach dessen Tode den Musnud (Thron) bestiegen. Maha Singh forderte nun die Erfüllung der Stipulationen des Vertrages von Brij Raj mit seinem Vater Tschurut Singh, nach welchem Brij Raj einen jährlichen Tribut zu zahlen hatte; eine unbillige Forderung, welcher Brij Raj zu willfahren weigerte. Maha Singh brach daher unverzüglich mit einer Truppenabtheilung gegen Jommu auf. Brij Raj unvorbereitet, Maha Singh zu widerstehen, floh nach Tricota Devi, einem berühmten Wallfahrtsorte unweit Jommu, und überliess diese Stadt ihrem Schicksale.

Jommu war dazumal die reichste Stadt des Panjab. Unter der väterlichen Regierung Ranjiet Deo's, welcher Klugheit mit Muth verband, hatten sich alle Reichthümer der Hindu-Bevölkerung des ganzen Landes dahin geflüchtet, eben sowohl um vor den Siek-Räubern als vor den mohammedanischen Herren sicher zu seyn. Maha Singh zog ohne Widerstand in die Stadt, allein dies

verhinderte ihn eben so wenig sie zu plündern, als das Band Dosterbadi (Turbanbruderschaft) ihn abgehalten hatte, Brij Raj zu bekriegen. Mit ungeheurer Beute beladen, zog Maha Singh nach wenigen Tagen wieder Gujaraoli zu. Der Reichthum, welchen Maha Singh durch diese Unternehmung erworben hatte, schützte ihn zwar durch Vermehrung seines Anhanges vor seinen Feinden, jedoch nicht vor den Vorwürfen seines alten Freundes und Beschützers, Jey Singh, welcher in schwierigen Zeiten das Erbtheil des verwaisten Knaben Maha Singh beschützt hatte. Brij Raj war nämlich ein Freund Jey Singh's, welcher über Maha Singh's unbilligen Vorwand zum Kriege und Verletzung des Dosterbadi auf's Höchste entrüstet war. Als daher Maha Singh von seiner Unternehmung zurückgekommen, sich nach Amritsir begab, sowohl um sich in dem heiligen Weiher von seinen Sünden zu reinigen, als um Jey Singh zu versöhnen, begab er sich zu dem mächtigen Häuptling. Dieser warf ihm bei dem Eintritte in sein Gemach dessen treuloses Benehmen gegen seinen Turbanbruder, Brij Raj, vor. Maha Singh sah sein Unrecht ein; eingedenk seiner vielen Feinde, wünschte er sich den Anführer des Ghania Misul zu versöhnen. Er glaubte es nicht unter seiner Würde, vor dem alten Manne, dem Beschützer seiner Jugend, bittend zu erscheinen. Er verliess das Zimmer, in welchem Jey Singh auf einem Tscharpoi ausgestreckt lag, kam jedoch bald mit einer Schüssel Zuckerwerk zurück, kniete in der

Stellung eines Dieners vor Jey Singh nieder, und sagte: er möge die Bedingung nennen, unter welcher er sich seinen Freund und Beschützer versöhnen könne. Jey Singh zog unwillig den Schahl, der auf seinen Füssen lag, über den Kopf und sagte, sich umwendend: er wünsche von dem pathetischen Unsinn des Tänzers (Bhagtia) nichts mehr zu hören. Maha Singh verliess den unversöhnlichen Häuptling im höchsten Unwillen und schwur ihm Rache. Er verband sich augenblicklich mit seinen Freunden, erschien unerwartet unweit Batala, der Hauptstadt Jey Singh's, und verhinderte durch seine Entschlossenheit diesen Siek-Häuptling, sich mit den Truppen Ghanda Singh's, Sirdar des Bhangi Misul, zu vereinigen, mit welchem verbunden, Jey Singh über eine Macht gebothen hätte, welche Maha Singh's Truppen an Anzahl sechsmal übertroffen haben würde. Auf die Nachricht des Vorrückens Maha Singh's sandte Jey Singh in aller Eile seinen ältesten Sohn, Gur Backsch, mit einer jenem dennoch überlegenen Macht, die aus achttausend auserlesenen Reitern bestand, entgegen; allein der junge, allzu kühne Mann fiel bei der ersten Charge, und seine Truppen ergriffen die Flucht.

Wenn eine Familie im Emporsteigen ist, so ereignet es sich oft, dass gerade das, was unfehlbar sie zu stürzen droht, dazu dient, sie zu erheben. So war es hier der Fall. Maha Singh's Untergang schien durch die Vereinigung der beiden mächtigen Misule, des Bhangi und Ghania Misul, welche 18,000 Pferde in's Feld bringen

konnten, unvermeidlich. Allein die erste Niederlage entschied durch das rasche Vordringen Maha Singh's den Krieg zu seinen Gunsten, und der alte Jey Singh, dessen Stolz durch den Tod seines Sohnes gebrochen war, musste sich erniedrigen, von seinem Pflegesohne, der ihm die Erhaltung seines Erbtheiles verdankte, Frieden zu erbitten.

Jey Singh hatte zwei jüngere Söhne: seine ganze Liebe und Hoffnung war jedoch auf den Aeltesten gerichtet gewesen, und er übertrug sie auf seines gefallenen Sohnes Witwe, Suda Konwur, die bald unumschränkte Gewalt über ihn erlangte. Diese hatte eine einzige Tochter, Metab Konwur. Es gelang Maha Singh, zuletzt den alten Jey Singh zu versöhnen, und Suda Konwur so sehr für sich zu gewinnen, dass Maha Singh's Sohn, Ranjiet Singh, welcher damals 5 Jahre alt war, mit Metab Konwur verlobt wurde. Dieses Maugnie (Verlobung) fand 1785 statt, und durch diese Verbindung und den Einfluss Suda Konwur's versicherte sich Maha Singh den Beistand eines der mächtigsten Sirdare, welches ihm bei seinen künftigen Unternehmungen das Uebergewicht über alle andern Siek-Häuptlinge gab.

Im Jahre 1791 ward Maha Singh zu einer Unternehmung verleitet, die abermals die Hoffnung seines Hauses auf immer zu vernichten drohte. Die erwähnte Schwester Maha Singh's, Raj Konwur, war mit Sahib Singh vermählt worden, der 1791 seinem Vater in der Sirdarie von Gujrat folgte. Der Augenblick schien für

Maha Singh günstig, seine Oberherrschaft über diesen wichtigen Platz anerkannt zu sehen, und seine von Ehrgeiz erfüllte Seele dachte wenig an die Bande der Verwandtschaft. Er forderte daher seinen Schwager Sahib Singh auf, ihm eine Summe Geldes als Anerkennung seiner Oberherrschaft zu senden. Sahib Singh suchte Zeit zu gewinnen, um sich zu rüsten, und führte den Beweis, dass sein Vater zu dem Banghi Misul gehörte, und daher Maha Singh kein Recht habe, von ihm irgend etwas zu fordern. Maha Singh brach augenblicklich auf, erschien vor Suhdura, der Hauptfestung Sahib Singh's, und belagerte sie. Sahib Singh hatte eben noch Zeit, Hilfe von dem Banghi Misul zu fordern; sie erschien zum Entsatze des Platzes, war jedoch zu schwach etwas auszurichten, und wurde von Maha Singh vertrieben. Dieser erkrankte im Verlaufe der Belagerung (1792), und starb bald darauf in dem ihm gehörigen Orte Gujaraoli, im 27. Jahre seines Alters.

Mit seinem Tode entwickelte sich Suda Konwur's Geist, der auf die Schicksale des Panjab den wichtigsten Einfluss hatte. Bei Maha Singh's Tode war sein einziger Sohn Ranjiet Singh erst 12 Jahre alt. Maha Singh hatte zahlreiche Feinde, die alle den Augenblick seines Todes zu erwarten schienen, um Rache zu nehmen. Obgleich seine Witwe, die Mutter Ranjiet Singh's, dem Siek-Gebrauche gemäss, Regentin wurde, mit Zugebung des Dewan Lakhpat Singh, Ministers ihres verstorbenen Gemahls, so wusste dennoch Suda

Konwur, Ranjiet Singh's Schwiegermutter, die Leitung der Geschäfte an sich zu bringen.

Im folgenden Jahre 1793 starb Jey Singh; er schloss seine beiden Söhne, Bagh Singh und Kidhan Singh, von der Erbfolge aus, und ernannte seine Schwiegertochter Suda Konwur zur Regentin für seine Enkelin Metab Konwur, Ranjiet Singh's Frau, der er sein Land und seine Schätze hinterliess; die beiden Söhne Jey Singh's hatten weder Geist noch Muth, sich dieser Einrichtung zu widersetzen.

Es scheint der Plan Suda Konwur's gewesen zu seyn, Ranjiet Singh, der kaum dem Knabenalter entwachsen war, so sehr in Vergnügungen zu verstricken, dass sein Geist zur Führung der Geschäfte nicht erwachen könne. Noch unter ihrer Vormundschaft ward er zum zweiten Male vermählt, und zwar mit Raj Konwur, der Tochter des Naki Häuptlings Khuja Singh. Allein eben diese frühe Befriedigung seiner Begierden brachte, obgleich auf Kosten seiner Gesundheit, eine Uebersättigung hervor, welche seinen Geist von Vergnügungen abzog und ernsten Geschäften zuführte, und welche den Jüngling zum Manne reiften. Doch nicht nur seinem Körper fügte diese herrschsüchtige Frau einen unersetzlichen Schaden zu: sie verhinderte auch jede Ausbildung seines Geistes, und Ranjiet Singh fand sich, als er zur klaren Anschauung seiner selbst gelangt war, so unwissend, so ungebildet, so unerfahren, als sei er unter Thieren aufgewachsen. Mit 17 Jahren

erwachte er aus der sinnlichen Betäubung: er riss seine angeerbte Macht an sich, und begann seine Herrschaft damit, seinem Vormund Dewan Lakhpat Singh den Oberbefehl in einer misslichen Unternehmung gegen Keytal zu geben, worin der Dewan sein Leben verlor, nicht ohne Verdacht, es sei der Plan Ranjiet Singh's gewesen, sich seiner zu entledigen. Seine eigene Mutter wurde angeklagt, in Liebesverhältnissen mit Lakhpat Singh gestanden zu haben, der indess weder der Erste noch der Letzte ihrer Liebhaber gewesen seyn soll. Ranjiet Singh soll, nachdem er die Beweise ihrer Schuld erhalten hatte, befohlen oder wenigstens erlaubt haben, dass sie getödtet werde, und der alte Dal Singh wird als der Mann genannt, der sie vergiftet haben soll. Ranjiet Singh führte von nun an, unter der Leitung seiner Schwiegermutter Suda Konwur, die Regierungsgeschäfte selbst.

Die beiden ersten Einfälle Schah Zeman's in das Panjab fanden statt, während Ranjiet Singh noch unter Vormundschaft stand; bei dem Dritten 1798 hatte Ranjiet Singh die Regierung seines Misul's schon selbst angetreten. Er war einer jener Siek-Sirdare, welche sich vor ihm bei seinem Vorrücken zurückzogen, jedoch durch Abgeordnete zu Lahor huldigten. Ranjiet Singh flüchtete auf das linke Sutlej-Ufer, in die Provinz Sirhind, und benutzte diese Zeit der allgemeinen Furcht vor den Afghanen, sich jene Dörfer und Städte zu unterwerfen, welche zu schwach waren, ihm zu

widerstehen. Als sich der Schah eiligst nach Kabul wenden musste, kehrte Ranjiet Singh schnell in seine Besitzungen zurück, und folgte dann der Armee des Schah, ohne festen Plan, doch in der Absicht, die Umstände für sich zu benützen. Der Dienst, der ihm bei dieser Gelegenheit Lahor erwarb, ist bereits in einem andern Abschnitte dieses Werkes erwähnt worden, so wie die Art, wie er sich in den Besitz der Stadt setzte. Dieser erhaltene Vortheil machte jedoch die andern Sirdare eifersüchtig auf das Glück Ranjiet Singh's, und eine Armee verbündeter Siek versammelte sich gegen ihn; allein nach einigen Monaten zerstreuten sie sich, ohne etwas unternommen zu haben, und erlaubten Ranjiet Singh, der ihnen nicht gewachsen gewesen wäre, frei zu athmen.

Es war dies der letzte Versuch der Siek-Sirdare, sich der wachsenden Macht Ranjiet Singh's zu widersetzen. Sie sahen ein, dass es um ihre Unabhängigkeit gethan war: statt sich jedoch gegen den schlauen, mächtigen Fürsten zu verbünden, hoffte Jeder durch ein besonderes Ereigniss von dem Untergange, der Andere getroffen hatte, gerettet zu werden.

Als Ranjiet Singh mächtig auftrat, war das Panjab noch zwischen Siek- und Muselman-Herrschern getheilt; allein die Letzteren waren eben so wenig unter einander verbunden, wie jene, um dem allgemeinen Feinde gemeinschaftlichen Widerstand entgegen zu setzen, und vor der schlauen Politik Ranjiet Singh's, der nie mehr

unternahm, als er mit Sicherheit ausführen konnte, erlagen Alle, nur Wenige nach männlichem Kampfe. Zur Vergrösserung seiner Macht nahm Ranjiet Singh nur ungern zu den Waffen seine Zuflucht, nicht aus Mangel an persönlichem Muth, sondern weil er wohl wusste, dass der Ausgang einer Schlacht von dem vereinten Willen Vieler abhängt, jener der Verhandlung von einem einzigen überwiegenden Geiste. Jedes Mittel war ihm gut, das zum Ziele führte. Witwen und Waisen zu berauben, machte er sich eben so wenig ein Gewissen, als einem Unglücklichen, welcher voll Vertrauen zu ihm kam, sein Besitzthum abzunehmen, und die Schätze eines Mannes, der sich freiwillig in seinen Schutz begab, waren ihm eine eben so willkommene Beute, als das Gut seines Freundes, als der Erbbesitz seines eigenen Sohnes.

Im Jahre 1805 kam ein Ungewitter von Süden heraufgezogen, das leicht die unbefestigte Macht Ranjiet Singh's auf immer hätte zerstören können. In diesem Jahre fand das Zusammentreffen der brittischen Macht in Hindostan unter Lord Lake mit dem Heere Juswunt Rao Holkar, dem Heerführer der Mahratten statt, und dieser Letztere schien nach seiner Niederlage gesonnen, seine Flucht nach dem Panjab fortzusetzen. Es war für Ranjiet Singh schwer, das mindere Uebel zu wählen. Widerstand gegen Holkar, unvorbereitet, konnte vergebens seyn; freundlicher Empfang den Krieg auf den Boden des Panjab spielen, und

England, einmal dort angekommen, mochte schwerer zu entfernen seyn, als irgend ein anderer Feind. Holkar erreichte Lahor und sprach mit glühenden Worten zu Ranjiet Singh: er wollte ihn und sein Volk begeistern zum Kampfe gegen die englische Obermacht; jetzt, wo die Hindu-Bevölkerung von den Mohammedanern nichts mehr zu befürchten hatte, und seit lange zum ersten Male mächtige einheimische Fürsten, wenn sie vereint handeln würden, das Schicksal Indien's entscheiden konnten. Ranjiet Singh zögerte mit einer Erklärung, um Holkar selbst abzukühlen. Dieser sah zuletzt ein, dass es ihm nicht gelingen würde, die Siek-Nation in Masse für sich zu gewinnen, und eine theilweise Hilfe konnte ihm nichts nützen. So entschloss er sich zum Frieden mit Lord Lake, der am 24. Dezember 1805 unterzeichnet wurde, und beide Armeen zogen sich nach Hindostan zurück.

Die Geschichte der nächsten drei Jahre biethet wenig Interesse für den Europäer dar, so wichtig auch immer die Ereignisse für das Land waren, das von den Siek beherrscht wurde. Dieses begriff ausser dem Norden des Panjab den Strich Landes von der Jomnu bis zur Sutlej, Sirhind und Maloa genannt, in sich, und Ranjiet Singh konnte schon um diese Zeit als der Oberlehensherr dieses ganzen Landes angesehen werden. Wenig zur Ehre desselben gereichten die Mittel, wodurch er sich diesen grossen Besitz erworben hatte, wenn auch der Zweck, aus den einzelnen

streitenden Theilen ein Ganzes zu bilden, löblich seyn mochte. Wie durch einen Zauber geblendet, waren die unabhängigen Sirdare bemüht, Ranjiet Singh in ihre Streitigkeiten zu verwickeln, und das Ende war immer, dass er allein bei der Beendigung derselben gewann. Nicht Ein Sirdar starb, ohne dass der Erbe ihm etwas abtreten musste, und war er schwach, so nahm er ihm Alles hinweg, was er besass, Städte, Schätze, Ländereien. Es war einer jener Momente für Indien überhaupt eingetreten, wo kein schwacher Fürst seinen Besitz erhalten konnte; alles früher Bestehende war über den Haufen geworfen, nur Kraft und Selbstständigkeit galt in der neuen Gestaltung der Dinge, kein verjährtes Recht, kein bestehender Besitz.

Der Vertrag der ostindischen Kompagnie mit Ranjiet Singh, der die Sutlej zur Gränze bestimmte, fällt in diese Periode, und ist in einem frühern Abschnitte besprochen worden. Allein wenn dieser Vertrag seinem Reiche in dieser Richtung engere Gränzen setzte, als er zu hoffen berechtigt war, so war dennoch die Gesandtschaft, welche diesen Vertrag mit ihm abschloss, die mittelbare Ursache der weitern Ausdehnung seiner Macht nach andern Richtungen, und gab ihm die nützliche Lehre, jede Reibung mit der brittischen Macht zu vermeiden. Ich deute hier auf die Begebenheit hin, die im Lager des Gesandten Mr. Metcalfe's (des jetzigen Sir Charles Metcalfe, früher Gouverneur der neuerrichteten Präsidentschaft von Agra, nun Gouverneur

von Jamaika) statt fand, und die, so unbedeutend sie an und für sich war, dennoch auf den scharfblickenden Ranjiet Singh einen tiefen Eindruck hervorbrachte. Die Veranlassung zu dem blutigen Auftritte war folgende: Es besteht unter den Mohammedanern von der Sekte Suni in Indien eine höchst lächerliche und abergläubische Zeremonie, mit welcher der Moharrem beschlossen wird. In den letzten zehn Tagen desselben werden nämlich abenteuerliche Katafalke (Tarbut) errichtet, mit wunderbaren Farben, mit Gold und Silber verziert, und mit einer grossen Menge von Lampen beleuchtet. Am letzten Tage des Moharrem's werden diese Katafalke in einer feierlichen Prozession herumgetragen, und unter grässlichem Schreien der Menge verbrannt, oder in's Wasser geworfen. Es geschieht dies zum Andenken der Ermordung Hassan's und Hussein's, der beiden Söhne Ali's. Diese Zeremonie wird von den Schia als ketzerisch verworfen, und sie thun Alles, was in ihrer Macht steht, um die Suni an der Abhaltung der Prozession zu verhindern. Es ereignet sich dann gewöhnlich, dass dabei in jeder volkreichen Stadt Indien's einige Menschen um's Leben kommen. Der Moharrem fiel im Jahre 1809 zu Ende Februar's, zur Zeit des Huli, eines Hindu-Festes, und das Lager des Gesandten befand sich gerade in der heiligen Stadt Amritsir, wo Ranjiet Singh sein Hoflager zur Feier des Huli aufgeschlagen hatte. Durch einen missverstandenen Befehl Mr. Metcalfe's, der den Mohammedanern seiner Eskorte das Herumtragen

23 *

der Tarbut verbiethen sollte, ward die Prozession festlich abgehalten, und war gerade im Zuge, als die Akali, entrüstet, diese mohammedanische Zeremonie in der Nähe ihres heiligen Beckens feiern zu sehen, die Bevölkerung Amritsir's gegen die Erbfeinde des Glaubens aufwiegelten. Phula Singh stellte sich an die Spitze der fanatischen Menge, ein rollendes Musketen-Feuer begann den Angriff, und bald stürzte sich das wüthende Volk mit einem grässlichen Geschrei auf die Truppen Mr. Metcalfe's. Die ganze Eskorte des Gesandten bestand aus zwei Kompagnien und 16 Reitern indischer Soldaten: allein die kleine Abtheilung empfing die Wüthenden mit grosser Ruhe, ein rasch sich folgendes Peloton-Feuer brachte sie zur Besinnung; bald griffen die Truppen der Kompagnie in geschlossenen Reihen die grosse fanatische Menge an, und trieben sie in die Flucht. Ranjiet Singh hatte von dem Vorfalle gehört, und eilte an Ort und Stelle, um, wie er glaubte, der gänzlichen Niedermetzelung der Engländer vorzubeugen: er kam jedoch gerade zur rechten Zeit an, um die letzte Charge und die gänzliche Zerstreuung des zahllosen Haufens wahrzunehmen. Er ritt nun zum Zelte des Gesandten, um ihn wegen des Vorfalls um Vergebung zu bitten, wobei er ihm zugleich seine Bewunderung über die treffliche Haltung der englischen Truppen ausdrückte. Von diesem Augenblicke an begann er seine eigenen Truppen zu organisiren: er sah ein, dass blinder Gehorsam, dem Worte des Befehlenden geleistet, wirksamer sei, als

die fanatische Wuth und Begeisterung des Einzelnen. Es gelang ihm, Unteroffiziere von den Truppen der Kompagnie an sich zu ziehen, die seine Armee exerziren mussten, allein das Ganze ging dennoch langsam von Statten, obgleich auch die geringe Disciplin gegen die ungeübten eingebornen Truppen, als er mit ihnen zusammentraf, Wunder that. Zu gleicher Zeit sah er ein, welche furchtbare Macht jene der indischen Kompagnie sei, nicht nur durch die Zahl, sondern durch den Werth der Truppen. Zu schwach, etwas gegen sie unternehmen zu können, dachte er von diesem Augenblicke auf nichts, als sich enge an sie anzuschliessen, und er wendete seine Augen zur Vergrösserung seiner Macht nach einer andern Richtung als Hindostan. Er unterzeichnete den Vertrag der Nichteinmischung in die Fürstenthümer auf dem linken Ufer der Sutlej, oder wie die Siek dieses Land nennen: „die goldene Ernte Sirhind's und Maloa's", ein Besitz, welcher ihm ohne englische Einmischung nicht entgehen konnte. Um zu verstehen, was ihm entzogen wurde, muss bemerkt werden, dass das Land vielen Raja und Sirdaren unterworfen ist, von denen Einer, der Raja von Patiala, einen Länderbesitz hat, der drei Millionen Gulden jährlich einträgt.

Da nun diese reiche Ernte für Ranjiet Singh verloren war, so begann er augenblicklich die Vergrösserung seines Reiches nach Norden, wo einige mächtige Hindu-Fürstenthümer waren. Er unterwarf sich, fast immer von streitenden Parteien eingeladen, sich in ihre Händel

zu mischen, vor Allem Kangra, eine in der Meinung der Eingebornen uneinnehmbare Festung. Er wurde im Jahre 1809 von dem alten Raja Sansar Tschand, der von dem damals mächtigen Gurkha-General Amar Singh Thappa hart bedrängt wurde, aufgefordert, ihm zu Hilfe zu kommen, wobei er versprach, ein Korps Siek in die Festung aufzunehmen, um die Gurkha zum Abzug zu zwingen. Als jedoch die Siek erschienen, reuete es mit Recht den misstrauischen Sansar Tschand, sein Versprechen zu erfüllen, und er suchte Vorwände, um der Aufnahme der Siek auszuweichen, in der Hoffnung, dass wenn die Siek und Gurkha vor der Festung lägen, beide unter sich Feindseligkeiten begönnen, und er auf diese Weise von dem Feinde und gefährlichen Freunde befreit würde. Allein Ranjiet Singh durchschaute den Plan, und befahl seinen Truppen, auf die erste Weigerung Sansar Tschand's, gegen die Festung anzurücken. Sansar Tschand eröffnete auf sie das Feuer der Batterien, die Siek verloren im Ersteigen der steilen Anhöhe bedeutend an Todten und Verwundeten, allein an dem Thore der Festung angekommen, wurde es zu ihrem Erstaunen geöffnet. So erwarb Ranjiet Singh Kangra.

Er marschirte von hier nach dem Jalander Doab, wo er die Witwe des eben verstorbenen Bhaghaie Singh ihres Jagier's (Lehens) beraubte, während sein Dewan vor Feyzullapura erschien, den Sirdar Bhup Singh zu einer Unterredung einlud, ihn als er erschien gefangen nahm, und sein Land für Ranjiet Singh einzog. Bei solchen

Gelegenheiten genügte Ranjiet Singh nicht das Land allein, auch die aufgehäuften Schätze wurden dem unglücklichen Sirdar abgenommen, und er meistens der Armuth überlassen. So lange dies Verfahren Siek betraf, hiess es nur, dem Räuber seinen Raub wieder abjagen, und Ranjiet Singh war nur eine, für ihre Verbrechen gesandte Geissel Gottes; allein wenn Hindu-Raja ihren angeerbten Besitz verloren, und uralte Dynastien an den Bettelstab kamen, so war es wohl aus einem andern Gesichtspunkte anzusehen.

Um diese Zeit gab Ranjiet Singh seiner Armee eine regelmässigere Organisation. Er theilte die Infanterie in Bataillone zu 3 und 400 Mann ab. Seine Artillerie bildete ein besonderes Korps unter einem Darogha (Kommandanten). Die Kavallerie blieb unter seinem unmittelbaren Befehl, und ward in Ghortschur Khas und Ghortschur Sowar abgetheilt; diese in Geld bezahlt, und auf Pferden der Regierung beritten, jene heissen auch Gortscheli, und erhalten Grundbesitz angewiesen.

Im Jahre 1810 hatte Ranjiet Singh zum ersten Male eine fehlgeschlagene Unternehmung begonnen, nämlich Multan zu erobern, und es zeigte sich auf's Neue, wie schlecht seine Armee noch immer organisirt sei. Er wendete daher wieder seine Sorgfalt darauf, und benützte dann den Rest des Jahres, um wie früher Güter der Hilfslosen zu confisciren, und zwar mit noch mehr Wortbrüchigkeit und unter geringern Vorwänden als

zuvor. Ein Beispiel statt vieler möge hier statt finden. Ranjiet Singh begab sich nach Ramnaghur, und forderte Nidhan Singh Athu vor sich. Dieser, welcher sich der Gefangensetzung unabhängiger Sirdare auf treulose Weise erinnerte, antwortete, er würde nur unter Bürgschaft eines Sodi-Siek-Priesters kommen, worauf Ranjiet Singh ohne weiters sein Fort Daskas berannte. Allein des Maha Raja Batterien konnten nichts gegen dasselbe ausrichten, und selbst das schamlose Mittel harter Misshandlungen gegen die Familie des Belagerten, die ein Zufall in seine Hände fallen liess, fruchtete nichts. Da wurde der verlangte Sodi-Priester abgesandt, der sich verbürgte, Ranjiet Singh würde des tapfern Nidhan Singh Athu Freiheit nicht gefährden, und ihm für die Festung, die Ranjiet Singh bedürfe, ein Jagier als Ersatz geben. Nidhan Singh Athu kam voll Vertrauen in's Lager des Feindes, wo er uneingedenk des gegebenen feierlichen Versprechens in Ketten geworfen, und sechs Wochen gefangen gehalten wurde, bis die Siek-Priester, deren Ehre bei dem Handel verbürgt war, vor Ranjiet Singh Dhurna sassen, bis er seinen Gefangenen entliess, und ihm das versprochene Jagier gab. Allein Nidhan Singh Athu, als er in Freiheit gesetzt war, schlug das Jagier aus, liess Ranjiet Singh sagen, einem Wortbrüchigen würde kein ehrlicher Mann Treue schwören, und verliess das Panjab, um in Kaschmir bei Atta Mohammed Khan Dienste zu nehmen.

Von nun an fühlte sich Ranjiet Singh stark genug,

um als Herr, dem Alles unterworfen war, im Panjab aufzutreten. Jeder Sirdar, wessen Glaubens er war, musste Tribut zahlen, und wurde er in's Lager beordert, und er weigerte sich zu erscheinen, so ward er seines Besitzes beraubt, und in Ketten nach Lahor gesendet, wo ihm dann gewöhnlich die Festlichkeiten des Huli oder Dussera die Bande lösten, allein sein Grundbesitz war für ihn verloren. Bei dem Tode eines Sirdar sah Ranjiet Singh nach indischen Oberhoheitsrechten den Besitz als ihm verfallen an, und hatte der Sohn nicht schon früher sich einzuschmeicheln gewusst, so war es um sein Erbtheil geschehen. Auf jeden Fall musste er die Turbanverleihung an dem Hoflager abhohlen und theuer bezahlen.

Dieselben Ursachen, welchen die Kompagnie Indien verdankt, erhoben Ranjiet Singh zum unumschränkten Herrn des Panjab: nämlich Uneinigkeit und Unverstand seiner Gegner, welche ihre eigene Macht überschätzten, Feindseligkeiten begannen, von ihren Verbündeten verlassen wurden, und feige und verzagt sich unbedingt ergaben; dann von seiner Seite Verfolgung eines festen Planes, rascher Entschluss und Selbstvertrauen.

In dieser Zeit gab ihm jedoch einer der Sirdare eine Antwort, die eben so sehr beweist, dass seine Absichten klar durchschaut waren, als dass er selbst ein freies Wort ertragen konnte. Er hatte 1811 den, seinem Oheim Nidhan Singh Ghania gehörigen Länderstrich in Besitz genommen, angeblich für seine Frau Metab

Konwur, allein eigentlich für sich selbst. Nidhan Singh wurde nebstbei ergriffen und in Lahor festgesetzt. Jodh Singh, ein Siek-Sirdar, dem etwas Aehnliches früher widerfahren war, kam mit einer Truppen-Abtheilung, mit der er dem Dewan nach Multan folgen sollte, nach Lahor, und als er Abschied nahm, befahl Ranjiet Singh, ihm einen Turban, als Zeichen der Zufriedenheit des Maha Raja, zu reichen. Allein Jodh Singh bath damit verschont zu werden, unter dem Vorgeben, dass in den jetzigen Zeiten jeder Sirdar sich glücklich schätzen müsse, wenn ihm Ranjiet Singh erlaube, seinen eigenen Turban sammt seinem Kopfe zu behalten.

Der geblendete Schah Zeman kam um diese Zeit nach Lahor, um den Maha Raja für seines Bruders Schah Schuja Sache in Kabul zu interessiren, allein er ward so gänzlich von Ranjiet Singh vernachlässigt, dass er nach Rawil Pindi zurückkehrte, wo beide Brüder früher sich aufgehalten hatten.

In demselben Jahre machte jedoch Schah Schuja einen Versuch gegen Peschauer, zu dem er die Mitwirkung Ranjiet Singh's nachsuchte, allein nicht erhalten konnte. Die Einladung dazu war übrigens ein deutlicher Beweis, dass Schah Schuja den Maha Raja nicht kannte; er hätte sonst einsehen müssen, dass nur der unglaublichste Unverstand ihn dazu hätte bewegen können, zu der Vereinigung der Macht der Afghanen unter Einem Oberhaupte mitzuwirken. Selbst ein jährlicher Tribut, oder Abtretung einer grossen Provinz konnte keinen

Ersatz für die Aussichten darbiethen, welche innere Streitigkeiten in Afghanistan, Ranjiet Singh eröffneten. Durch sie ward es den Afghanen unmöglich, ihre Glaubensgenossen auf dem linken Ufer des Indus zu unterstützen, wo ein kleines Reich nach dem Andern vor Ranjiet Singh fiel. Schah Schuja's Unternehmung zur Wiedereroberung seiner Krone war unglücklich, er entkam mit genauer Noth seinen Feinden auf dem rechten Ufer der Atok; auf dem Linken angekommen, nahm ihn Juhan Dad Khan gefangen, und sandte ihn an seinen Bruder Atta Mohammed Khan nach Kaschmir. Schah Zeman, der geblendete unglückliche Bruder des gefangenen Königs, war in Rawil Pindi zurückgeblieben, um den Erfolg des Unternehmens abzuwarten; nun schien ihm nichts Anderes übrig zu bleiben, als mit seiner eigenen und seines Bruders Familie nach Lahor zu flüchten.

Schah Schuja fand Mittel, aus Kaschmir zu entfliehen, und er kam, wie früher erwähnt, im Jahre 1813 mit dem Dewan Mohkam Tschand nach Lahor. Ranjiet Singh hatte nämlich Schah Schuja's Gattin, Vufa Begum, welche mit Schah Zeman nach Lahor geflüchtet war, zu verstehen gegeben, dass ihr Gemahl am Besten thun würde, nach Lahor zu kommen. Schah Schuja war verblendet genug, zu glauben, dass Ranjiet Singh ihn unterstützen würde, und er kam daher in Lahor an. Allein, kaum hatte er sein eigenes Haus daselbst betreten, als der Maha Raja zu ihm sandte, und den berühmten Kohi-Nur-Diamanten von ihm fordern liess.

Ich kann nicht umhin, einige Worte über den Kohi-Nur zu sagen. Die früheste Geschichte dieses Edelsteines ist nicht bekannt. Nach den Hindu hatte er, ehe ihn die mogolischen Kaiser erhielten, den Pandu gehört; diese erinnern in ihren Legenden in mancher Hinsicht an die Cyklopen der römischen Mythologie. Manche glauben, dass er vom Emir Jemla, der lange ein Juwelenhändler war und später die Diamantengruben im Deckan gepachtet hatte, Schah Jehan dargereicht wurde, und dass dieses Geschenk viel zu seiner Erhöhung zum Vizierate beigetragen habe. Der französische Reisende Tavernier sah den Kohi-Nur im Besitze Aurenzieb's, dessen kleinen Thron er schmückte. Tavernier gibt sein Gewicht, glaube ich, auf 420 Karat an. Der grösste in Europa ist in dem russischen Scepter, und wiegt 194 Karat.

Nadir Schah erbeutete ihn mit allen Schätzen Dehli's, brachte ihn mit sich nach Persien, und Achmed Schah Abdalli kam bei der Plünderung der Zelte des Schah, nachdem dieser ermordet worden war, in den Besitz des Edelsteines. Bei den Königen Kabul's blieb er nun bis zur Thronbesteigung Schah Zeman's. Als dieser unglückliche König von seinem siegreichen Bruder flüchtete, vertraute er in die Treue Mula Auschik's und kehrte (1800) in seine Burg ein. Allein dieser hielt seinen König und Freund gefangen, um ihn dessen Feinden zu übergeben. Als Schah Zeman vergebens dem Mula das Schändliche seines Verrathes gezeigt hatte,

versteckte er seine Schätze und den Kohi-Nur in die Mauer seines Gemaches, und sie blieben daselbst, bis Schah Schuja nach seiner Thronbesteigung (1803) Mula Auschik züchtigen, und den Kohi-Nur aus seinem Verstecke hervorhohlen konnte. Schah Schuja trug ihn nun beständig bei sich und er begleitete ihn auf seiner Flucht.

Ranjiet Singh trug dem Schah für die Ueberlieferung des Kohi-Nur ein bedeutendes Jagier an, allein der Schah läugnete, dass er ihn bei sich habe, und die Vufa Begum erklärte, dass er bei einem Mahajan (Wechsler) als Pfand für ein Darlehen versetzt worden sei. Ranjiet Singh war nicht zu täuschen; er sah ein, dass dies ein blosser Vorwand sei. Um nun die Wegsendung des Kleinodes zu verhindern, befahl er die Wohnung des Schah mit Wachen zu umstellen, welche Niemanden, ausser nach genauer Durchsuchung, den Ausgang erlaubten.

Als ein Mittel, den unglücklichen Schah zum Geständniss zu bringen, ward später während zwei Tagen das Haus gänzlich gesperrt und keine Lebensmittel eingelassen; allein auch der Hunger entlockte ihm nicht das Geheimniss. Ranjiet Singh beschloss nun schlauer zu Werke zu gehen. Es wurden Briefe vorgebracht, die angeblich von dem Schah an Fati Khan in Kabul geschrieben worden waren, und welche die Einladung enthielten, ihn (den Schah) von seinem Peiniger zu befreien, und in das Panjab einzufallen. In Folge

dessen wurden statt der Wachen, die er bisher hatte, zwei Kompagnien vor das Haus gestellt, und ihm angedeutet, dass er als ein Staatsgefangener nach Govindghur geführt werden würde; zugleich wurde er auf manche andere Weise gequält und gedemüthigt. Schah Schuja blieb kein Zweifel, dass ihn nur die Herausgabe des Juwels von seiner Gefangenschaft befreien könnte; er forderte jedoch zwei Monate Zeit, um Mittel zu finden, wie er sagte, den Stein von dem Mahajan auszulösen. Obgleich ungern, sah sich Ranjiet Singh genöthigt, diesen Aufschub zu gewähren, und der Schah blieb eine Zeit lang unbelästigt. Allein ehe die Frist verstrichen war, wurde er ziemlich unglimpflich behandelt, um ihn zu erinnern, dass er Wort halten müsse. Der Schah sah nun ein, dass kein weiteres Verschieben möglich, und dass Ranjiet Singh entschlossen sei, sich auf jeden Fall, sei es selbst durch des Schah Tod, in den Besitz des Kleinodes zu setzen. An dem Tage, an welchem die zwei Monate verstrichen waren, lud er daher den Maha Raja zu sich ein, um den Stein zu empfangen. Dieser erschien mit wenigen Begleitern. Der Schah empfing ihn mit der Würde, die ihm eigen ist, und nachdem sich Beide gesetzt hatten, erfolgte ein tiefes Stillschweigen. Diese Pause dauerte fast eine volle Stunde. Es ist nicht zu wundern, dass Ranjiet Singh endlich die Geduld verlor, und einem seiner Begleiter leise befahl, den Schah an dasjenige zu erinnern, was ihn hieher geführt habe. Der Schah erwiderte nichts, winkte

jedoch schweigend einem Eunuchen. Dieser verliess den Saal, und brachte ein kleines Packet, das er in die Mitte zwischen die beiden Könige auf den Teppich niederlegte. Ranjiet Singh befahl einem seiner Begleiter es zu öffnen, und nachdem er sich überzeugt hatte, dass es dasjenige enthalte, was er suchte, zog er sich augenblicklich zurück, ohne ein Wort zu sprechen, oder auch nur den Schah zu grüssen.

Die Erzählung dieses Ereignisses, welche aus Schah Schuja's eigenem Munde kam, ist natürlich auf das Gehässigste dargestellt, und Manches lässt sich zu deren Entschuldigung vorbringen. Einem Feinde die Möglichkeit rauben, Unruhen zu stiften, ist verzeihlich. Sicher war Schah Schuja nicht als Feind nach Lahor gekommen, sondern von Ranjiet Singh dazu eingeladen: er war sein Gast. Grossmuth hätte gefordert, den Gefallenen freundlich aufzunehmen. Allein gerade zu dieser Zeit war Ranjiet Singh in der gemeinschaftlichen Unternehmung gegen Kaschmir von den Afghanen um den Lohn seiner Mitwirkung betrogen worden, und es wäre mehr gefordert, als von einem ungebildeten Erbfeinde der Mohammedaner zu erwarten ist, hätte er die Gelegenheit versäumt, sich in den Besitz des berühmtesten Juwels zu setzen, welches der Ex-Schah auf jeden Fall zu neuen kriegerischen Unternehmungen verwendet hätte.

Der Antrag eines Jagiers (Lehen), an den ehemaligen Herrscher von einem Siek, muss nicht nach

europäischen Ansichten gemessen werden. Ein gefallener Erb-König wird in Europa noch als solcher verehrt, besonders so lange die Möglichkeit des Wiedererlangens des Thrones vorhanden ist; allein in Indien ist es anders: nur der Besitzende hat dort Anspruch auf Achtung. Schah Schuja glaubte Ranjiet Singh überlisten zu können, und brachte ihn daher gegen sich auf. Uebrigens hätte Schah Schuja früher oder später dennoch seine Juwelen eingebüsst, die in Indien zu bekannt waren, um nicht jeden Sirdar, durch dessen Land er zog, darnach lüstern zu machen. Schon einmal hätte er beinahe sein Leben deshalb eingebüsst. Denn als er von Peschauer flüchten musste, was gerade zur Zeit geschah, als Mr. Elphinstone ihn sah (1809), floh die Vufa Begum zu Mazuffer Khan nach Multan, und dieser Nawab lud Schah Schuja zu sich ein, um, wie er vorgab, sich seines Rathes zu bedienen, wie er es anzufangen habe, um sich gegen Ranjiet Singh zu behaupten? Der Schah erschien, allein zu seinem Erstaunen begann das Fort sein Feuer auf ihn und sein Gefolge zu eröffnen, als sie, ohne irgend etwas Arges zu ahnen, in dessen Nähe kamen. Es ist allgemein angenommen, dass der Nawab dies in der Absicht gethan habe, den Schah zu tödten, um sich in den Besitz seiner Juwelen zu setzen, oder ihn gefangen zu nehmen und an Mohammed Schah auszuliefern, welches auf dasselbe hinauskam. Schah Schuja zog sich ausser Schussweite von dem Fort zurück, und wartete hier, bis sich Mazuffer Khan eines

Bessern besinnen würde. Dies geschah auch wirklich. Mazuffer Khan kam bald zu dem Schah, um ihn als Gast zu empfangen, und machte ihm ein Jaghier zum Geschenke, das jährlich 20,000 Rupien eintrug.

Sobald Ranjiet Singh im Besitze des Kohi-Nur war, erhielt der Schah mehr Freiheit; allein statt diese augenblicklich zu benützen, um, was er noch an Juwelen besass, über die Gränze zu schaffen, begann er auf's Neue das zu thun, was ihn sein ganzes Leben beschäftigt hatte, nämlich: Intriguen zu schmieden. Nach wenigen Tagen wurde ein Brief von seinem Khazi Schier Mohammed an Mohammed Aziem Khan, Gouverneur von Kaschmir, aufgefangen, in welchem der Khazi diesem antrug, Ranjiet Singh zu ermorden, und Mohammed Aziem Khan einlud, seinen Bruder Fatti Khan von Kabul zu einem vereinigten Angriff auf Lahor aufzufordern. Ranjiet Singh liess den Schreiber ergreifen und sammt dem Schreiben zu Schah Schuja führen. Der Schah sandte Beide zurück, mit dem Ersuchen, den Schreiber zu bestrafen, wie es der Maha Raja für gut finden würde. In der Ueberzeugung, der Khazi werde durch Schmerz zu dem Geständnisse bewogen werden können, dass er aus Auftrag des Schah gehandelt habe, wurde der Wache befohlen, ihn mit ihren Schuhen und Stöcken zu prügeln. Der Khazi wurde unter der Züchtigung ohnmächtig, nahm aber dennoch die ganze Schuld auf sich. Er ward nun in's Gefängniss geführt, aus welchem ihn der Schah mit 20,000 Rupien loskaufen musste.

Ein volles Jahr später hörte Ranjiet Singh von neuen Intriguen des Schah, und da er wusste, dass dieselben allein durch den Verkauf seiner Juwelen hervorgebracht werden konnten, so beschloss er, mit einem Male ihm die Mittel zu jeder ferneren Unternehmung zu nehmen. Der Maha Raja verlangte nämlich alle seine Juwelen von ihm; Schah Schuja, welcher wohl hätte wissen können, mit wem er es zu thun habe, behauptete dennoch, keine zu besitzen. Die Folge war, dass Ranjiet Singh beschloss, sich von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen. Er sandte einen seiner Diener, Bheya Ram Singh, mit einer seiner eigenen Frauen nach des Schah Hause, mit dem Auftrage, es nach allen Richtungen zu durchsuchen, und die Kasten und Packete, die etwas von Werth enthielten, ihm zu bringen. Dazu hatte seine Frau bis in's Innerste des Senana (Harem) vorzudringen, und selbst die Frauen des Schah wurden durchsucht. Alles, was nur irgend werthvoll schien, wurde zusammengepackt, und in den Pallast Ranjiet Singh's gebracht. Hier musste ein Eunuch des Schah alle Packete in des Maha Raja Gegenwart eröffnen, und Ranjiet Singh behielt alles dasjenige, was ihm gefiel. Allein nicht Alles wurde gefunden, wie sehr auch Schah Schuja zu klagen Ursache hatte; denn bis zu dem jetzigen Augenblicke hat er beständig Juwelen verkauft, und im Jahre 1834 wurde Ein Stein zu Amritsir von ihm veräussert, wofür der Maha Raja, der ihn kaufte, **80,000** Rupien zahlte.

Dazumal (1814) wusste der Schah seine Frauen und Schah Zeman unter einer Verkleidung nach Lodiana zu senden, und bald nachher entkam er selbst der Aufsicht. Das Gelingen seiner Flucht schrieb er seiner Schlauigkeit zu, während Ranjiet Singh froh war, den Gast los zu werden, dessen Erhaltung ihm Geld kostete, und welchem er Alles genommen zu haben glaubte, was er besass. Schah Schuja und Schah Zeman lebten seitdem in Lodiana, wo ihnen die englisch-ostindische Kompagnie, dem Ersten 50,000, dem Letztern 24,000 Rupien, als Jahrgehalt, auszahlt: warum? Weil es, wie die englisch-indischen Journale behaupten, ihr gross dünkt, ein paar unvernünftige Könige mehr, die nichts in Indien besessen hatten, von dem Schweisse der alles duldenden Hindu zu ernähren. Es könnte jedoch eine tiefe Politik in diesem in Bereitschaft halten, möchte ich sagen, der Könige von Kabul liegen. Schah Zeman hat in der Religion Trost für sein Unglück gefunden; Schah Schuja nährt fortwährend Hoffnung zur Wiedererhaltung seines Reiches, und verschwendet grosse Summen für Spione und Truppenwerbungen. Seit 1814 unternahm er jedoch nur zwei Expeditionen, die Eine 1818, die Andere vor Kurzem, doch Beide sind gänzlich missglückt.

Die fehlgeschlagene Unternehmung Ranjiet Singh's gegen Kaschmir ist früher erwähnt worden, so wie der Antheil, den er persönlich daran nahm. Ranjiet Singh, obgleich von grosser persönlicher Tapferkeit, hat nie etwas als General auszurichten vermocht. Um einen

Begriff von der Beschaffenheit seiner Truppen, selbst um diese Zeit zu geben, wo er nicht nur glaubte eine regelmässige Armee zu besitzen, sondern noch durch die disciplinirten und nach dem Friedensschlusse mit der ost-indischen Kompagnie entlassenen Truppen von Nepal, den tapfern Gurka, verstärkt worden war, mögen einige Worte über die Belagerung von Multan (1818) hier einen Platz finden.

Den Oberbefehl über die zu dieser Unternehmung bestimmten Truppen erhielt Dewan Misur Tschand, der von einer niedern Stelle zu der eines Dewan emporgestiegen war; allein um die Siek-Sirdare durch die hohe Stellung dieses Mannes als kommandirender General nicht zu beleidigen, stand die Armee dem Namen nach unter Kurruk Singh, dem ältesten Sohne des Maha Raja. Nach dem in den frühern Blättern beschriebenen Verfahren Ranjiet Singh's gegen seine Gränznachbarn, bedurfte es zu einem Angriffe auf Multan keines Vorwandes: das Recht des Stärkern, welches in der ganzen Welt besteht, galt bei den Unternehmungen Ranjiet Singh's, ohne Beschönigung. Als die Armee vor Multan erschien, forderte sie von Mazuffer Khan, dem Nawab Multan's, eine grosse Summe Gold und fünf seiner besten Pferde als Tribut. Dieses zu thun weigerte er, weil er wohl einsah, dass sich eine Szene dieser Art schnell wieder erneuern würde. Zweimal (1804 und 1807) war er gebrandschatzt, und 1810, obgleich fruchtlos, belagert worden, hatte sich jedoch selbst

damals mit 180,000 Rupien von der belagernden Armee losgekauft *).

Mazuffer Khan kannte den schlechten Zustand des Geschützes seiner Gegner, und auf seinen eigenen Muth vertrauend, hoffte er auch dieses Mal den Versuch der Eroberung misslingen zu sehen. Allein wie alle Mohammedaner, dachte er durchaus nicht seine Truppen mit demselben Geiste zu beseelen, der in ihm selbst wohnte, und den Platz in guten Stand zu setzen. Bei der Vertheidigung einer Festung, von einer mohammedanischen Besatzung, ist es in Indien gewöhnlich, dass jeder der Vertheidiger sich im Stande glaubt, eine Kanone abzufeuern, und wie es den Einzelnen eben gut dünkt, wandert ein Theil derselben ohne Befehl auf die Bastionen, eine oder die andere Kanone zu

*) Nach einem andern Berichte soll Mazuffer Khan die Forderung Ranjiet Singh's erfüllt haben, und sich dessen Armee, nachdem die Summe bezahlt worden und die Pferde übergeben waren, zurückgezogen haben, als ein Zemindar zu Ranjiet Singh geritten kam, um seinen Salam zu machen. Sein Pferd wurde von dem Maha Raja so vortrefflich gefunden, dass einer der Hofleute ohne Umstände, und zwar auf eine höchst unhöfliche Weise, es für Ranjiet Singh begehrte. Der Zemindar fühlte sich durch diese Beleidigung auf's Höchste gereizt, ritt zu dem Elephanten, auf dem der Maha Raja sass, und führte einige Säbelhiebe nach Ranjiet Singh, welcher jedoch auf seinem Sitze zu hoch erhoben war, um vom Pferde aus erreicht werden zu können. Das Gefolge Ranjiet Singh's kam ihrem Herrn zu Hilfe, und der Zemindar musste sich zur Vertheidigung umwenden. Mehrere Siek kämpften nun mit ihm, allein er wusste sein Pferd so gut zu tummeln, dass alle Jene, die ihm nahe kamen, von ihm niedergestreckt wurden, und es blieb zuletzt nur das schändliche Mittel seiner los zu werden übrig, ihn rückwärts vom Pferde zu schiessen, worauf das Pferd für den Maha Raja in Besitz genommen wurde. Dies soll der Anlass oder Vorwand zur Beginnung der Feindseligkeiten und Belagerung Multan's gewesen seyn.

bedienen. Die kleine Truppe setzt sich dann ruhig hinter dem Geschütze nieder, und beginnt zu sprechen und zu rauchen. Von Zeit zu Zeit stehen Einige auf, das Stück wird geladen, meistens mit Kugeln, die nicht passen, und der erste Beste feuert sie ab, worauf Alle Wah! Wah! rufen, und sich auf's Neue zum Rauchen niedersetzen, bis es wieder Einem einfällt, das Stück zu laden und abzufeuern.

Multan besteht aus zwei Abtheilungen: der Stadt und der Festung, oder der mit Aussenwerken und einer doppelten Mauer versehenen Citadelle. Die Stadt wurde ohne Blutverlust besetzt, und die Citadelle (Killah) berennt. Jeder Sirdar und Jaghierdar in dem Heere Ranjiet Singh's führte sein eigenes Geschütz und Munition mit sich, und feuerte wie er es am Besten fand, auf eigene Rechnung wo und wann er wollte. Kanonen und Musketen wurden Tag und Nacht nach allen Seiten abgefeuert. Nach zwei Monaten war die äussere Mauer der Killah fast zerstört, und an der Innern waren mehrere Breschen geöffnet, welche die Sorglosigkeit der Belagerten versäumte wieder herzustellen. Ranjiet Singh, obgleich abwesend, leitete die Operationen selbst. Im Monate Mai war die Armee dicht unter der äussern Mauer verschanzt, der Maha Raja verboth jedoch dem Dewan Misur Tschand irgend etwas zu wagen; der Verlust, welchen er erst kürzlich bei der Expedition gegen Kaschmir erlitten hatte, war noch nicht ersetzt, und eine neue Niederlage konnte für ihn die traurigsten

Folgen haben. Er liess sogar dem Nawab von Multan, wenn er das Fort übergeben wollte, ein Jaghier als Entschädigung antragen, ein annehmbarer Vorschlag, da ihm von seinem ganzen Besitze nichts mehr übrig geblieben war, als die übel zugerichtete Killah Multan's. Allein Mazuffer Khan wollte nicht zum Diener werden, und schlug den Antrag aus.

Am 2. Juni rückte ein Siek Akali, Namens Sadhu Singh, mit ein paar Gefährten vor, griff die Afghanen an, welche zwischen der äussern und innern Mauer die Wache hatten, und sich des Ueberfalles nicht versahen, überwältigte sie und nahm dieses Vorwerk. Die Siek-Truppen in den Schanzen folgten nun ohne Befehl dem Akali, die Aussenwerke wurden, ohne Verlust von Seiten der Siek, erobert, und alle Afghanen welche dieselben vertheidigten, fanden in ihnen den Tod. Durch diesen leichten Sieg angereizt, rückten die Truppen vor, und fanden durch die Breschen leichten Eingang in das Fort, wo die Vertheidiger keinen Angriff erwarteten. Vor des Nawab's Hause angelangt, leistete dieser mit seinen vier Söhnen und seinem Gefolge tapfern Widerstand. Zwei seiner Söhne fielen mit ihm auf dem Platze, und der Dritte, Sulfikar Khan blieb mit einer tiefen Säbelwunde auf dem Kampfplatze liegen. Der Vierte, den sein Vater mit der Statthalterschaft Multan's belehnt hatte, der Aelteste, wurde in einem Keller versteckt gefunden. Eine allgemeine Plünderung des reichen Ortes folgte.

Ranjiet Singh empfing die Nachricht von der Einnahme Multan's mit Jubel, und er war entschlossen, durch die Plünderung nichts von dessen Reichthume zu verlieren. Es war bekannt, dass grosse Schätze daselbst aufgehäuft waren, und eingedenk Nadir Schah's, welcher durch einen Posten an der Atok jeden Soldaten seine in Indien gemachte Beute abliefern liess, und so alle geraubten Schätze Dehli's erhielt, befahl Ranjiet Singh seiner Armee, mit Ausnahme eines Postens zur Besetzung Multan's, nach Lahor zurück zu kehren, und hier nahm er jedem Soldaten und jedem Offiziere seinen Raub wieder ab.

Jeder der beiden Söhne des Nawab erhielten ein Jaghier.

In diesem Jahre (1818) ward Fatti Khan, der treue Diener Machmud Schah's von Kabul, auf Befehl seines undankbaren Herrn geblendet, und dann ermordet. Dieser Mann, dessen grosse Talente allein den Schah auf dem Throne Kabul's erhielten, fiel, und mit ihm die Dynastie Achmed Schah's, dessen unvernünftige Enkel sich selbst den Untergang bereitet hatten. Durch den Tod Fatti Khan's ward Ranjiet Singh von dem Einzigen Manne befreit, den er im Westen zu fürchten hatte, und er rückte daher augenblicklich, nachdem er diese Nachricht erhalten hatte, über Atok nach Peschauer, von wo der sich unabhängig gemachte Gouverneur, Yar Mohammed Khan, Bruder Fatti Khan's, nach einigen hitzigen Gefechten in die Gebirge flüchtete.

Ranjiet Singh, welcher in Person kommandirte, ernannte Juan Dad Khan, dessen Treulosigkeit er Atok verdankte, zum Gouverneur Peschauer's, und zog nach dem Panjab zurück, allein Yar Mohammed kam bald von den Gebirgen herab, und erschien vor Peschauer; Juan Dad Khan musste entfliehen. Auf seiner Flucht traf er mit Schah Schuja zusammen, den die Ereignisse in Kabul nach der Atok brachten; mit diesem blieb er so lange, als Schah Schuja irgend eine gegründete Hoffnung zur Wiedererlangung des Thrones hatte; als er jedoch ärmer als je nach Lodiana entfliehen musste, wandte sich Juan Dad Khan nach Herat, wo ihn Machmud Schah aufnahm.

Mit dem Tode Fatti Khan's endete die Kraft des Afghanischen Reiches: es zerfiel in die verschiedenen Theile, aus denen es gebildet worden war, nur eine Provinz, Herat, verblieb Machmud Schah, einem Enkel des Gründers des mächtigen Reiches, und Ranjiet Singh begann seine Angriffe auf dasselbe. Schon das nächste Jahr bestimmte er zur Eroberung Kaschmir's; die folgenden dehnten seine Eroberungen über den Indus bis Jellalabad, halbwegs zwischen Atok und Kabul, aus, und befestigten seine Macht nach allen Richtungen. Dazu dienten jedoch hauptsächlich die durch die Generale Allard und Ventura gebildeten Truppen. Beide Offiziere waren im Jahre 1822 in Lahor erschienen, um daselbst Dienste zu nehmen. An einer andern Stelle ist ihrer erwähnt worden. Von da bis 1835 sind die Ereignisse

für eine allgemeine Schilderung ohne Interesse und zum Theil schon in frühern Abschnitten dieses Werkes besprochen worden. Im Jahre 1835 standen sich die Heere Dost Mohammed Khan's, Bruders Fatti Khan's, welcher Kabul an sich gerissen hatte, und Ranjiet Singh's, vom General Ventura befehligt, einander kampfbereit am Kabulflusse gegenüber. Allein Beide wünschten nicht handgemein zu werden. Dost Mohammed Khan zog sich zurück, und Ranjiet Singh begnügte sich mit der Befestigung seiner Macht in dieser Richtung, ohne sie auszudehnen.

Ehe ich zu der Auseinandersetzung der Macht Ranjiet Singh's übergehe, mögen hier einige Worte über sein Aeusseres und über seinen Karakter statt finden.

Ranjiet Singh ist von kleiner, unansehnlicher Gestalt; hätte er sich nicht durch seinen Geist so hoch gestellt, so würde Jeder an ihm vorübergehen, ohne ihn einer genauern Betrachtung zu würdigen. Ohne Uebertreibung kann ich sagen, dass er der unscheinbarste, hässlichste Mann ist, den ich im ganzen Panjab gesehen habe. Das geschlossene linke Auge entstellt ihn weniger, als das Rechte unruhig herumrollende, weit geöffnete, nun durch Krankheit verdrehte. Blatternarben, die jedoch nicht in einander fliessen, bilden viele dunkle Vertiefungen in dem bräunlich grauen Gesicht; die kurze, doch gerade Nase, ist am Ende

aufgeschwollen, und die wenig fleischigen Lippen sind über die guterhaltenen Zähne wie gespannt; ein ungestutzter, halb grauer, halb weisser Bart, nur in einzelnen Haaren an der Oberlippe und an der Fläche der Backen, verbindet sich unter dem Kinne zu einem verwirrten, doch nicht gekrausten Ganzen. Der Kopf, welcher tief in den breiten Schultern steckt und für seine Gestalt zu gross ist, bewegt sich nicht leicht auf dem dicken muskulösen Halse. Arme und Beine sind dünn, jetzt schleppt er etwas den linken Fuss und der linke Arm hängt herab. Seine Hände sind gut geformt und klein; wenn er die Hand eines Fremden fasst, hält er sie oft während einer halben Stunde fest, und der unruhige Geist, der ihn beherrscht, gibt sich dann in dem ununterbrochenen Zucken der Finger kund. Seine Kleidung trägt das Ihrige zur Erhöhung seiner Hässlichkeit bei. Diese ist im Winter gummigut-gelb, von dem Paggeri (Turban) oder besser Siek-Tuche, das den Kopf bedeckt, bis zu den Socken und Pantoffeln.

Der Siek-Paggeri besteht aus einem langen, schmalen Tuche, worin die Haare eingewickelt werden, und welcher vorn oder etwas auf der Seite gebunden wird, so dass man jedoch weder den Knoten noch das Ende des Tuches sieht. Es liegt dicht und glatt auf dem Kopfe, und hängt mit der einen Spitze bis auf den halben Rücken herab; bei Ranjiet Singh ist dies herabhängende Eck unter dem Oberkleide versteckt. Die über der Brust zugeknöpfte Angrica reicht bis zu den Knien, und ziemlich enge

anliegende Beinkleider gehen in vielen Falten bis zu den Knöcheln herab. Der mit Pelz gefütterte Mantel bedeckt das Ganze. Alle diese Kleidungsstücke sind, wie erwähnt, gelb und von Paschmina verfertigt. Manchmal, doch selten, soll seine Tracht grün seyn. Im Sommer ist er in weissen Mousselin gekleidet. Besonders hässlich war er an dem Festtage des Bussunt, wo er in Strohgelb mit einer leichten Schattirung von Grün gekleidet war. In früherer Zeit trug er gerne Schmuck, allein dies ist nun nicht der Fall; ich sah ihn niemals auch nur den kleinsten Juwel oder einen Goldzierath tragen.

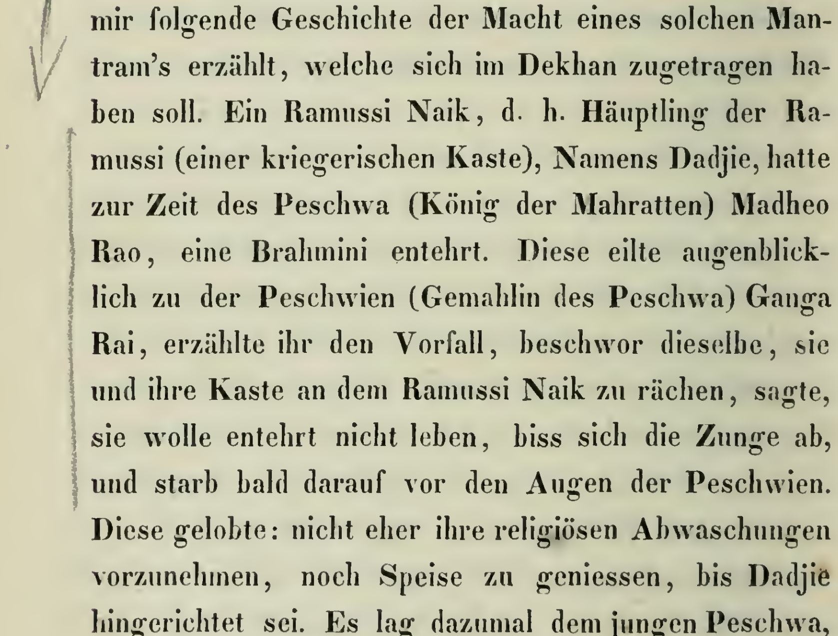
Wenn er sich nach dem Empfange auf einem gewöhnlichen englischen Armsessel niedergehockt, und die Füsse unter sich schlägt, so hat er die ihm am Meisten ungünstige Stellung eingenommen; allein wenn er zu Pferde steigt, das schwarze Schild auf seinem Rücken und bald in mächtigen Sätzen fortsprengt, so wird seine Gestalt von seinem Geist auf eine wunderbare Art beseelt; sie erhält dann eine Grazie, der man sie nicht fähig geglaubt hätte, und obgleich seine eine Seite fast gelähmt ist, so wendet und tummelt er sein Pferd dennoch mit grosser Leichtigkeit.

Hat ihn jedoch die Natur in Rücksicht auf Schönheit stiefmütterlich ausgestattet, und bringt er in dieser Hinsicht auf den Fremden keinen angenehmen Eindruck hervor, so hat sie ihn dafür reichlich durch eine Gewalt entschädigt, die er, wie alle ungewöhnlichen Menschen, auf Jeden ausübt, der sich ihm nähert. Sein

lebendiger Geist weiss im ersten Augenblicke eines Gespräches sich dessen zu bemeistern, und seine rasch sich folgenden Fragen und Antworten, die selbst wieder eine Frage enthalten, um sich den Faden der Unterredung nicht entschlüpfen zu lassen, gehen immer gerade zum Ziele hin, und mögen oft darauf berechnet seyn, durch ihre Sonderbarkeit den Antwortenden auf die Probe zu stellen, ob er schnell zu erwidern verstehe, und ob dessen Geist sich so leicht wie sein Eigener von einem Gegenstande zum Andern wenden könne.

Seine Stimme ist rauh und wenig angenehm, dennoch weiss er sie, wenn er sich einschmeicheln will, auf eine höchst eindringende Weise zu gebrauchen. Seine moralische Gewalt über die Bevölkerung des nördlichen Indien's gränzt an Zauberei. Sie glaubt: dass ihm höhere Mächte zu Gebothe stehen, mit einem Worte, dass er kann, was er will. Als ich an der Atok etwas oberhalb der Stadt, bei dem, zu der Zeit als ich daselbst war, niedern Wasserstande, eine Stelle sah, die mir wasserarm zu seyn schien, fragte ich, ob sie zu keiner Zeit des Jahres zu durchwaten wäre; man antwortete mir, dass diess nie möglich sei. Ich sagte darauf, dass ich gehört habe, der Maha Raja hätte die Atok mit einer Armee überschritten, ohne dass er sich dazu einer Brücke bedient habe, und fragte, wo die Stelle sei? die Antwort war: „es sei gerade die von mir bezeichnete". Nun, sagte ich, ist das nicht ein

Beweis der Möglichkeit? Die Antwort lautete: „Ja, der Maha Raja kann thun, was er will." Ich fragte, wie das zugehe, und hörte eine lange Geschichte, dass er einen unschätzbaren Edelstein, mit dem stärksten Mantram (Zaubergebete) beschrieben, in seinem rechten Arm unter der Haut eingegraben habe, und dass ihm dies die Macht verleihe, zu thun, was er wolle.



Als ich über diesen Aberglauben lächelte, wurde mir folgende Geschichte der Macht eines solchen Mantram's erzählt, welche sich im Dekhan zugetragen haben soll. Ein Ramussi Naik, d. h. Häuptling der Ramussi (einer kriegerischen Kaste), Namens Dadjie, hatte zur Zeit des Peschwa (König der Mahratten) Madheo Rao, eine Brahmini entehrt. Diese eilte augenblicklich zu der Peschwien (Gemahlin des Peschwa) Ganga Rai, erzählte ihr den Vorfall, beschwor dieselbe, sie und ihre Kaste an dem Ramussi Naik zu rächen, sagte, sie wolle entehrt nicht leben, biss sich die Zunge ab, und starb bald darauf vor den Augen der Peschwien. Diese gelobte: nicht eher ihre religiösen Abwaschungen vorzunehmen, noch Speise zu geniessen, bis Dadjie hingerichtet sei. Es lag dazumal dem jungen Peschwa, um sich gegen seinen Oheim zu behaupten, viel an Dadjie, dennoch musste er das Gelübde lösen. Dadjie ward unter dem Vorwande eines wichtigen Auftrages nach der Festung Purunder beordert, hier durch Geschenke sicher gemacht, von seinem Gefolge getrennt, ergriffen und seine augenblickliche Hinrichtung befohlen. Allein der

Scharfrichter hieb vergebens mit seinem Schwerte auf dessen Nacken; er konnte nicht einmal die Haut ritzen. Der Scharfrichter wusste nun, dass er auf diese Weise nicht hingerichtet werden konnte, und in solchen Dingen erfahren, schickte er nach einer Säge, um dem Verbrecher Hände und Füsse abzusägen. Die Aussicht dieser grässlichen Todesart bewog Dadjie, ein Messer zu verlangen; mit diesem schlitzte er die Haut des linken Armes auf, und nahm aus dem Fleische einen Talisman heraus. Nun hielt er seinen Nacken hin, und auf den ersten Hieb flog der Kopf vom Rumpfe.

Ranjiet's Geist ist nur nach Einem Ziele gerichtet: nach Erhaltung und Ausdehnung seiner unumschränkten Macht. Alle Mittel sind seinem Ehrgeize gleich gut, doch tauchte er seine Hände nie in unschuldiges Blut. Nie ist ein so grosses Reich als das Seinige mit so wenig Blutvergiessen von Einem Menschen gebildet worden, und wenn man bedenkt, in welchem Lande und unter welchen rohen Völkern er es gründete, so muss man seine Milde wie sein kluges Benehmen bewundern; denn nur dieses verhinderte, dass er nicht gezwungen wurde, die zahlreichen unabhängigen mohammedanischen Hindu- und Siek-Fürsten, die er entsetzte und meistens zu Bettlern machte, bei Versuchen zur Wiedererlangung ihres Besitzes aus dem Wege zu räumen. Es ist höchst merkwürdig, dass kein Aufruhr, kein Versuch dieser Art in dem Panjab statt fand, und es beweist nicht nur Ranjiet Singh's Talent, sondern auch

wie wenig in Indien das Volk an seinem Herrscher hänge: dass dieser gerade nur auf seine Truppen zählen kann, und kaum auf diese; denn Söldner im wahren Sinne des Wortes, gehen sie von einer Fahne zur andern über.

Bei der Beurtheilung seines Karakters müssen europäische Begriffe etwas in den Hintergrund treten. In einem Lande geboren, wo der Macht Alles erlaubt ist, einer Sekte angehörend, deren Bekenner sich durch gemeine Sitte auszeichnen, welche sich ungebildet und unwissend, von der zartesten Jugend allen Ausschweifungen überlassen, wozu Ranjiet Singh noch überdies von seiner Schwiegermutter besonders angeeifert wurde, kann es uns kaum befremden, wenn er manches Tadelnswerthe begeht. In dem Momente seiner errungenen Selbstständigkeit soll er ebenso, wie sein Vater Maha Singh, seine Herrschaft mit der Vergiftung seiner eigenen Mutter begonnen haben, welche durch eine zügellose Lebensart ihr Leben nach dem Herkommen verwirkt hatte. Diese Vergiftung ist jedoch selbst nur Sage, und in einem Lande, wo die Begebenheiten des Senana in tiefes Geheimniss gehüllt sind, ist es unmöglich, etwas Gewisses darüber zu sagen. Diese Handlung stimmt noch dazu wenig mit dem später entwickelten Karakter Ranjiet Singh's, fern von jeder Grausamkeit, überein. Dieser Begebenheit wird übrigens in dem Panjab nie mit einem Vorwurfe erwähnt, sondern die Vergiftung wird ganz natürlich gefunden.

Die ausschweifende Lebensart seiner Jugend muss

daher auf Kosten des Volkes, unter dem er lebte, geschoben werden; dass der feurige Jüngling, dass der Mann sich Genüsse versagt hätte, die jenem über Alles gehen, und die dortigen Gebräuche rechtfertigen, wäre wohl kaum denkbar, und Lieblinge mancher Art waren in seiner Nähe zu sehen; allein nur drei verdienen hier erwähnt zu werden. Die Erste dieser Begünstigten war eine Kantscheni, Tänzerin Lahor's, Namens Mora. Zur Zeit des Huli, während welchem alle Geschäfte ruhen, und wo sich der Hindu im Norden Indien's nicht scheut, ganze Wochen hindurch betrunken die sonderbarsten Unterhaltungen in seinem Zenana zu geniessen, scheute sich Ranjiet Singh so wenig, als ein anderer Sidar des Panjab, öffentlich Mosti (trunken in Liebe oder Wein) zu erscheinen; dann zeigte er sich wohl mit einigen Tänzerinnen auf einem Elephanten in den Strassen Lahor's, und das Volk dachte deshalb nichts Schlimmeres von ihm: als dass er eben den Huli feiere.

Die Kantscheni Mora wusste ihn mehr als eine Andere zu unterhalten, und Ranjiet Singh hatte dessen so wenig Hehl, dass er Münzen in ihrem Namen prägen liess, was in Indien eine hohe Bedeutung hat, und vielleicht von ihm aus Spott gegen die Kompagnie Sirdari (der englisch-ostindischen Kompagnie) geschah, welche in Indien überhaupt als eine Frau dargestellt wird, bald als die Gemahlin, bald als die Witwe, bald als die Geliebte des Königs von England.

Mora wurde jedoch im August des Jahres 1811

plötzlich in einen Palankin eingepackt und nach Pathankot gebracht, wo sie noch leben soll, und vielleicht Ursache ist, dass Reisende die Festung nicht besehen dürfen.

Um diese Zeit der Ungnade der Tänzerin entflammte sich Ranjiet Singh für einen jungen Gaur Brahminen, Namen Kuschal Ram, welcher von ihm verleitet wurde, die Siek-Religion und den Mamen Kuschal Singh anzunehmen. Bald stieg er von der Stelle eines Jemidar's, Haushofmeisters, zu der er sich schon von jener eines Koches erhoben hatte, zu dem Posten des Dioriwalla, Oberst-Kämmerers, und erhielt grosse Ländereien angewiesen. In der Gunst seines Herrn hat er sich seitdem, mit Ausnahme einer kurzen Zeit im Jahre 1817, unverändert erhalten. Kuschal Singh hatte nämlich seinen Bruder Ram Lal von Hindostan zu sich kommen lassen, auf welchen Ranjiet Singh 1817 plötzlich seine Gunst wandte; als er jedoch Ram Lal zumuthete, seinen Brahminenstrick aufzugeben, so entfloh er über die Sutlej. Ranjiet Singh entsetzte, um Ram Lal zur Rückkehr zu bewegen, Kuschal Singh seiner Stelle, und liess ihn in's Gefängniss werfen. Ram Lal wurde dadurch wirklich zur Rückkehr bewogen, und bald darauf sagte der Name Ram Singh, den er annahm, was geschehen sei. In dem Tagebuche dieses Werkes ist Kuschal Singh's umständlicher erwähnt worden, da ihn die Abwesenheit Dehan Singh's zur beständigen Dienstleistung am Hofe Ranjiet Singh's, während meiner Abwesenheit in Lahor, nöthigte.

Sein jetziger Liebling ist Raja Hira Singh. Er ist der Sohn Raja Dehan Singh's, des Deowala, ersten Kämmerers, eines fernern Günstlings Ranjiet Singh's, der nebst seinen beiden Brüdern, Gulab Singh und Sutschet Singh, mit Jommu belehnt wurde, als Gulab Singh in den Gebirgen Kaschmir's (1820) eine glänzende Waffenthat vollbracht hatte. Die von dem Vater auf den Sohn übergegangene Gunst erregte in Ranjiet Singh den Wunsch (1827), dem damals zwölfjährigen Knaben, der mit seinem Vater und seinen Onkeln den Titel Raja, als Mean (Herren) von Jommu erhalten hatte, eine glänzende Verbindung zu verschaffen. Um diese Zeit kam Raja Aurodh, Sohn des verstorbenen Sansar Tschand, Raja von Kangra, der einer uralten, obgleich durch Ranjiet Singh tief gesunkenen Brahminen-Dynastie angehörte, nach Lahor, da er, um einer Vermählung beizuwohnen, in das Panjab gekommen war. Seine Mutter und zwei Schwestern begleiteten ihn. Ranjiet Singh verlangte eines dieser Mädchen für Raja Hira Singh zur Frau, eine Zumuthung, welche den Stolz der alten Brahminen- und Herrscher-Familie empörte. Ranjiet Singh hatte jedoch gewusst von Aurodh Tschand ein schriftliches Versprechen zu erhalten, dass die Hand beider Mädchen nach Ranjiet Singh's Wunsche vergeben würde. Allein die Mutter wusste heimlich Lahor zu verlassen, und entfloh mit ihren beiden Töchtern über die Sutlej in ihre Besitzungen unter englischem Schutze, wohin auch Aurodh Tschand später heimlich nachfolgte.

Ranjiet Singh zog, um ihn dafür zu züchtigen, seine Besitzungen auf dem rechten Ufer der Sutlej ein, und eine Khawas, ein Nebenweib Sansar Tschand's, wurde durch Versprechungen verlockt, mit ihren und seinen Kindern die Familie zu verlassen. Ranjiet Singh verlieh dem Sohne derselben den Titel Raja, mit einem Theile des Besitzes des Vaters als Jaghier, und heirathete dessen beide Schwestern selbst.

Der einzige Sohn Ranjiet Singh's ist Kurruk Singh, im Jahre 1802 von Raj Konwur, Tochter des Sirdar Khujan Singh von Naki, geboren. Sie ist seine zweite Frau, die er 1792, noch unter Vormundschaft geheirathet hatte. Im Jahre 1812 verheirathete Ranjiet Singh seinen Sohn, Kurruk Singh, mit der Tochter Jeymul Ghania's, welchem Sirdar Ranjiet Singh die Festung Pathankot weggenommen hatte. Bei seinem bald nach der Hochzeit erfolgten Tode eignete er sich seinen Besitz und seine grossen Schätze zu.

Frühzeitig wollte Ranjiet Singh seinen Sohn gewöhnen, ein Heer anzuführen und zu regieren; mit seinem zehnten Jahre war er daher nicht nur an der Spitze eines Heeres, sondern erhielt in Folge seiner Unternehmungen gegen Jommu die Gebiethe von Acknur und Bimbur als Jaghier angewiesen, die er unter Aufsicht seiner Mutter, Raj Konwur, und seines Dewan, Bhuj Ram Singh, verwaltete. Allein Kurruk Singh entsprach den Erwartungen seines Vaters nicht. Die Truppen, welche er als Kontingent zu stellen hatte, waren in

einem so schlechten Zustande, dass Ranjiet Singh seinen Sohn darüber hart anliess, und da während vier Jahren aus dem Jaghier beständige Klagen über Unterdrückungen einliefen, und seine Truppen immer schlechter und schlechter aussahen, so wurde der Dewan zur Rechenschaft gezogen und in's Gefängniss gesetzt, bis er Ranjiet Singh fast sein ganzes Vermögen zur Versöhnung gegeben hatte. Was dies Ereigniss beschleunigte, war das zu öffentlich bekannte Verhältniss des Dewan mit Raj Konwur. Dieser ward zur Verbesserung ihres Lebenswandels die Festung Schekopur zum Aufenthalte angewiesen.

Der einzige Sohn Kurruk Singh's und Enkel Ranjiet Singh's ist Nau Nihal Singh, geboren im Februar 1821, der nun ein selbstständiges Kommando in Multan führt, und ein vielversprechender, feuriger Jüngling seyn soll.

Suda Konwur, die Mutter der ersten Frau Ranjiet Singh's, Namens Mehtab Konwur, deren früher, als der vorzüglichen Quelle seines Steigens, erwähnt worden ist, dachte, dass der Maha Raja stärker an sie gefesselt werden würde, wenn er mit ihrer Tochter Kinder hätte: allein dazu war keine Hoffnung. Was die Vorsehung versagte, dachte Suda Konwur durch Schlauheit zu erreichen, und als Ranjiet Singh im September 1807 Lahor verliess, um einen seiner Eroberungszüge zu unternehmen, führte sie ihren Plan in's Werk. Mehtab Konwur war von Ranjiet Singh,

wegen des Verdachtes einer unregelmässigen Aufführung zu ihrer Mutter gesandt worden, bei welcher sie sich seitdem aufhielt; dies erleichterte die Sache. Ranjiet Singh kehrte im Dezember nach Lahor zurück, und Suda Konwur überbrachte ihm Zwillinge, die Mehtab Konwur ihm geboren haben sollte. Ranjiet Singh erlaubte sich keine Bemerkung über die Kinder, welche Suda Konwur nun wieder mit sich nahm. Es ist allgemein angenommen, dass Suda Konwur die beiden Knaben von den Frauen eines Zimmermannes und eines Webers kaufte, nachdem vorher Berichte von der Schwangerschaft Mehtab Konwur's den Pallast auf das Ereigniss vorbereitet hatten. Die Knaben wurden Scheher Singh und Tara Singh genannt. Der Erstere ward von Suda Konwur adoptirt, die wie früher erwähnt, ein grosses selbstständiges Vermögen besass. Als er dreizehn Jahre alt war, verlangte er auf Anstiften Ranjiet Singh's ein anständiges Jaghier von ihr. Suda Konwur wies ihn an Ranjiet Singh, der für ihn und Tara Singh als seine Söhne zu sorgen habe. Allein Ranjiet Singh antwortete, dass sie selbst für die beiden Kinder sorgen müsse, wozu ihr grosser Besitz vollkommen hinreiche. Suda Konwur weigerte sich, es zu thun, und Ranjiet Singh ergriff die Gelegenheit mit Freuden, Suda Konwur zu demüthigen, deren hoher gebiethender Ton ihm längst zur Last geworden war, und befahl ihr, die Hälfte ihres ganzen Besitzes den beiden Jünglingen anzuweisen. Sie verweigerte dies,

allein da sie sich eben in dem Siek-Lager zu Schah Dera, auf dem rechten Arme der Ravi, unweit Lahor, befand, so blieb ihr nichts übrig, als die verlangte Urkunde auszufertigen. Dies war jedoch kaum geschehen, als sie auf Mittel dachte, der Erfüllung des Versprechens auszuweichen. Der nothwendigste Schritt dazu war, der Macht des Maha Raja zu entfliehen. Dies dachte sie, in einem bedeckten Karren, in der nächsten Nacht zu bewerkstelligen. Allein ihr Plan wurde verrathen, und Ranjiet Singh sandte ihr, als sie kaum das Lager verlassen hatte, einige Reiter nach, welche sie zurückbrachten. Er befahl nun, sie in engem Gewahrsam zu halten, schickte eine Abtheilung seiner Truppen auf ihr Gebiet, und eignete sich alle ihre Reichthümer zu. Von dieser Katastrophe bis jetzt lebt Suda Konwur in Gefangenschaft.

Zur Karakteristik des Panjab gehört die Bemerkung, dass die einzige Burg in den Besitzungen Suda Konwur's, die sich einige Wochen gegen Ranjiet Singh hielt, Attelghur war, in welcher eine Kammerfrau Suda Konwur's die Oberaufsicht führte. Ihre Besitzungen auf dem linken Ufer wurden erst 1828 von der englischen Regierung an Ranjiet Singh übergeben; wären diese ihre Ererbten gewesen, so wäre dies auch dann nicht geschehen, und die Urkunde, die sie gezwungen Ranjiet Singh ausstellte, wäre ungiltig gewesen; allein, da dieser Besitz ihr 1808 von Ranjiet Singh selbst als Jaghier angewiesen worden war, so wurde nach indischem Rechte

entschieden: er könne sie wieder einziehen; eine höchst irrige Entscheidung, denn Oberhoheits-Rechte können nicht theilweise fortdauern. Diese Entscheidung veranlasst eben jetzt grosse Schwierigkeiten; denn sie wird als Priora bei Jiend aufgeführt, wo die englische Regierung den richtigen Grundsatz geltend machen will, Ranjiet Singh habe durch den Vertrag von 1808 jedes Oberhoheits-Recht in Hindostan verloren, wogegen er sich auf die obige Entscheidung vom Jahre 1828 beruft.

Wir haben Scheher Singh als Gouverneur Kaschmir's gesehen; durch den glücklichen Zufall, der den Anführer Seyud Achmed in seine Hände fallen liess, stieg er in Ranjiet Singh's Gunst, und er ist jetzt dem Namen nach Gouverneur in Peschauer. Sein Bruder, Tara Singh, lebt völlig vernachlässigt in Lahor.

Zwei andere angenommene Söhne Ranjiet Singh's sind: Kaschmir Singh und Peschauer Singh, Jünglinge von 15 bis 16 Jahren, welchen er unabhängige eigene Kommando anvertraute. Ueber ihren Ursprung ist nichts bekannt; die Antwort der Eingebornen auf eine Frage deshalb ist: sie kamen aus dem Senana des Maha Raja, was haben wir weiter zu wissen nöthig. Das, was in Lahor erzählt wird, gehört nicht hieher.

Die Männer, welche Ranjiet Singh umgeben, sind vollkommen seine Maschinen. Nach ihrem Range sind sie:

1. Raja Dehan Singh, den ich nicht sah; er war auf seiner Besitzung unweit Jommu auf der Eberjagd.

2. Kuschal Singh, dessen früher erwähnt wurde.

3. Raja Sutschet Singh, Bruder Dehan Singh's.

4. Hakiem Azis ud Dien, Fackhier, sein geheimer Sekretär, durch welchen alle Geschäfte gehen. Ein kluger, scharfsinniger Mohammedaner, der von ihm zu allen schwierigen Unternehmungen gebraucht wird.

5. Kalipha Sahib, Fackhier, sein Hofmarschall, ein rechtlicher und doch gewandter Hofmann, der sich die Achtung der Bewohner sowohl, als der Fremden erworben hat.

Alle andern Grossen seines Hofes sind theils mit der Armee, theils auf ihren eigenen Besitzungen, und nur die Feste des Huli und Dussera versammeln sie am Hofe. Unter ihnen sind die ausgezeichnetsten: Fatti Singh Aluwala und Harry Singh Naloa, deren an andern Stellen dieses Werkes umständlich Erwähnung geschah. Allein Keiner von Allen hat Einfluss auf Ranjiet Singh's Handlungen; an seine Günstlinge verschenkt er ungeheure Summen, aber sie haben keine Gewalt über ihn. Auch die Fremden in seinem Dienste haben keinen Einfluss auf ihn. Wenn ihr Rath gut ist, so wird er befolgt, allein deswegen wird kein neuer ungeprüft angenommen.

Ranjiet Singh ist immer äusserst höflich, und selbst wenn er zürnt, so erfährt derjenige, welcher der Gegenstand seines Zornes ist, erst durch die Strafe des Maha Raja Gesinnung. In dieser Hinsicht ist ihm die tiefste Verstellungskunst eigen, und mancher Sirdar, der einen Freund in Ranjiet Singh verlassen zu haben glaubte, ward, als er den Durbar verliess, in einen

Palankin gepackt und auf seine Besitzung gebracht. wo er einen vom Maha Raja ernannten Offizier fand, dem er seine Schätze übergeben musste.

Ranjiet Singh's Züge haben durchaus nichts Gutmüthiges, und obgleich er oft lacht, so ist dies nicht der Ausdruck des innern Frohsinnes, sondern Folge des vorübergehenden Eindruckes irgend etwas Lächerlichen, welches ihn augenblicklich anregt.

Ranjiet Singh's Politik ist die: Alles Frühere umzustürzen, alle Bewohner des Panjab auf dieselbe gesellschaftliche Höhe zu stellen, und jedem Siek dann seine Stelle und seinen Besitz anzuweisen; Alles hat von ihm auszugehen. Alle Jene, die hoch standen und auf angeerbten Besitz stolz waren, behandelte er als seine Feinde, und hat sie fast ohne Ausnahme zu Bettlern herabgebracht; dagegen erhob er Jene, die ihm gut dienten, und mit denen er für einen Augenblick zufrieden war.

Bei einem Volke wie das Indische, liegt ein grosser Reiz in dem Gedanken: in einem Augenblicke steigen zu können, und Ranjiet Singh's Verschwendung kannte eben so wenig Gränzen, als anderseits seine Habsucht. In seiner Jugend waren ihm Schätze nur Mittel, nicht Zweck; jetzt ist er geizig geworden. Sonderbar ist sein Grundsatz, das Vermögen derer einzuziehen, welche vor dem Feinde fallen. „Der Mann fügte mir Schaden zu, indem er mir seine Dienste durch seinen Tod entzog," sagt er bei der Todesnachricht

eines Offiziers, „ich muss mich entschädigen." Bei einem andern Volke würde eine solche Verfahrungsart nachtheilig wirken, allein den tollkühnen Siek lehrt sie, nur etwas vorsichtig zu seyn. Andere Völker brauchen einen Sporn zur Tapferkeit, die Siek bedürfen einen Zügel gegen Tollkühnheit.



Beendigung des Tagebuches.

Ich kehre nun zu dem letzten Abschnitte des Tagebuches meiner Reise in dem Panjab zurück.

Es war fast 12 Uhr, als wir Lahor verliessen; eine Abtheilung Reiter begleitete Uns, und Juni Lal war, nebst Khan Singh, voraus nach Amritsir gegangen, um Alles zu bereiten. Hier hatte mich auch mein Diener Hingham zu erwarten, und Ventura eine Abtheilung seines Hauses dahin gesendet, mich zu empfangen. Von Lahor nach Amritsir sind 25 Koss oder 32 Meilen. Zwei Umspannungen zu vier Pferden hatte der Maha Raja für mich aufgestellt.

Sieben Meilen von Lahor hat man alle Ruinen hinter sich, und eine wüste Ebene beginnt, die erst in der Nähe Amritsir's einen üppigen Anbau trägt. Es war jedoch schon dunkel, als ich die Stadt erreichte, oder besser, vor derselben in einem schönen Garten des Maha Raja abstieg, und nicht ohne Freude ein Mittagsmahl bereitet fand, da ich den ganzen Tag gehungert hatte. Noch am

Abende machte mir der Thanadar Amritsir's, Namens Lena Singh, seine Aufwartung, und brachte Früchte, Zuckerwerk und 700 Rupien im Namen des Maha Raja. Ich sagte ihm, dass ich am nächsten Morgen mit Tagesanbruch das heilige Becken besehen wolle, und verabschiedete ihn. Ein Schahlhändler kam dann, der mir Briefe von London und Paris zeigte mit Bestellungen; er versprach mir mit Tagesanbruch einige schöne Schahle zu bringen.

Dinstag den 26. Januar. Ich hatte heute 30 Koss, 40 bis 45 Meilen, auf drei unterlegten Elephanten zurück zu legen, und war daher mit dem Tage aufgestanden; um 7 Uhr verliessen wir den Garten. Khan Singh hatte von hier zurück zu kehren; ich schrieb ihm ein gutes Zeugniss, und gab ihm ein Geschenk, welches General Ventura bestimmt hatte. Da ich jedem der vielen Leute, die um mich waren, ein Geschenk zu geben hatte, so war der Betrag allerdings bedeutend.

Um zu der Stadt zu kommen, mussten wir durch die äussere Mauer Govindghur's, der berühmten, von dem Maha Raja erbauten Festung. Ich befürchtete, dass der Kommandant nach dem Auftrage des Maha Raja mich aufhalten würde, um die Zubereitung der mit Kartätschen gefüllten Haubitzen zu untersuchen; einmal unterwegs, dachte ich auf nichts, als von der Stelle zu kommen, und so schmeichelhaft mir es auch gewesen wäre, der einzige Europäer gewesen zu seyn, dem er je den Eintritt gestattete, so lag mir in diesem

Augenblicke mehr daran fortzukommen, als an irgend etwas Anderem. Es wäre jedoch leicht möglich, dass es dem Maha Raja doch etwas gefährlich dünkte, mir den Eintritt in die Festung zu gestatten, welche er bis jetzt so sorgfältig vor jedem europäischen Auge verwahrt hatte, und dass er aus dieser Ursache nicht weiter an die sphärischen Kugeln zu denken schien, was mir sehr erwünscht war.

Govindghur ist ein fester Punkt. Es verdankt seine Entstehung Amritsir, denn da es vollkommen in der Ebene erbaut wurde, so konnte überall eben so gut wie hier, eine Festung entstehen. Das heilige Becken, und die Pilger, welche sich daselbst versammelten, bedurften eines Schutzes gegen die Verfolgung der Mohammedaner, und Ranjiet Singh begann daher das Werk im Jahre 1807. Es soll nach dem Plane von Ramghur erbaut worden seyn, und in der Absicht, dadurch dessen Besitzer, Jodh Singh, Jey Singh's Enkel, zu schmeicheln, dessen Mitwirkung zur Eroberung Kassur's, Ranjiet Singh dazumal wünschte. Allein der Schutz des heiligen Beckens, so wie jener der Pilger, war ihm nur Vorwand; er wollte für sich selbst einen festen Platz besitzen. Im Jahre 1809 befahl er es in den bestmöglichen Vertheidigungsstand zu setzen, und es ist jetzt durch beständige Verbesserungen wirklich ein sehr fester Punkt. Es ist hoch über der Ebene erhaben, und die über einander steigenden Batterien gewähren einen höchst imposanten Anblick. Der Maha Raja hat hier

seinen Schatz aufbewahrt, der aus 30 Kroren Rupien, 300 Millionen Gulden C. M. bestehen soll, welches jedoch meiner Meinung nach eine indische Fabel ist. Dass ein bedeutender Schatz hier aufgehäuft ist, davon bin ich überzeugt, obwohl wohlunterrichtete Personen mich versicherten, dass seine Ausgaben nur mit Mühe durch die Einnahme gedeckt würden. Für die Festung ist die Nähe Amritsir's ein grosser Fehler; Aussenwerke sind ebenfalls keine vorhanden und mächtige Ruinen, die ich nicht recht verstehen konnte, reichen bis unter das Eingangsthor. Dasjenige, was in Europa ein Hinderniss wäre für die Ansiedelung von Kaufleuten, bewirkt gerade das Gegentheil in Indien. In Europa würde jeder derselben mit seinen Waren die Nähe einer Festung vermeiden, welche natürlich den Feind anzieht, und im Falle einer Belagerung geht die Habe verloren und das Haus wird zerstört. In Indien ist es anders. Wenn es sich um das Schicksal des Landes handelt, so geht daselbst ohnedies das Vermögen der Einzelnen zu Grunde, denn mit dem veränderten Besitze des Thrones wandert auch die Habe der Bewohner in andere Hände. Es handelt sich daher nur, das Eigenthum gegen grosse Räuberbanden zu sichern, welche einer Festung wie Govindghur aus dem Wege gehen. Je fester dieser Punkt wurde, je mehr den Indiern die Einnahme unmöglich dünkte, um so grösser wurde das nahe gelegene Amritsir, nun die reichste Stadt Nord-Indien's. Es war wirklich ein sonderbares Gefühl in mir rege

geworden, als mich mein Elephant durch das Thor Amritsir's trug, wo mich der Thanadar mit einer zahlreichen Deputation von Kaufleuten empfing. Wie viel Blut war nicht in und um den Punkt geflossen, dem ich mich nun näherte! Amritsir ist eine grössere Stadt als Lahor. Aller Reichthum des Panjab ist hier aufgehäuft und alle grossen Kaufleute haben sich hier niedergelassen. Unter den Mohammedanern war es noch ein unbedeutender Ort, Namens Tschak. Für die Siek wurde es ihre heilige Stadt, als der vierte Guru Ram Das, im Jahre 1581 ein Tulao, ein Becken daselbst graben liess, das er Amrita Saras, den Brunnen der Unsterblichkeit nannte; für alle Hindu wurde es dadurch ein Wallfahrtsort, und Amritsir, auch Ramdaspur genannt. Erst in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhundertes erhielt es Wichtigkeit durch die Ereignisse, welche in dessen Nähe statt fanden. Der Wallfahrtsorte sind in Indien so viele, dass die Regierung nur in so fern darauf Rücksicht nimmt, als sie eine Steuer auf die Pilger, die dahin kommen, legen kann; dies war jedoch hier nicht der Fall: denn die sich Versammelnden waren aus der niedersten Volksklasse, und besassen nichts, um eine Abgabe zu entrichten. Erst als es den Mohammedanern klar wurde, dass Amritsir als ein wesentlicher Theil in die Religion der Siek verflochten sei, wähnten sie durch dessen Zerstörung die Religion der Siek selbst anzugreifen. Es war dies ein thörichter Wahn; denn gerade die materiellen

Hindernisse sind es, welche einer beginnenden Religion Kraft verleihen; was die Seele einmal erfasst hat, im Glauben an eine vergeltende Ewigkeit, Wahn oder Wahrheit, kann ihr kein irdisches Ereigniss entreissen. Achmed Schah Abdalli wollte die unruhigen Köpfe züchtigen, welche ihn so oft über die Atok riefen; er dachte das Uebel bei der Wurzel zu fassen, durch die Zerstörung des heiligen Platzes, an welchem nach der Vertreibung Khaja Obyd's, seines Vicekönigs, im Jahre 1762 die erste öffentliche Versammlung der Siek gehalten worden war. Diese Versammlung der Siek, Sarhat Kalsa genannt, wurde auf das Feierlichste abgehalten. Nachdem sich alle Siek in den reinigenden und heiligenden Fluthen gebadet hatten, vereinigten sie sich, um ein Gurmatta, einen Rath zu halten, was gemeinschaftlich für das Beste der Siek-Genossenschaft zu unternehmen sei. Bei dieser, so wie bei den folgenden Versammlungen ging es sehr förmlich zu. Der Aluwalla Sirdar trug dabei des Volkes Streitaxt und hiess davon Kulal; der Häuptling des Nischanwalla Misul's trug die Fahne des Glaubens, Nischan genannt u. s. w. Nun ist es mit diesen Aemtern wie mit den Erzämtern des heiligen römischen Reiches: sie sind gewesen. Ranjiet Singh bedarf deren nicht, und die Politik ist ihm fremd, durch das Einräumen von Privilegien die mächtigsten Häuptlinge an seinen Thron zu fesseln; ihm ist sein Thron er selbst, was nach ihm geschieht, ist ihm gleichgiltig.

Allein diese erste allgemeine Versammlung der

Siek war kaum gehalten, als Achmed Schah mit blutiger Rache erschien. Die Siek flohen nach allen Richtungen, und nachdem er einen grossen Theil derselben bei Koss Rahira erreicht und niedergemetzelt hatte, wendete er sich nach Amritsir. Der Tempel Harmander (Harry Mander, Tempel Harry's, d. i. Wischnu's) ward mit Pulver gesprengt, die Quadersteine, welche das heilige Becken umgaben, aufgerissen und in das Wasser geworfen, und dies selbst mit Schutt und Steinen so viel möglich angefüllt. Mit dieser Entweihung noch nicht zufrieden, wurden Kühe herbeigebracht, auf dem Schutthaufen geschlachtet, die Steine mit ihrem Blute bespritzt und die Eingeweide umher geworfen.

Achmed Schah hatte jedoch die Atok noch nicht erreicht, als ein zweiter Gurmutta zu Amritsir gehalten wurde, wo die Entweihung des heiligen Platzes alle Anwesenden zu Thaten begeisterte, welche schneller, als es vielleicht sonst geschehen wäre, das Ende der Herrschaft der Mohammedaner in diesem Theile Indien's herbeiführten. Zu gleicher Zeit begannen die Siek, ein seltenes Beispiel für Hindu, den entweihten Platz zu räumen, und prächtiger als früher wieder herzustellen.

In Amritsir ist ein regeres Treiben, als in irgend einer andern Stadt des Panjab; in allen Strassen sind die schönsten Produkte Indien's zum Verkaufe ausgebreitet, und es dünkte mich, selbst im schnellen Schritte des Elephanten, als sei der Strassen kein Ende; endlich hielt ich vor dem Haupteingange des Tempels, der von

Häusern umstellt, höchst unscheinlich ist. Hier musste ich meine Schuhe zurücklassen, und dann einige Zeit auf Vigne warten, bis dieser sich seiner Stiefel entledigt hatte. Ich hatte Juni Lal 125 Rupien gegeben, um sie in dem Tempel zu vertheilen.

Das Tulao (Becken) setzt in Erstaunen: es mag 150 Schritte im Viereck seyn, eine ungeheure Wassermasse, welche wahrscheinlich durch einen natürlichen artesischen Brunnen genährt wird. Man sieht nirgends die Quellen aufgehen. Ein Platz von 20 bis 25 Schritten Breite umgibt es; um dieses Viereck sind theils ansehnliche Häuser der Stadt, theils Tempelgebäude erbaut, doch ist das Ganze mit Thorflügeln zu sperren, obgleich man von den Fenstern der Häuser sehr bequem auf den eingeschlossenen Platz gelangen kann, und selbst einige Thüren derselben sich hinein öffnen. Mehrere steinerne Stufen führen rund herum die Badenden in's Wasser, welches, an solchen Plätzen eine Seltenheit in Indien, spiegelklar ist. Ich wanderte für's Erste um das Ganze herum. In der Mitte des Tulao's ist der Tempel Harry Mander auf einer Insel erbaut, zu welchem von Westen eine Brücke führt. Der heiligste Badeplatz ist im Osten, wenn man aus diesem Tempel heraustritt; allein ehe es den Pilgern erlaubt ist, hier zu baden, muss eine Abwaschung an einer andern Stelle des Beckens statt gefunden haben. Diesem heiligsten Platze gegenüber, auf dem festen Lande, sind ein paar kleine Gebäude, in denen Guru und Fackhiere sitzen, und ein Unbewohntes

wird gezeigt, als der Platz, wo Guru Ram Das, welcher den Brunnen der Unsterblichkeit graben liess, sein ganzes Leben da sass.

Vor dem Eingange im Westen stehen mehrere phantastische Häuser. Vor jedem war eine lärmende Musik, und ein Guru, mit seidenen Kleidern angethan, sass unter einem Baldachin, auf einem Throne im ersten Stocke, von einem Hofstaate umgeben. Die Siek in meinem Gefolge begegneten diesen Guru eben nicht ehrerbiethig, doch gab Juni Lal einem derselben eine Hand voll Rupien auf ein dazu bereit stehendes Becken, wofür der Guru aufstand und seinen Segensspruch murmelte. Jeder Badende, der aus dem Wasser zurück kommt, sowohl Mann als Frau, bringt diesen Guru eine Gabe, meistens Blumen oder Früchte; doch sah ich auch riesenhafte Töpfe mit 200 Pfund Ghie (Butter) und Reis vor den Häusern stehen, sämmtlich Gaben des heutigen Morgens. Der Guru reichte mir und den angesehensten Personen meines Gefolges drei Pan (Pfefferblätter) dar, die in dem Panjab, doch ohne Areka-Nuss (Bettel), zu kauen, eine Gewohnheit wie in Indien ist. Das unweit dieser Guru befindliche dreistöckige Haus, gerade vor der Brücke, ist dasjenige, in welchem die Einweihungen geschehen. Ich fragte, ob deren viele statt fänden, und mit indischer Wahrheitsliebe wurde mir mit „tausend und abermal tausend jeden Tag" geantwortet. Ich sagte, dass ich Eine zu sehen wünsche, und warten würde, bis ein Neophite käme; allein die

Antwort, dass vielleicht gerade heute Keiner erscheinen könnte, zeigte mir, dass es mit den tausend und abermal tausend eben nicht buchstäblich gemeint sei.

Alle indischen Tempel haben etwas höchst Phantastisches, Geheimnissvolles, die Einbildungskraft gewaltig Aufregendes, und dies ist mit dem Harry Mander in einem erhöhten Massstabe der Fall. Ein goldenes Dach, schön und kunstreich gearbeitet, bedeckt es; in das Innere, mit Marmor ausgelegt, führt eine grosse goldene Thüre, und das Ganze ist mit kleinen Vorplätzen umgeben, deren Dach auf reich verzierten Säulen ruht. Vor dem Eingange zu der Brücke befinden sich zwei mächtige Fahnen von rother Farbe, auf der Einen steht das: Wah! Gurujie-ke fati! in weisser Farbe, und auf der Andern der Name: Ram Das. Diese Fahnen mögen 30 bis 40 Ellen lang seyn, sie sind auf Mastbäumen, mit eisernen Ketten gespannt, aufgezogen. Ich ging über den Damm und schritt in das Innere des Tempels. In der Mitte desselben sass der erste Guru der Siek-Religion auf dem Musnud (Kissenthrone), die Decke des Gebäudes war mit einem zierlichen, mit Gold gestickten Teppich bespannt, vor ihm lag ein Anderer von Kaschmir-Schahlzeug. Ein grosser Kreis von Andächtigen und Gefolge sass um ihn, welche in der Mitte einen freien Platz liessen, welchen zu betreten nicht erlaubt ist, um den Guru in einer gewissen ehrerbiethigen Entfernung besehen zu können. Juni Lal legte einen Sack Rupien vor mich hin, um ihn dem Guru zu geben. Alles war

in einer, durch nichts unterbrochenen, feierlichen Stille, die mir gleichsam befahl, die ehrwürdigen Züge des Greises, vor dem ein Tschauri-bedar einen Thibet-Kuhschweif bewegte, zu betrachten. Ich fand Anfangs das Ganze erhebend, allein da des Schweigens kein Ende war, und der Guru beständig in den Grunth, das heilige Buch, blickte, so ward mir die Szene zuletzt lästig, und ich fragte daher Juni Lal: „Wird er nicht sprechen?" Alsbald fragte der Zeremonienmeister des Guru, wer der grosse König sei, der sich heute dem Sri Gurujie, dem heiligen Guru (ich vergass seinen Namen), zu nahen das Glück habe. Ein Beauftragter Ranjiet Singh's, den ich früher nicht gesehen hatte, übergab nun einem Diener des Guru den Sack Rupien und hielt eine endlose Rede, in der er von der Schöpfung begann, der alten indischen Zeit sprach, dann von dem grossen Maha Raja, dem heiligen Guru, der Kompagnie Sirdar, dann von mir, dem Lord Maha Raja, Freund des Königs, dann von dem heiligen, lieben Guru Govind Singh, dann zu allem Möglichen und Erdenklichen überging, dann von noch vielen andern Dingen sprach, und wieder etwas Anderes hinzufügte. Die Rede dauerte, so schnell und laut wie möglich gesprochen, schon eine Stunde, als er auf's Neue manches früher Berührte besprechen wollte, und ich nun Juni Lal sagte: Ein Tag sei zu kurz für eine solche Rede. Juni Lal hiess ihn daher schweigen. Der Zeremonienmeister des Guru begann nun einen Heroldspruch:

„Kund und zu wissen sei es Jedermann, dass an dem heutigen Tage der Maha Raja, Lord Baron Hügel Sahib Bahadur, ein Freund des Sri Maha Raja Ranjiet Singh, dessen Freundschaft mit der Kompagnie unvergänglich ist, wie die Sonne, worüber aus Neid der Mond sein Gesicht verbirgt, in dem Durbar des heiligen, lieben Guru erschienen ist, und von ihm seinen Segen und zahllose werthvolle Geschenke erhielt." Der Guru sprach nun sitzend ein Gebeth aus dem Grunth, die Gaben wurden gebracht, und während eine sanfte Musik spielte, verliess ich den Durbar. Die werthvollen Gaben bestanden in einem Turban und einem anderen Tuche, Beides möchte 5 Rupien werth seyn. Während der Zeremonie hatte ich ein Klopfen und Hämmern gehört, das ich mir nicht erklären konnte. Um den Tempel auf der kleinen Insel führt ein gepflasterter Weg, ich nahm diesen, um zu sehen, was es sei. Auf dem heiligen Badeplatze wurde eben ein kleines Vorgebäude mit Pietradura-Boden köstlich verziert; die marmornen Mauern sind dagegen mit grellen Farben, Blumen vorstellend, beschmiert.

Ich verliess den Tempel Amritsir und kehrte zu meinen Elephanten zurück.

Der Thanadar Amritsir's, Lena Singh, begleitete mich auf seinem Elephanten bis auf eine gute Strecke von Amritsir. Er hatte einen Diener hinter sich, der eine Doppelflinte trug, und zu meinem Erstaunen, als ich sie in die Hand nahm, fand ich einen herrlichen,

ganz neuen Joseph Manton, den er mir der Sitte gemäss antrug, ich jedoch natürlich ausschlug. Vor dem Thore lag eine ungeheure Kanone, von eisernen Stangen gebildet und das Metall darum gegossen, wie dies ehemals geschah. Ich fragte, wie alt sie sei und wie sie hieher komme. Der Thanadar antwortete, er habe das Stück eben erst verfertigt und er erwarte die Lafette von Lahor. In Amritsir befindet sich Ranjiet Singh's Münze, allein ich hatte keine Lust sie zu besichtigen, da sie, nach ihren Leistungen zu urtheilen, auf der niedersten Stufe der Mechanik stehen muss, und mir meine Zeit kostbar geworden war. Ranjiet Singh hat übrigens für sein Geld den Münzfuss der englischen Kompagnie eingeführt: nämlich die Rupie als grösste Silbermünze, im Werthe der Kalkutta-Sicca-Rupie gleich, und den Gold-Mohur zu 16 Rupien.

Von Amritsir nach Kopurtella sind 30 Koss, 40 Meilen. Drei Elephanten waren unterwegs aufgestellt, die mich durch die gut bebaute Gegend mächtig schüttelnd von der Stelle brachten; denn die Bewegung der Elephanten ist für den Reisenden auf ihrem Rücken peinlich zu nennen. Ich hatte Mohun und Hingham mit mir, und Vigne sass neben mir; auf einem zweiten Elephanten war Juni Lal. Jeder Thanadar empfing mich mit einer Abtheilung Reiter, und brachte mich zum Nächsten. Unweit Kopurtella kam ich an die Bias (Bäas), wie sie hier heisst, die Hyphasis der Griechen, ein Name, der nicht mehr entstellt ist, als manche

indische Namen es durch die Engländer sind. Die Ueberfahrtsboote waren so klein, dass ich es für besser hielt, in einem eigenen Boote allein überzufahren, da die erhitzten Elephanten nicht abzuhalten waren, beständig mit dem Wasser zu spielen, welches die Boote um nichts sicherer machte. Wenn ein Elephant einmal in einem dieser Boote steht, so weiss er, dass er seine Füsse nicht bewegen darf und er steht dann wie aufgemauert da, seinen Rüssel jedoch bewegend, und so lange es der Mahaut erlaubt, mit Wasser füllend und auf sich spritzend. Ich machte übrigens heute die Bemerkung, dass die Elephanten, sobald sie von dem Marsche erhitzt sind, mit dem Rüssel in den Hals fahren, aus dem Magen Wasser pumpen, und dies auf Brust und Bauch spritzen. Dies setzen sie stundenlang fort, und es ist wirklich unbegreiflich, wo sie all' das Wasser aufzutreiben wissen.

Es war noch nicht Abend, als ich Kopurtella erreichte. Es ist dies der Besitz Fati Singh's Aluwalla, dessen anderswo erwähnt wurde, ein Turbanbruder Ranjiet Singh's. Er ist ein Sujet mixte: er besitzt nämlich Ländereien unter englischem Schutze, welche 4 Lackh Rupien, und Ländereien unter Ranjiet Singh's Oberherrschaft, welche 3 Lackh Rupien jährlich abwerfen. Im Jahre 1825 flüchtete er sich vor seinem Turbanbruder Ranjiet Singh auf das linke Ufer der Sutlej; das, was die Veranlassung dazu gab, sollte ich bald selbst sehen. Allein zuerst muss ich die Stadt,

durch welche mein Weg führte, besprechen. Durch Avitabile's Erbauung des Bazaar in Vizirabad ist im Panjab Geschmack für breitere Strassen entstanden, und Fati Singh hat in Kopurtella eine schöne Strasse erbaut, die, wenn sie auch nicht mit dem Quadrant der Regent Street in London zu vergleichen ist, dennoch für das Panjab in Erstaunen setzt; einige hundert Maurer waren noch mit einem Theile derselben beschäftigt. Ein grosser Tempel ist eben vollendet, nahe an dem Pallaste, welcher über das Ganze phantastisch und malerisch emporragt. Eine halbe Meile von dem Orte kam ich zu einem unvollendeten Gebäude, das, mehr im englischen Geschmacke, zu einem soliden Gartenhause für Fati Singh bestimmt war, dessen Gewölbe unter der Erde eine Teykana bilden, den Kasematten einer Festung nicht unähnlich. Eine Teykana ist nämlich eine unterirdische Wohnung für den Sommer, in welcher es beständig kühl ist, und welche sich gewöhnlich 25 bis 30 Fuss unter der Oberfläche befindet. Das Haus Fati Singh's war unter Dach, doch Thüren und Fenster fehlten, als dem Maha Raja gemeldet wurde, dass Fati Singh eine Festung auf der Strasse von Lodiana nach Lahor erbaue. Er wurde augenblicklich vor Ranjiet Singh gerufen, allein Fati Singh erinnerte sich, wie jener unter ähnlichen Umständen den Vorwand benutzt hatte, einen reichen Besitzer seines Erbtheils zu berauben. Fati Singh floh daher in seine Besitzungen jenseits der Sutlej, und nur mit Mühe und unter der Garantie des englischen

Agenten konnte er bewogen werden, in's Panjab zurück zu kehren, wo ihn dann Ranjiet Singh gut aufnahm. Jetzt ist er völlig mit ihm versöhnt, allein dennoch stets auf seiner Huth. Fati Singh ist übrigens als ein guter General bekannt. Ihm verdankt Ranjiet Singh den südlichen Theil seines Besitzes, der sich in dieser Richtung über das Panjab hinaus erstreckt.

Ich fand in Kopurtella meine von Lahor vorausgesandten Leute mit meinen Betten etc. Der unvollendete Pallast, an welchem Fati Singh seit 1824 nichts mehr anrühren liess, war durch Kanat und Teppiche dem Anscheine nach höchst bequem eingerichtet worden, allein ein eiskalter Wind zog nach allen Richtungen hindurch, und nur mit Mühe gelang es dem unermüdeten Diener Joala, Alles behaglich zu ordnen. Geschenke, jenen Amritsir's gleich, kamen, nebst Provisionen aller Art; es war jedoch spät, als ich seit langer Zeit zum ersten Male wieder von meiner eigenen Küche kostete, und wohl, so dachte ich, für eine noch längere Zeit zum letzten Male, denn ich hatte vor, in Lodiana alle meine Leute zu entlassen, und meinen Weg allein nach Bombay zu finden.

Mittwoch den 27. Januar. Die Ungeduld liess mich nicht schlafen; heute sollte meine lange Reise nach Kaschmir enden, und ich mich wieder auf englischem Boden befinden; es war mir, als brächte mich dieser Tag auf einmal so viele Monate meiner eigenen Heimath näher.

Fati Singh hatte mir sagen lassen, er würde mich am nächsten Morgen besuchen kommen, allein dann hatte ich auf ihn zu warten, und ich wusste aus langer Erfahrung, dass es nicht leicht ist, einen Besuch zu enden, welchen ein eingeborner grosser Herr in Indien abstattet. Lange vor Tage war ich aufgestanden, und weckte Vigne, dem ich diesmal nicht erlaubte, auf sich warten zu lassen, und ehe die Sonne vollkommen am Himmel stand, waren wir bereit: allein nun fehlten die Elephanten; endlich um 7 Uhr waren wir unterwegs nach dem schönen Pallaste in der Mitte der Stadt. Fati Singh brachte ich kleine Geschenke, er empfing mich mit seinen beiden Söhnen. Nach kurzem lebhaften Gespräch verliess ich ihn wieder, und kehrte in den unvollendeten Pallast zurück.

Sieben und dreissig Koss sind von Kopurtella nach Felor. Wir assen schnell unser Frühstück, und ich bestieg den Palankin in der Erwartung, dass ich in ihm schneller von der Stelle kommen würde, als auf den dem Anscheine nach langsam von der Stelle kommenden Elephanten; allein dies war nicht der Fall, und ich bestieg daher einen Elephanten; drei waren für mich bis Felor aufgestellt.

Jhalander, das uralte Jala- oder Jhiel-Indra *), war die nächste Stadt, die wir erreichten: in einer herrlichen

---

*) Jhiel, Teich, eigentlich Wasser, das ein ausgetretener Fluss zurücklässt, oder das verlassene Bett, in welchem sich noch Wasser befindet, und Indra, ein indischer Gott.

blühenden Gegend, in der zuerst von dem Indus her, grosse Mango-Pflanzungen vorkommen. Eine Menge von majestätischen Grabmählern verkündet, was Jhalander war, nämlich die ehemalige Residenz einer Dynastie, jene der Lodi-Afghanen. Noch soll die Stadt 40,000 Einwohner zählen. Der Thanadar empfing mich mit einer Abtheilung Reiter, und wollte mich durch die Strassen der Stadt führen; ich hatte nichts dagegen, weil er behauptete, es sei der nächste Weg. Mit Mühe kam mein Elephant unter den Bäumen der Hauptstrasse weg; allein an dem Ausgangsthore konnte mein grosser Elephant mit dem Hauda nicht durchkommen. Wir stiegen ab; ihn durch die Stadt zurück zu senden, hätte wohl eine Stunde Zeitverlust gekostet, und so sagte ich dem Mahaut: es zu versuchen, ob sich der Elephant vielleicht beugen würde, um nicht anzustossen. Er brachte den Elephanten nahe, liess ihn den Rüssel an das Thor geben, um ihm die Höhe bemerkbar zu machen, und ihn dann vorschreiten. Der Elephant schien es wirklich verstanden zu haben; denn er beugte seine Knie etwas, und kam mit dem Hauda glücklich hindurch. Hier war ein anderer Elephant aufgestellt, allein er war zu klein: der Hauda passte nicht auf ihn, und so nahm ich denselben Elephanten weiter mit, der schon am frühern Tage von Amritsir 27 Meilen leer gegangen war, und mich dann die letzten 13 Meilen bis Kopurtella getragen hatte. Ich setzte jedoch Hingham und Mohun auf den kleinen Elephanten mit unserm Gepäcke, um ihn zu erleichtern.

Die Gegend ist von hier an gut bebaut; in drei Stunden erreichten wir eine andere Stadt, Baghwarrah, welche 15,000 Einwohner zählen soll, und deren Namen gut gewählt ist, denn ihre Gärten breiten sich weit aus, und dann Felder, mit Bäumen, wie diese geschmückt.

Ein Elephant war hier aufgestellt, allein er war langsam, und so nahm ich dann meinen alten Freund mit mir, der in zwei Tagen 70 Koss zurück legte, die grösste Entfernung, die wohl je ein Elephant in zwei Tagen einem Gentleman zu Liebe zurück gelegt hat. Denn die Tagreisen mit Elephanten sind sehr klein, und ein Marsch, welcher im Durchschnitte 8 oder 10 englische Meilen beträgt, ist für sie schon beschwerlich. Von allen Lastthieren einer Armee sind es daher auch die Elephanten, welche am Schnellsten dienstuntauglich werden. Nimmt man nun noch hinzu, wie unverhältnissmässig viel Futter sie bedürfen, und den grossen Preis der Anschaffung, so begreift man, dass jetzt, wo Feuerwaffen in Indien allgemein sind, die Elephanten, im Kriege wie im Frieden, nur mehr als zum Staate eines Königs gehörig verwendet werden.

Endlich erschien, als sich die Sonne neigte, Felor mit seinem Thurmthore in der Ferne. Hier sind mehrere Jhiel, stehende Wasser, die von dem ehemaligen Flussbette der Sutlej zurückgeblieben zu seyn scheinen, und sich bei grossen Ueberschwemmungen mit dem Hauptflusse vereinigen. Das Fort Felor, das Ranjiet Singh 1809 erbaute, ist unbedeutend und enthält 150 Mann

Besatzung; es ist an dem hohen Ufer der Sutlej erbaut. Juni Lal. wollte mich hier übernachten lassen, da die Sonne schon untergegangen war, allein den unsinnigen Vorschlag verlachend, stieg ich vom Elephanten. Der Offizier, der Kaptain Wade's Leibwache befehligt, brachte mir hier Briefe von Kaptain Wade, nebst einem Elephanten, und bald war ich auf dem linken sandigen Ufer der Sutlej.

Zum letzten Male blickte ich nach dem Panjab zurück, ehe die Nacht Alles verhüllte, während der Elephant mühsam durch den tiefen Sand des Weges schritt. Ich sagte in Gedanken manchem guten Menschen Dank für freundlichen Empfang, und vor Allem dem Lande Lebewohl, das mich während drei Monaten beschäftigt hatte. Wie nach und nach die Gegenstände undeutlicher werden, in dem sinkenden Tage und der Entfernung, so wird auch dieser Abschnitt meines Lebens in der Erinnerung schwächer und schwächer werden. Unauslöschlich prägt sich der Seele nur Weniges ein, und Wenigen; Menschen, seltener als Ereignisse, Gefühle am Seltensten. Bis nach Lodiana, 3 Koss von Felor, hatte ich volle Zeit, über die Episode meiner Reise nachzudenken, die mich im weiten Umkreise von den Ufern dieses Flusses zu ihm zurückgeführt hat. Allein wo sind jene Wellen, die mein Boot von Belaspur nach Jelacatella führten? Sie sind in dem Ozean des Golfes Omar verschwunden, wie die Tage meiner Reise in dem Meere der Ewigkeit untergegangen sind. Das Feld,

das jene Fluren befruchteten, hat inzwischen seine Früchte getragen, und was jene Tage für mich in's Leben riefen, ist in diesen Blättern niedergelegt. Wie das Naturgesetz der Schwere jenen unaufhaltsam zu rollen gebiethet, bis sie das Gleichgewicht in einer Fläche finden, so befiehlt ein höheres Gesetz dem Menschen Thätigkeit des Geistes, bis auch er auf der ebenen Fläche des Sarges ruht! Ob ich dies Gesetz befolgt, oder meine Zeit sinnlos vergeudete, dies mag ein höherer Richter, und er wird es, entscheiden. Mein Bewusstsein spricht mich von dem Vorwurfe frei.

Die Quelle wird im Schoosse der Erde geweckt, und springt freudig und rein in's Leben; mancher ist es erlaubt, sich an Gespielen anzuschliessen und ungetrübt zwischen blühenden Ufern langsam dem Meere zuzuwandeln; Andere führt ihr stürmisches Leben über Felsen und ihre Bestimmung ist ein beständiger Taumel; Andere stürzen über die hohe Bergwand, und lösen sich im zerstörenden Falle nach kurzem Leben in Dunst auf; noch Andere wandeln einsam im glühenden Sande der Wüste, und verlieren sich spurlos. Noch Andere trübt die Nähe einer grossen Stadt, und statt des reinen Flusses, den die reich hervorsprudelnde Quelle versprach, endet ihr Leben in einem Pfuhle. Nur wenigen wird gestattet, in der Mitte ihres Laufes sich im ruhigen See aufzuklären, nach dem raschen Jagen nun beruhigt, und in ihrer stillen Majestät bewundert, ihren Lauf fortzusetzen. Allein noch

Wenigern wird gestattet, ihr Leben zum Nutzen der Menschen zu verwenden, und das Dasein einer zahlreichen Bevölkerung zu verbessern, zu verschönern.

Ob es in dem Plane der Vorsehung gelegen habe, mir diesen letzten Auftrag zu ertheilen, und mir einen neuen grossen Wirkungskreis im Norden Indien's anzuweisen, ob ich Unrecht gethan habe, die Möglichkeit auszuschlagen, für Millionen einen bessern Zustand der Dinge hervorzurufen? diese Frage vermag ich nicht zu beantworten. Nicht Eitelkeit, nicht Stolz, nicht Muthlosigkeit, nicht Trägheit verhinderten mich, den Wink zu verstehen: es war auch nicht Selbstsucht, und so fühle ich keine Reue.

Um 8 Uhr Abends war ich in dem gastlichen Hause Kaptain Wade's zu Lodiana.



Bemerkungen über das von Ranjiet Singh gegründete Reich, und das Panjab *).

Das Reich, welches Ranjiet Singh gründete, und Uns Europäern neben dem ungeheuren brittischen Besitze in Asien so unbedeutend erscheint, ist es an und für sich keineswegs. Es erstreckt sich von der höchsten Kette des Himaleya im 35. nördlichen Breitengrade bis fast zum 28., und vom 70. zum 79. Längengrade westlich von Greenwich. Die Sutlej und dann die Gharrah bilden die südliche und südöstliche Gränze; als nordöstliche, nördliche und nordwestliche dienen die unübersteiglichen Hochgebirge des Himaleya und die wenig bewohnten Gebirgsketten des Hindu-Kosch; die westliche ist in diesem Augenblicke bis Jellalabad, in's Herz Afghanistan's, vorgerückt, und die südwestliche bildet die Wüste des rechten Indus-Ufer und kaum bewohnte Berge.

Ausser diesem unabhängigen Reiche hat Ranjiet

*) Durch die neuesten Ereignisse ist Vieles im Panjab verändert worden, und noch mehr steht bevor, dies soll als Beschluss des vierten und letzten Bandes besprochen werden.

Singh grosse Besitzungen auf dem linken Sutlej-Ufer, welche durch die Bestimmungen der Bekanntmachung vom 6. Mai 1809 unter englische Oberherrschaft kamen.

Kaptain Murray berechnete als Einnahme der Khalsa (Fiscus) im Jahre 1832, die Land-Revenuen und die Tribute von den sämmtlichen Besitzungen Ranjiet Singh's

auf	124,03,900	Rupien
Dazu für Peschauer und den Landstrich bis Jelalabad die runde Summe von	10,00,000	„
Die Zoll-Einnahmen des Panjab	19,00,600	„
Die Mohurana, Siegelaufdrü-Kung, eine Abgabe für das Unterzeichnen (Siegelaufdrücken) jedes dem Maha Raja vorgelegten Papieres	5,77,000	„
	158,81,500	Rupien.

Nämlich 158 Lackh, 81,500 Rupien.

Ferner nimmt Kaptain Murray an, dass im Panjab Ranjiet Singh in Jagier (Lehen) angewiesen habe, oder alten Familien gehöre: ein jährliches Einkommen von 109 Lackh, 28,000 Rupien, welche theils nach seiner Willkühr, theils durch sein Machtgebot eingezogen werden können, so dass die ganzen, Ranjiet Singh zu Gebote stehenden Einkünfte 268 Lackh, 9500 Rupien oder 27 Millionen Gulden Conv. Münze betragen.

Seine Armee besteht aus folgenden Abtheilungen: Die französische Legion, auf europäische Weise

gekleidet und exerzirt, und in Bataillone abgetheilt	8000	Mann,
Dieser waren einige Regimenter Kavallerie zugegeben, welche sich jedoch wegen Mangel an Bezahlung durch Desertion auflösten.		
Ghortscheri's und Gortscher Khas, geharnischte Reiter, mit Luntengewehren bewaffnet und entweder in Geld oder Ländereien bezahlt . . .	4000	„
Disciplinirte Bataillone . . .	14,941	„
Kavallerie in verschiedenen Festungen	3000	„
Infanterie-Pultun's (Regimenter) auf verschiedene Weise equipirt . .	23,950	„
Kontingente der Sirdars in Kavallerie	27,014	„
	80,905	Mann.
Wozu	34,014	Pferde.
Nebstbei Elephanten . . .	101.	

Die Artillerie Ranjiet Singh's ist bedeutend, doch, mit Ausnahme jener der französischen Legion zugetheilten, höchst mangelhaft organisirt und bedient; Kaptain Murray gibt sie auf 376 Kanonen und 370 Jingal an, kleine lange Stücke, die durch Kameele getragen werden. Nicht fünfzig von der ganzen Anzahl können als in unserm Sinne brauchbar angenommen werden. Ranjiet Singh's Artillerie soll 4 bis 5000 Mann zählen, allein diese werden aufgenommen und entlassen, je

nachdem es die Ereignisse fordern oder erlauben; dies letztere gilt besonders von der Jinsi, der schweren Artillerie. Jedem Korps wird übrigens, wenn es in's Feld rückt, eine Batterie zugetheilt.

Das Reich Ranjiet Singh's ist sein eigenes Werk, und in dem ganzen ausgedehnten Lande geschieht nichts ohne seinen ausdrücklichen Befehl; er ist die Seele, welche das Ganze belebt. Die Verwaltung der verschiedenen Theile, die bald grosse Provinzen bilden, bald aus kleinen Besitzungen bestehen, ist höchst einfach. Wie überall in Indien ist der Ertrag jedes Stückchen Landes von langer Zeit her festgesetzt, und die Statthalter und Thanadare haben die bestimmten Summen einzuliefern. Wie die Steuern eingetrieben werden, kümmert Ranjiet Singh nicht, und es ist dies, wie alles Andere in den ihnen übergebenen Bezirken, vollkommen der Willkühr der Statthalter überlassen. Es ist natürlich vorauszusetzen, dass sie nebstbei so viel wie möglich mehr für sich selbst erpressen. Liefern sie die Summen nicht, so werden sie abgesetzt, der fehlende Betrag muss aus ihrem eigenen Vermögen ersetzt werden, und reicht dies nicht zu, so werden sie gefangen gesetzt, und oft misshandelt. Der Statthalter wendet natürlich alle möglichen Bedrückungen an, um die verlangte Summe aufzubringen. Bis es also dahin kommt, dass ein Statthalter die bestimmte Ertragssumme nicht einliefert, kann mit Zuversicht angenommen werden, dass die Provinz vollkommen zu Grunde gerichtet ist.

Auf den ersten Anblick scheint es dem Europäer, als sei es unmöglich, dass ein solches Verwaltungssystem von irgend einer Dauer seyn könne, allein diese Ansicht ist irrig. Auch die Bedrückungen können nur einen gewissen Grad erreichen, sind sie zu weit getrieben, so wandert die Bevölkerung aus, oder die Felder können nicht bestellt werden; es ist nicht Schonung, welche der Unterthan hier zu erwarten hat, sondern Berechnung der Kräfte desselben und eigennützige Haushaltung damit, wie der Fuhrmann seinem Pferde nicht mehr aufladet, als es von der Stelle zu bringen vermag. Tritt kein besonderes Ereigniss ein, so dauert derselbe Zustand lange Zeit fort, allein eine Heimsuchung, wie jene, von welcher Kaschmir betroffen wurde, bringt das Land so weit herab, dass es nie wieder dieselbe Stufe des Wohlstandes erreichen kann, die es früher eingenommen hatte. Es ist übrigens leicht begreiflich, dass durch diese Art der Verwaltung der Ertrag jeder Provinz längst auf das Minimum herabgebracht wurde.

Was nach seinem Tode aus dem Reiche der Siek werde, dies hat Ranjiet Singh nie eine Minute Nachdenkens geraubt. Selbst ohne alle Religion, hat er den Schein jener angenommen, in der er geboren wurde, und welche für seine Plane am Zweckmässigsten war. Nur für dies Leben handelt er, nur für seine Lebensdauer schafft er: dass die heterogenen Theile, die er vereinigte, zusammenhalten, und ihm dienen, ist Alles,

was er verlangt. Mag auch immer der Thron, den er bestiegen, zusammenstürzen, mag er der erste und letzte Maha Raja der Siek gewesen seyn: wenn er während seiner Lebensdauer der König aller seiner Glaubensbrüder war, so kümmert ihn die Zukunft nicht. Sein Geist glaubt eben so wenig an die Unsterblichkeit der Seele, als ihm an der irdischen Unsterblichkeit des Nachruhms etwas gelegen ist. Wer sein Nachfolger sei, ist ihm ebenfalls gleichgiltig. Alle Söhne Ranjiet Singh's müssen als vollkommen adoptirt angenommen werden, denn nur die ausdrückliche Nichtanerkennung kann sie der Rechte berauben, welche sie dem Umstand verdanken, im Zenana Ranjiet Singh's geboren worden zu seyn. Die Erbfolge des Stammes der Siek, zu dem er gehört, spricht übrigens deutlich für seinen ältesten Sohn Khuruk Singh als alleinigen Erben.

Die Erbfolge der Siek ist in den verschiedenen Familien verschieden, doch zerfallen sie in dieser Hinsicht in zwei grosse Abtheilungen: die Manschi- und Malua-Siek; die Manschi-Siek stammen aus dem nördlichen Theil des Bari Doab zwischen der Bäas und Ravi, und haben sich über das Panjab und Sirhind ausgebreitet; sie haben zur Erbfolge das Bahibaad und Tschandabaad; das Erstere bestimmt gleiche Theilung unter alle Brüder, oder mit einem grössern Antheil für den Aeltesten; das Zweite: gleiche Vertheilung unter die Frauen des Ueberlebenden, wenn Mütter von männlichen Kindern.

Die Malua-Siek, zu denen Ranjiet Singh gehört, haben das Recht des Erstgebornen mit Jagier (Lehen) für die Jüngern. Nach dieser Erbfolge hat Khuruk Singh das unstreitige Recht auf die Krone; allein Ranjiet Singh hat einigen seiner Lieblinge so grosse Besitzungen gegeben, dass es grösserer Klugheit bedürfte, als Khuruk Singh besitzt, um sein Recht geltend zu machen, und noch mehr, um seine Grossen in Gehorsam zu halten. Diese werden wohl den blödsinnigen Fürsten einem klugen und kräftigen vorziehen, allein nur um sich unabhängig zu fühlen, oder es zu werden. Kuschal Singh, an's Dienen gewöhnt, wird jedem Nachfolger treu bleiben, allein die drei Brüder Raja von Jommu, welche mit Schätzen, mit einer Armee und mit Festungen versehen sind, deren Länderbesitz ein grosses, zusammenhängendes Ganzes bildet, von den schwierigsten Pässen geschützt, werden den ersten Vorwand benützen, das Joch abzuschütteln. Diesen Letzteren muss Kaschmir zur Beute werden, dessen zugänglichste Pässe in ihren Besitzthümern liegen.

Scheher Singh auf der andern Seite, wird wahrscheinlich dasjenige Stück Land an sich reissen, in dem er sich bei dem Tode Ranjiet Singh's gerade mit der Armee unter seinem Kommando befindet, und Unordnung und Anarchie werden entstehen, bis das Ganze ein Theil des ungeheuren Reiches der Engländer in Indien wird. Sollte Ranjiet Singh jedoch Khuruk Singh überleben, oder Nihal Singh, des Letztern Sohn, Zeit haben,

sich mehr in die Gunst der Armee einzuschmeicheln, so ist es möglich, dass durch ihn das neue Reich fortbestehe und sich befestige.

Das System der Engländer in Indien hat sich in den letzten Jahren vollkommen verändert. Das Frühere, welches in unmittelbarer Einwirkung auf alle Handlungen der sogenannten unabhängigen Fürsten Indien's bestand, hat seine Früchte getragen; ausser dem schon erworbenen Eigenthume, ist England der Erbe zum sämmtlichen Grundbesitze Indien's, vom Könige bis zum letzten Jagierdar, der ohne männliche Erben stirbt. Dieser Grundsatz hat in Indien in kurzer Zeit das Erlöschen jeder grossen Familie zur Folge, die sich nur durch Adoption erhalten haben. Durch die üppige Lebensart der Reichen bringt es nämlich selten ein Herrscherstamm zu irgend einer Dauer. Bei Weitem die Mehrzahl der Hindu und mohammedanischen Familien auf einem Musnud (Thron) sind dem Erlöschen nahe.

Nun hat die Kompagnie das System der Nichteinmischung in die Angelegenheiten der einheimischen Fürsten angenommen, vielleicht mit dem liberalsten Wunsche, ihnen wirklich mehr Freiheit zu geben; allein es könnte auch etwas Anderes diesem Systeme zum Grunde liegen. Wer immer mit dem Karakter indischer Fürsten bekannt ist, weiss, dass sie, mit höchst seltenen Ausnahmen, nur erwachsene Kinder sind, die am Gängelbande geführt werden müssen. Nichteinmischung in die Angelegenheiten der Nachbarstaaten ist in Europa

unausführbar, in Asien ist es unmöglich. Nichteinmischung in die Verwaltung der einheimischen Fürsten muss in Kurzem Unordnung hervorrufen, welche Manches, was sonst ein Menschenalter erforderte, in wenigen Jahren zu Stande bringen kann. Den meisten indischen Fürsten ist die Freiheit, die sie jetzt geniessen, etwas Unangenehmes, und sie beschwören wohl den englischen Residenten an ihrem Hofe, ihnen wie ehemals jede ihrer politischen und administrativen Handlungen vorzuschreiben, da sie mehr Vertrauen in den englischen Karakter und Verstand, als in den ihrer Dewane oder Viziere haben; die Residenten haben jedoch ihre strengen Verhaltungsbefehle, und dürfen keinen Rath ertheilen. Die Freiheit der eingebornen Fürsten muss Uebermuth gebären, bis die Verwirrungen die Einmischung einer bewaffneten englischen Macht benöthigen, welche das unruhige Land durch die Bezahlung der Aufstellungskosten aussaugt, und die Regierung der Kompagnie zwingt, den thörichten Fürsten mit einem Male zu pensioniren.

Dies System dient ebenfalls den Verhandlungen mit Ranjiet Singh zur Richtschnur. Nicht schwer würde es halten, Ranjiet Singh zu einem Off- und Defensiv-Traktat zu bringen; allein bei der Zusammenkunft des General-Gouverneurs Lord William Bentink mit Ranjiet Singh auf der englischen Seite des Sutlej (1831) war davon keine Rede. Ranjiet Singh lud dazumal die beiden Personen, von denen er glaubte, dass sie die

Geschäfte der Kompagnie zu führen hätten, zu sich in sein Zelt ein, und kam nach manchen Umschweifen zur Sache, nämlich zu dem Begehren, die Kompagnie möge ihn gleichsam autorisiren, die Mier von Sindh anzugreifen, welche kurz vorher den von England an ihn abgesandten Lieutenant Burnes so lange aufgehalten hatten, oder sich mit ihm zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen gegen sie zu verbinden. Gesandte von Sindh waren in seinem Lager, welche er vorzustellen die Erlaubniss erhielt, allein auf seine Anspielungen auf den Reichthum, die Schwäche und den Uebermuth der Mier wurde keine Rücksicht genommen, und ein Dokument, welches er später verlangte, worin die ewige Freundschaft der brittischen Regierung versprochen wurde, war Alles, was schriftlich zwischen den beiden Hauptpersonen bei dieser Zusammenkunft verhandelt wurde. Ranjiet Singh nahm übrigens den Vorschlag Lord William Bentink's zu dieser Zusammenkunft mit Freuden an, allein bald gab es Schwierigkeiten wegen der Etikette, die er aber, indem er alle seine Ansprüche aufgab, schnell endete; später schien es jedoch den englischen Behörden, als habe Ranjiet Singh Angst vor einer verrätherischen Absicht von Seite der Kompagnie; am Vorabende der Zusammenkunft noch mussten die Astrologen das Sahet (Horoskop) stellen, ob er die Sutlej überschreiten solle oder nicht. Diese erklärten, dass Ranjiet Singh einen Apfel als Wahrzeichen in die Hand nehmen, und ihn dem General-Gouverneur bei

dem ersten Zusammentreffen darreichen solle; nähme er ihn an, so könne er seiner freundschaftlichen Gesinnungen versichert seyn, wo nicht, so möge er augenblicklich in sein eigenes Lager auf der rechten Seite der Sutlej zurückkehren. Ranjiet Singh erschien wirklich mit einem Apfel in der Hand, und es erregte nicht geringes Erstaunen unter allen Engländern, bei dieser Zusammenkunft, welche an Pracht jedes andere Schauspiel dieser Art übertroffen haben soll, Ranjiet Singh von seinem Elephanten absteigen, und dem General-Gouverneur einen Apfel überreichen zu sehen. Dass übrigens das ausserordentliche Geschenk angenommen wurde, versteht sich von selbst, um so mehr, da Lord William Bentink von dem Ausspruche der Astrologen unterrichtet worden war. Was jedoch Ranjiet Singh zu der Komödie mit dem Apfel nebstbei bewogen haben kann, mag die Sitte Indien's seyn, nach welcher man sich keinem Höhern nahen darf, ohne ihm ein Geschenk zu überreichen. Als einen Höhern wollte er den General-Gouverneur nicht anerkennen, er wollte ihm dennoch schmeicheln, und so gefiel ihm vielleicht der Gedanke jenes freundschaftlichen Geschenkes. Eine andere Eigenthümlichkeit des ersten Zusammentreffens war, dass Ranjiet Singh, als Alles ihn bei dem ersten Erscheinen anstarrte, augenblicklich auf den Koh-i-Nur wies, den er am Arm trug, indem er sagte: „das ist der Koh-i-Nur," und welches in dem Aberglauben seine Ursache hatte, die stierenden Augen aller Anwesenden, welche

Unheil bringen konnten, von ihm abzuziehen, ein Aberglaube, welcher mit der Jettatura und Contrajettatura Neapels Aehnlichkeit hat.

Ein Off- und Defensiv-Traktat mit der brittischen Regierung, mit der Garantie der Integrität des Besitzes, könnte allein Ranjiet Singh's Reich erhalten. Allein England wäre dadurch, wenigstens für eine Zeit, abgehalten, von den Ereignissen, nach den augenblicklichen Umständen, Nutzen ziehen zu können.

Ranjiet Singh's Macht ist nicht von der Art, dass sie, bei dem Kriege zweier europäischen Mächte um und in Indien, in die Wagschale der Einen oder Andern gelegt, den Ausschlag zu geben im Stande wäre; allein als Hilfstruppen, den kleinen Krieg zu führen, könnten seine Reiter dieselben Dienste leisten, wie die Kosaken den Russen.

Welche Partei Ranjiet Singh ergreifen würde, wenn sich, was bei seinen Lebzeiten nicht geschehen wird, zwei europäische Heere in den Ebenen Indien's um den Besitz des grössten Kleinods in der Krone England's streiten würden, ist kaum zweifelhaft; nur dann würden seine Truppen unter der Fahne England's kämpfen, wenn es ihm sicher scheinen wird, dass sie auch ohne ihn siegen würden.

Wenn wir auf das Reich Ranjiet Singh's blicken, und es nur einen so kleinen Raum Asien's einnehmen sehen, so mögen wir deshalb nicht geringer von seinem Geiste und seinen Talenten denken. Nicht mit dem

Reiche der Mohammedaner in Indien, nicht mit dem der Mahratten, noch weniger mit jenem der Engländer müssen wir es vergleichen. Das Letztere, das mühsame, langsam aufblühende Erzeugniss zweier Jahrhunderte, das selbst nur durch Napoleon's Thorheit plötzlich ganz Indien umfasste: er, der die Nebenbuhlerin verderben wollte, sperrte ihr einen Theil Europa's, und gab ihr dafür die Welt Preis! Nicht mit jenem der Mohammedaner müssen wir es vergleichen, welche auf ein harmloses Volk einbrachen; nicht mit jenem der Mahratten, welche in dem durch Parteien zerrütteten Lande als Räuber herumzogen, Alles zerstörten und nichts dafür erbauten. Eingeengt zwischen der kolossalen Macht England's und jener der tapfern Afghanen, die erst kürzlich Dehli's Herrschaft geendet und sich zum eigenen mächtigen Reiche erhoben hatten, im Kampfe gegen den Hass der Hindu und die Verachtung der Mohammedaner, erbaute Ranjiet Singh allein, während Einem Menschenleben durch seinen Genius einen Thron, auf dem er über Hindu und Mohammedaner friedlich herrscht. Nur wenige Schritte noch und er hat vollbracht, was ihm zu erreichen möglich ist, sein Reich bis an die persische Wüste auszudehnen, nämlich Kabul, Kandahar und Ghizni an sich zu reissen, und so die Eingebornen Indien's, durch einen in ihrem Schosse gebornen Heiden, an den übermüthigen Rechtgläubigen zu rächen, die so viel Noth und Elend über das grosse, herrliche Land gebracht haben.

Beschluss.

Es scheint hier der Ort einiger Bemerkungen über die westliche Gränze des brittischen Indien's. Das prächtige Erbtheil des englischen Volkes, welches kühne Abenteurer daselbst gründeten, hat eine natürliche Gränze nach allen Richtungen, und nur jene nach Westen ist in Zweifel gezogen. Gegen Süden vom Meere umgeben, gegen Osten und Norden von undurchdringlichen Wäldern und Hochgebirgen eingeschlossen, gegen Westen von dem Thurr, der indischen Wüste begränzt, bleibt nur ein verhältnissmässig schmaler Streifen in Nord-Westen übrig, wo die Frage schwierig wird. England hat es mit seiner Ausdauer so weit gebracht, dass es bei der Bestimmung seiner Gränzen in Asien auf ein paar Tausend Quadratmeilen mehr oder weniger nicht ankommt.

Wer mit der Weltgeschichte bekannt ist, wer nur einmal einen Blick auf die Karte geworfen, wird mit einem Male den Indus dafür angeben. Für die

Geographen ist allerdings nichts bequemer, als einen Fluss als Gränze anzunehmen, doch anders verhält es sich mit der Gränze zwischen zwei Völkern, und noch ganz anders mit einer Vertheidigungslinie, wie es die nordwestliche Gränze des brittischen Indien's seyn muss, der einzigen Richtung, von welcher sich ein Feind nahen kann. Als Vertheidigungslinie ist allerdings oft ein Fluss eine gute Gränze, während er zwischen zwei Völkern, statt eine Scheidelinie zu seyn, vielmehr eine Verbindung zu seyn scheint. Denn so weit bis jetzt die Welt bekannt ist, sind die beiden Ufer eines Flusses von demselben Volksstamme bewohnt, auf beiden Ufern wird stets dieselbe Sprache gesprochen. Es mag daher allerdings der Mühe lohnen, etwas genauer aus einander zu setzen, ob der Indus unserer vorgefassten Meinung, als Gränze des englisch-indischen Reiches, entspricht oder nicht.

Von dem Augenblicke an, wo die Atok oder der Indus in das Hochgebirge dringt, stürzt er sich wie die Jilum in beständigen Kataракten über Felsen, bis er in die Ebene Tschutsch tritt, an deren Ende, unweit des Zusammenflusses der Kabul mit dem Indus, Atok gelegen ist. Von hier an tritt er auf's Neue in die Gebirge, um, nachdem er die Salzgebirge durchbrochen hat, durch eine Sandwüste zu fliessen, bis er, gegen sein Delta zu, ein bald mehr bald minder fruchtbares Land durchströmt. Von den Gebirgen bis zum Meere gibt der Indus der Gegend Leben, an seinen Ufern zieht sich

selbst in der Wüste ein schmaler Streifen Anbau hin; allein nur der Indus belebt die Gegend; an seinem rechten Ufer beginnt bald die Sandwüste, die sich weit gegen Westen erstreckt: auf seinem Linken ist der bebaute Strich etwas breiter, allein von dem Ran, der selbst **150** Meilen breit ist, nimmt die Wüste schnell zu, bis sie unter dem 28sten Breitengrade eine Fläche von **360** Meilen Breite fast ausschliesslich bedeckt.

Es wäre unnöthig, weitläufig zu besprechen, warum von der Mündung des Indus bis zum Zusammenflusse der Ströme des Panjab, der Indus keine Vertheidigungslinie und keine militärische Gränze seyn kann. Die Ursache ist mit wenigen Worten die, dass sich eine Armee nicht auf ihre Operationslinie zurückzuziehen vermöchte, die nur jenseits der Wüste seyn könnte, und weil eine Armee, hier aufgestellt, dem Feinde ganz Hindostan Preis geben würde. Auch ein Feind dürfte wohl schwerlich von dieser Seite zu erwarten seyn, obwohl die ersten Mohammedaner von Kandahar und Ghizni auf diesem Wege nach Guzzerat vordrangen, die jedoch nur in einzelnen Haufen ankamen, während die grossen Heere stets bei Atok den Indus überschritten.

Von der Vereinigung der Flüsse des Panjab stromaufwärts, ist das rechte Ufer der letzte Abfall einer rauhen und steilen Gebirgskette mit kargem Anbau, welche von wilden Stämmen der Afghanen bewohnt wird, und durch welche wohl einsame Karawanen, ein Heer aber kaum ziehen kann; auch hier wäre der Indus die

schlechteste Gränze, weil sie augenblicklich aufgegeben werden müsste, um die Truppen auf dem Punkte zu vereinigen, wo der Feind erschiene, welches Atok seyn muss, eine Entfernung von 300 Meilen von dem Zusammenflusse der Flüsse des Panjab.

Dass der Feind bei Atok erscheinen muss, dies ist es, was den Indus so verführerisch für eine Gränze scheinen lässt; eine Gränze ist aber nur dann gut, wenn sie einem Feinde schwierig, den eigenen Truppen dagegen leicht erreichbar ist. Nun wäre es jedoch einer Streifpartei dennoch leichter von Westen, als von Osten an das Indus-Ufer zu kommen, und zwar von seiner Mündung bis Atok; von der indischen Seite ist in der That der Indus für Truppen so gut als unzugänglich, und die dort aufgestellte Kriegsmacht könnte nur mit Bombay durch Dampfboote in Verbindung bleiben, von wo aus der Indus allerdings zu einer Diversion auf die feindliche Kommunikations-Linie verwendet werden kann; wenn es jedoch auf das Schicksal Indien's ankommt, so wird wohl der Feldherr schwerlich seine Truppen in Dampfbooten den Indus auf- und abschicken, und sich ihrer Mitwirkung in Hindostan entziehen.

Es wird in der Geschichte als etwas Erstaunungswürdiges angeführt, dass Alexander der Grosse den Weg nach Indien gefunden habe, und selbst die geistreichsten neuen Geschichtschreiber bewundern seinen Scharfsinn, gerade von dem Punkte aus eingedrungen zu seyn, von wo es am Leichtesten anzugreifen war.

Eben so wundern sich Andere, wie Vasco de Gama von der östlichen Küste Afrika's, Mozambique, den Weg nach dem, an der Küste von Malabar gelegenen Kalikut gefunden habe. Allein es ist dabei nichts mehr zu wundern, als dass der ehrliche Handwerksbursche seinen Weg von Wien nach Paris findet: denn schon zu Alexander's Zeiten kamen indische Produkte nach Persien und Griechenland, und der Kaufmann wählte hier nicht nur die leichteste Strasse, sondern die Einzige. Eben so fand Vasco de Gama einen Piloten, der ihn von Mozambique nach der dort bekannten Handelsstadt Kalikut brachte, von welcher sich freilich der Occident nichts träumen liess. Der Genius, der diese grossen Männer, unter denen wohl Vasco de Gama der Grössere war, zu ihren Unternehmungen antrieb, ist zu bewundern, aber nicht die natürlichen Folgen derselben. Manche Schriftsteller treiben nun das Erstaunen noch weiter, und finden etwas äusserst Sonderbares darin, dass alle spätern Eroberer: Subuktagi, Mahmud Ghisnavi, Timur, Baber, Nadir Schah und Achmed Schah, denselben Weg wie Alexander nach Indien nahmen. Die Ursache ist jedoch ganz einfach die, dass für eine Armee nur dieser Weg existirt.

Allein angenommen, der Indus sei die Gränze Indien's, so wäre es sehr tollkühn von einem Feldherrn, daselbst die Entscheidungsschlacht zu schlagen. Ein schöneres Schlachtfeld als die Ebene bei Atok, die sich wie ein Exerzierplatz 15 bis 20 Meilen nach jeder

Richtung ausdehnt, könnte wohl kaum gewählt werden. Allein, was wären die Folgen einer gewonnenen Schlacht für die Vertheidiger Indien's? Nur die, dass sich der Feind auf die starken Positionen in seinem Rücken zurückzöge, und zwar durch eine Gegend, deren Wege kein Regen verderben und welche auch nicht leicht erschöpft werden kann; und wo, wenn es der Eroberungsarmee beliebte, sie ein ganzes Jahr ruhig liegen bleiben könnte, während die Regenzeit auf der andern Seite des Indus die Zufuhr gänzlich verhindern würde. Allein, wenn nun die Schlacht verloren ginge, was wären die Folgen für die englischen Truppen? die: dass die geschlagene Armee durch eine der schwierigsten, unfruchtbarsten Gegenden ziehen müsste, in der Ein Regenguss es unmöglich machen würde, das Geschütz und selbst Lastthiere durch die endlosen Rawinen zu bringen. Erst an der Jilum könnte die Armee sich sammeln; allein von da sind die Flüsse so nahe an einander gerückt und so furchtbaren, unregelmässigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, dass die Gefahr augenscheinlich wäre, bei einem zweiten Unfalle den Rest des Geschützes einzubüssen. Vom Indus bis zur Sutlej sind alle Nachtheile für das sich zurückziehende Heer, und jede Stellung ist zu umgehen, während nur eine Richtung zum Rückzuge vorhanden ist. Was es übrigens heisst, mit einer indischen Armee einen Fluss zu übersetzen, möge daraus klar werden, dass auf Einen streitbaren Mann noch jetzt zehn Unbewaffnete gerechnet werden.

Man vergleiche nun mit dieser so hochgepriesenen natürlichen Vertheidigungslinie des Indus, die künstliche, so arg verschriene der Sutlej. An dem Indus und an der Sutlej bis Ferospur zieht sich der breite Streifen der indischen Wüste hin, die es einer Armee so gut als unmöglich werden lässt, hindurch zu ziehen, und in welcher kleine Rajeput-Staaten einzelne Vorposten bilden: Rajeputen, welche sich zu allen Zeiten durch unerreichbare Tapferkeit und Freiheitsinn auszeichneten, und die jedem Korps, das von dieser Seite es möglich finden könnte, durch die Wüste zu dringen, vollkommen gewachsen sind. Von dem Ende der Wüste und wasserlosen Gegend bei Ferospur bis zum Himaleya beträgt die Strecke nicht viel über hundert Meilen, und ein hinter der Sutlej aufgestelltes Heer kann schneller von einem Punkte zum andern kommen, als es der am rechten Ufer befindliche Feind bewerkstelligen kann, der weder durch den Himaleya noch durch die Wüste die Stellung zu umgehen vermag. Was immer die Gränze Indien's seyn mag, die grosse Schlacht muss in der Ebene Sirhind's geschlagen werden, wo alle Vortheile für die Vertheidiger sind, und wo eine verlorne Schlacht den Angreifenden demselben Verderben Preis gibt, das jenen im Falle einer verlornen Schlacht am Indus bevorsteht. Den deutlichsten Beweis davon lieferte Achmed Schah, der nach dem Verluste einer Schlacht in der Ebene Sirhind's bei seinem ersten Einfalle in Indien, ohne sich irgendwo aufzustellen, über die Atok zurückfloh.

Auf's Neue wundern sich die Geschichtschreiber, dass sich in den Ebenen von Paniput jedesmal das Schicksal Hindostan's entschied; besser wäre es auf die Ursache zu kommen, als es auf den sonderbaren Zusammenhang der Dinge zu schieben; eine grosse Lehre liegt in dem Zusammentreffen gleichartiger Ereignisse in der Geschichte; ähnliche Thaten werden durch ähnliche Ursachen hervorgerufen, nicht durch ähnlichen Zufall. Wenn nun die Ereignisse, und sie werden es, England's Gränzen bis zum Indus ausdehnen, so müssen sie nothgedrungen ihre Vertheidigungslinie weiter nach Westen in die Gebirge zwischen Kabul und Herat vorrücken, vielleicht bis Herat selbst. Doch dies zu besprechen, liegt ausser dem Plane dieses Werkes, das sich auf Kaschmir und das Panjab beschränkt.

Es seien mir, ehe ich diesen Band endige, einige Worte über Alexander's Zug nach Indien erlaubt. Aus Central-Asien, Sogdiana (dem jetzigen Bokhara) und Zariaspa oder Baktra (Balkh) kommend, erreichte er bei Bamian den Fuss des nördlichen Abfalles des Hindu-Kosch, Parapamisus der Alten, von den Macedoniern Kaukasus genannt, stieg durch den **13,400** Fuss über der Meeresfläche erhobenen Kalu- und den **12,400** Fuss hohen Gajiguk-Pass, auf die Höhe der Wasserscheide bei dem **11,000** Fuss hohen Una-Pass, östlich des **18,000** Fuss hohen Koh-i-Baba, und befand sich somit in dem Flussgebiete des Indus. Aristobulus (Strabo XV. 691) sagt ausdrücklich: „nach dem Untergange der

Plejaden habe Alexander das Land der Parapamisaden verlassen, und den Winter theils in den Gebirgen, theils in dem Lande der Aspasier, theils in jenem des Musikanus zugebracht: das Heer habe fortwährend Schnee gehabt, in Taxila sei zum ersten Male Regen gefallen;" mit andern Worten: Alexander habe zu Anfang des Winters seinen Zug von Balkh begonnen, und habe den Hindu-Kosch im Winter überschritten. Aus Alexander Burnes' Reise (I. 166 u. 177) erhellt jedoch, dass der Pass während den 6 Wintermonaten gesperrt sei. Es ist daher viel wahrscheinlicher, mit Arrian (IV. 7 u. 22) anzunehmen, dass Alexander den strengsten Theil des Winters in Zariaspa zugebracht und zu Ausgang des Frühlings von Baktra aufgebrochen sei, um Indien zu erobern.

Auf seinem Zuge nach Baktra hatte er schon diesen Weg in verkehrter Richtung zurückgelegt, und nicht weit von dem Fusse des Parapamisus eine Stadt, Namens Alexandria, angelegt; wo diese gelegen habe, ist jedoch nicht leicht zu ermitteln: nach Arrian lag sie unstreitig an der Südseite des Parapamisus, und es würde scheinen, dass Kabul die Stelle des ehemaligen Alexandrien eingenommen habe, wenn es nicht weiter (IV. 22) hiesse: „dass Alexander von Alexandrien nach der Stadt Nicaea und an den Kophenes vorgerückt sei," da doch Kabul selbst an beiden Seiten des Kabul-Flusses (Kophenes) erbaut ist. Alexandrien wie Diodor (XVII. 83) an den nördlichen Abfall des Parapamisus

also nach Medien zu versetzen, etwa an den Platz des jetzigen Bamian, streitet ausdrücklich mit Arrian (III. 28), welcher, als er von Alexander's Zug gegen Baktra und dessen Ueberschreiten des indischen Kaukasus in einer nördlichen Richtung spricht, sich folgendermassen ausdrückt: „Um diese Zeit rückte Alexander nach dem (indischen) Kaukasus, wo er eine Stadt erbaute und Alexandrien nannte. Nachdem er daselbst den Göttern geopfert, ging er über die Kaukasischen Gebirge etc." und Arrian sagt ferner (IV. 88) bei der Erzählung des Zuges von Baktra nach Indien: „Nachdem Alexander den Kaukasus in zehn Tagen überschritten, langte er bei der Stadt Alexandrien an, welche er bei seinem ersten Zuge gegen die Baktrier und Parapamisatischen Völker angelegt hatte." Es scheint daher besser und mit der Wahrheit übereinstimmend, anzunehmen, dass Nicaea nur wenig von Alexandrien (Kabul) entfernt gewesen sei, und allenfalls an dem von Ghizni kommenden Logur, dem Hauptarme des Kabul-Flusses, gelegen habe. Wenn wir nun noch mit Strabo (XV. §. 12), die eine Quelle des Kabul-Flusses, Kophes (nach Arrian Kophenes), die andere Choaspes nennen, und Alexandrien an den Choaspes (die Kabul), welchen Arrian nicht nennt, und Nicaea an den Kophenes (Logur) verlegen, so wäre diese Schwierigkeit gehoben.

Vom Kophenes zog Alexander, weil er gehört hatte, dass die bewohnbarsten und fruchtbarsten Gegenden Indien's im Norden und an den Gebirgen gelegen

seien, im Süden und in der Ebene hingegen Alles von der Hitze verbrannt, und das Land von wilden Thieren verheert werde, nicht nach Süden, sondern östlich (Strabo XV. §. 12). Wenn nun Alexander am linken Ufer des Korphenes fortzog, Arrian sagt nirgends, er habe ihn überschritten, Strabo sagt es zwar (XV. 697), verwechselt jedoch wohl an dieser Stelle den Choaspes mit dem Kophenes, so musste er bis zum Indus die drei Flüsse Gurbund, Kama und Lander überschreiten. Wir finden auch im Arrian drei Uebergänge über die Flüsse Khoes, Euaspa und Guraeus erwähnt.

Welches die Lage der Städte gewesen sei, von denen Arrian und die späteren griechischen und römischen Geographen und Geschichtschreiber nach denselben Quellen, mit Hinzufügung von Megasthenes, einem Griechen, welcher an des indischen Königs Sandracottus Hofe lebte, sprechen, und welche zu Alexander's Zeiten in dem Flussgebiethe des Indus gelegen haben, ist nicht zu ermitteln. Ein Fluss behält mit wenigen Ausnahmen ungefähr seinen Lauf bei, während Städte zerstört werden, und oft steigt aus deren Schutt keine Neue wieder empor. Uebrigens entstellten die Griechen alle Namen auf eine solche Weise, dass kaum Einer in der Ursprache wieder zu erkennen ist. Eine Hauptursache davon ist wohl, dass die glaubwürdigsten Erzählungen der Feldzüge Alexander's, wie Uns Arrian berichtet, erst nach seinem Tode verfasst wurden.

Bei der Eroberung der Stadt Nysa am rechten Indus-

Ufer kommt zuerst ein indischer Name vor, nämlich der Name eines Berges in der Nähe der Stadt, welcher Meros heisst, und obgleich Arrian (II. 125) versichert, dies sei ein griechischer Name, so lässt sich wohl kaum verkennen, dass das Wort das verstümmelte, griechisch gemachte Meru ist.

Alexander ging unweit der Stadt Peucelia über den Indus, und zwar in der Ebene Tschutsch, wahrscheinlich in der Nähe der Stadt Benares (Atok) oberhalb der Vereinigung des Kabul-Flusses mit dem Indus. Von hier rückte er nach Taxila, einer Stadt in einer fruchtbaren Ebene, zwischen dem Indus und dem Hydaspes gelegen, vielleicht das jetzige Rawiel Pindi. Am linken Ufer des Hydaspes (Jilum) stand Porus mit seinem Heere: Alexander erzwang den Uebergang und erbaute an jedem Ufer des Flusses eine Stadt, deren eine er Nicaea (Sieg), und deren zweite er Bucephala, zum Andenken seines nach der Schlacht gestorbenen Pferdes Bucephalus (Ochsenkopf) nannte. Diese Doppelstadt glaubt Alexander Burnes in dem jetzigen Julalpur gefunden zu haben. Wo Alexander über die Acesines (Tschenab) ging, ist nicht auszumitteln, da das Wahrzeichen eines Felsens in dem Bette des Flusses wohl nicht zu finden ist. Von dem Uebergange über den Hydraotes (Ravie) wird nur in allgemeinen Worten gesprochen, doch könnte dies in der Gegend von Lahor statt gefunden haben, weil die Richtung des Marsches Alexander's, wie später erhellt, südöstlich gewesen ist.

Da er jedoch dahin ziehen musste, wo entweder der Feind aufgestellt war, oder sich eine grosse Stadt befand, so konnte er kaum die zuerst eingeschlagene Richtung stets verfolgen. Von allen Städten des Panjab war jedoch, den Griechen zu Folge, Sangala gross und mächtig. Sie lag drei Märsche von dem Hydraotes (Ravie), die Entfernung Tschak's (Amritsir) von Lahor. Nachdem Alexander die Stadt erstürmt, zog er an die Hyphasis (Sutlej). Dass die Hyphasis die Sutlej und nicht die Bäas gewesen sei, erhellt aus Diodor (XVII. 93), welcher sagt: dass sich von der Hyphasis zum Ganges (oder besser zur Jumna) eine 11tägige Wüste ausdehne, hinter welcher der König Xandranes mit einer ungeheuren Macht aufgestellt war, welches bei der Sutlej (oder besser Gharrah) allerdings der Fall ist, während sich an beiden Ufern der Bäas die fruchtbarsten Distrikte des Panjab befinden: ferner aus Arrian (VI. 14), als er des Einflusses der Hyphasis in die Tschenab erwähnt. Alexander wurde nach einigen Streifzügen am linken Sutlej-Ufer durch seine, der Gefahren und Mühseligkeiten überdrüssigen Truppen (denn der Zug durch das Panjab fand, was kaum möglich scheint, während der Regenzeit statt), zur Rückkehr gezwungen. Ehe er jedoch über die Hyphasis zurückging, welches vielleicht in der Gegend von Hari geschah, setzte er dem Götzen, welchem er diente, ein Denkmahl, nämlich seiner Eitelkeit. Er liess das von ihm inne gehabte Lager um das Doppelte vergrössern, und



mit einem Graben 50 Fuss breit und 40 Fuss tief umgeben; er liess dann grössere Waffen, als ein Mensch zu führen vermochte, grösseres Reitzeug als das Gewöhnliche verfertigen, und befahl diese Schau- und Schreckstücke im Lager zurück zu lassen; er liess dann 12 Altäre in Form von Pyramiden, welche 50 Ellen hoch und eben so breit an der Basis waren, erbauen, auf diesen opferte er den Göttern und überschritt dann den Hyphasis *). Er kehrte hierauf zum Hydraotes, nachher zur Acesines zurück, und schlug sein Lager bei der Doppelstadt Nicaea und Bucephala am Hydaspes (Jilum) auf. Hier verweilte er längere Zeit, um die beiden Städte wieder auszubessern, welche durch den Regen stark beschädigt waren, und dann um daselbst eine Flotte zu bilden, mit welcher er den Hydaspes hinab zu schiffen entschlossen war. Hiezu bewog Alexandern die Erwartung, die Hydaspes sei eine der Quellen des Nil's. Zu diesem Glauben brachte ihn die Entdeckung des Lotus (Nelumbium) in der Jilum, und der Anblick von Krokodilen (Alligator), welche in der Jilum häufig sind, und er hoffte daher zu Schiff in's mittelländische Meer zu gelangen. Dieser Glaube darf Uns nicht als des Verstandes Alexander's unwürdig erscheinen, wenn man die mangelhaften geographischen Kenntnisse seiner Zeit bedenkt. Herrschten

---

*) Plutarch, S. 327 meldet, dass noch zu seiner Zeit die Indier vom jenseitigen Ganges-Ufer zu diesen Altären gekommen seien, um den Göttern auf griechische Art zu opfern.

doch bis in die neueste Zeit über die Quellen des Nil's nicht minder ausserordentliche Ansichten, nur Einer zu erwähnen, welche den Niger und Nil aus demselben See entspringen liess.

Als die Flotte, aus 80 Dreissigrudern und fast 2000 Schiffen bestehend, bereit war, theilte er sein Heer in drei Theile; der eine musste am rechten, der andere am linken Ufer marschieren, den kleinsten Theil nahm er mit sich zu Schiffe. Unweit des Zusammenflusses der Acesines und Hydraotes, bei der Erstürmung einer Stadt, erhielt Alexander die gefährliche Wunde durch Brust und Lunge, an deren Folgen er vielleicht später gestorben ist. Als er wieder etwas von seiner Wunde hergestellt war, setzte er seinen Marsch fort. Bei der Vereinigung aller Flüsse des Panjab legte er eine grosse Hafenstadt an, und nannte sie abermals Alexandrien.

Da die weitere Auseinandersetzung des Zuges Alexander's in keiner Verbindung mit dem Zwecke dieses Werkes stehen würde, so gehe ich zu einigen Bemerkungen über den bis jetzt beschriebenen Zug über.

Der ganze Aufenthalt dauerte vom Frühjahre 327 vor Christi Geburt bis zum Winter des Jahres 326*), also 18 Monate, vom Ueberschreiten des Indus bis

*) Ich mache hier auf eine vollkommen irrige Stelle im Arrian VI. 21 aufmerksam, wo von den etesischen Winden die Rede ist. Der Süd-West, Monsun, welcher darunter verstanden ist, macht die Schifffahrt von der Mündung des Indus an der Küste Belotschistan's unmöglich, wie dies auch aus dem Contexte erhellt, dennoch heisst es im Eingange

zum Verlassen dieses Flusses bei Pattalene. Die Witterung und der Unterschied des Klima's in den obern Provinzen und am Unter-Indus sind vortrefflich im Arrian und Strabo geschildert, desto weniger passt jedoch Alles, was die Sitten des Landes, Religion und Einrichtungen betrifft, auf einen indischen Volksstamm.

Nach einer sorgfältigen Durchsicht und genauen Prüfung dessen, was Arrian und Strabo, nach Ptolemais, Aristobulus und dem Lügner Onesikritus, erzählen, bleibt mir kein Zweifel übrig, dass zu Alexander's Zeiten weder die Brahminen- noch Bhudu-Religion im Panjab bekannt wurde, oder dass Alexander und seine Gefährten den Indus nie überschritten haben, es sei denn, dass sie Alles daselbst Gesehene und Erlebte wieder vergessen hatten, als sie ihre Erzählungen niederschrieben. So theilen sich die Indier, nach Strabo in 7 Klassen, deren erste die Brahminen, die zweite die Bauern, die dritte die Hirten und Jäger, die vierte die Handwerker, die fünfte die Krieger, die sechste die Polizei, die siebente die Hofleute sind. Nach Arrian essen die Brahminen mit Alexander zur Nacht und trinken Wein, überhaupt hat nach Strabo (XV. §. 44) das Kastensystem nicht existirt.

Welcher Religion damals die Bewohner des Panjab angehörten, erhellt am Deutlichsten aus Strabo

---

des Kapitels, es sei dies die bequeme Jahreszeit zur Schifffahrt. Es soll statt bequem unmöglich heissen, um das Nachfolgende verständlich zu machen.

(XV. §. 44, p. 714). Die Stelle lautet folgendermassen:

„Aristobulus erzählt noch einige sonderbare Gebräuche der Bewohner von Taxila. Dahin gehört die Sitte, die Leichname der Verstorbenen den Geiern vorzuwerfen.“

Wir finden hier den deutlichsten Beweis, welche Religion die Bewohner des Panjab bekannten. Es war der Elementardienst, die Religion der Meder, die noch in den Parsen, den Feueranbethern, nach Zerduscht's (Zoroaster) Einrichtungen, fortbesteht. Dieser Religion zu Folge sind die Elemente zu rein, um den todten Körper aufzunehmen oder zu verzehren. Arrian sagt nichts über die Art der Begräbnisse der Indier; was er von der Verbrennung des Kalanus, sagt, den wohl Niemand für einen Brahminen halten wird, beweist durchaus nicht, dass er das Verbrennen der Todten im Panjab eine allgemeine Gewohnheit nennen will. Zwar sagt Diodor (XVII. 104) ausdrücklich von einer freien indischen Nation am linken Indus-Ufer, den Oriten: „sie sind in Ansehung ihrer übrigen Gebräuche den Indiern ähnlich, nur haben sie eine ausserordentliche Sitte: nämlich die Verwandten der Verstorbenen tragen nackt, mit Lanzen in den Händen, die Leichname derselben aus der Wohnung, setzen sie in einen Wald nieder, nehmen ihnen den Schmuck ab, und überlassen sie dann den wilden Thieren zum Frasse.“ Diese Stelle würde allerdings beweisen, dass die Indier diese Sitte im Allgemeinen

nicht hatten, allein da Alexander auf seinem Zuge durch Asien diesen Gebrauch vielfach angetroffen haben musste, und sie gerade bei den an das Panjab westlich angränzenden Völkern gewesen seyn musste, so wäre es sonderbar, wenn die Erzählungen der Gefährten Alexander's nichts darüber gesagt hätten, dass von dem Indus angefangen, die Indier eine den Griechen gleiche Begräbnissart hätten.

An einer andern Stelle (Strabo XV. §. 44) sagt Aristobulus, er habe gehört, dass bei einigen indischen Völkern die Sitte herrsche, dass sich die Frauen mit dem Körper ihrer verstorbenen Männer verbrennen liessen. Dies zeigt wohl deutlich, dass in dem Panjab diese der Brahminen-Religion eigenthümliche Sitte nicht existirte.

Einige Schriftsteller glauben, Alexander sei bis zum Ganges vorgedrungen. Diese Sage rührt jedoch von einem Briefe her, welchen ein Gefährte Alexander's, Namens Kraterus, an seine Mutter Aristopatra geschrieben haben soll, in welchem er den Ganges selbst gesehen zu haben behauptet, von seiner ungeheuren Breite und Tiefe, und den riesenhaften, wallfischartigen Thieren spricht, welche in seinem Wasser leben. Dass das Ganze eine Fabel, vielleicht ein untergeschobener Brief sei, braucht nicht erst aus einander gesetzt zu werden. Alexander müsste, ehe er den Ganges erreichte, nothwendig an die Jumna gekommen seyn, auf welche alles Gesagte nicht passt.

Um übrigens eine Idee zu geben, was die Macedonier und Griechen über das Panjab faselten, so fasse ich hier die in Arrian, Strabo und Diodor zerstreuten statistischen Angaben zusammen. An dem Zusammenflusse der Tschenab und des Indus wohnten die Abostaner, Xanther, Ossadier, Sodrer und Massaner, an diese gränzten südlich die Sogder, Arachoter (Osier), Dranger und Subraker; diese Letztern stellten allein 60,000 Mann Fussvolk Alexander'n entgegen. An dem Zusammenflusse der Gharrah und Tschenab, dem Untern Barie Doab, waren die Ambrer und Sugambrer mit 80,000 Mann Infanterie und 60,000 Pferden aufgestellt. Etwas nördlicher an dem Hydraotes (Ravie) waren die Oxydraker, Maller und Brachmanen. In dieser Gegend wohnten auch die Agalasser, welche dem Feinde mit 40,000 Mann Fussvolk und 3000 Reitern entgegen zogen: dann kamen gegen Norden die Siber, Sobier, Hiacenser und Siler. Die Adraster, Kathaer, Glausen oder Glausaniden bewohnten die nordöstlichen Gegenden des Panjab (das Jalander Doab). Oestlich von diesen, zwischen der Sutlej und Jumna, war König Xandranes mit 30,000 Reitern, 200,000 Mann Fussvolk, 2000 vierspännigen Streitwägen (keine indische Sitte) und 3000 Elephanten aufgestellt. Porus endlich herrschte über das grosse indische Volk, das in keinem Autor einen eigenen Namen hat, und welches das Jinhut Doab, zwischen der Jilum und Acesines (das Jinhut Doab mag 120 deutsche Quadratmeilen enthalten) in 300 Städten

bewohnte. Der Gränznachbar von Porus war nördlich Abisares, König der Bergindier, dessen Macht jener des Porus nicht viel nachgab. König Taxila herrschte über den nördlichen Theil des Sind Saghur Doab, welches Strabo an Ausdehnung so gross als Egypten annimmt. Auf dem rechten Indus-Ufer werden noch Erix (Curtius VIII. 12), Afrikes (Diodor XVII. 86), Kofaeus und Assagetes (Arrian IV. 28) indische Könige genannt; in Strabo kommt (XV. §. 12) das Land Bandobene, Gandaritis (Kandahar?) vor, und es wohnten um den Kophenes und seine Quellen die Assakiner, Bazirer, Nicaeer, Hypasier, Aspier, Thyraeer und Arsaker. Strabo (XV. 686) zählt allein zwischen dem Hyphasis und Hydaspes (dem Barie, Retsch'hua und Jinhut Doab) 5000 Städte!

Mehr als zweitausendmahl hat die Erde ihren Lauf um die Sonne vollendet, eine Anzahl von Jahren, welche fast dem dritten Theile des Zeitraumes von jetzt bis zum Anfange der Geschichte der Menschen gleich kommt, mehr als zwei Jahrtausende sind verflossen, seit Alexander den Indus überschritt, und wir staunen mit vollem Rechte den kühnen Unternehmungsgeist an, der ihn den Gedanken fassen liess, Indien Griechenland zinsbar zu machen. Der grosse Plan misslang, nicht weil die Eroberung unvollkommen war, oder weil der macedonische Held zu früh die irdische Szene verliess, sondern weil seine Siege, statt die Kraft des Staates zu mehren, sie

verminderten, weil er glaubte, es bedürfe nur seines Willens, um entfernte Königreiche, deren jedes mächtiger war, als sein angeerbter Besitz, mit dem Mutterlande dauernd zu verbinden. Alexander lernte erst dann, als die Erfahrung für ihn zu spät kam, dass es leichter sei, ein Reich zu erobern, als den Besitz zu behaupten. Denn es bedarf, und so war es zu allen Zeiten, eines mächtigen Bandes, um grosse Monarchien, aus verschiedenen Völkern bestehend, zusammen zu halten, wenn es weder der Verjährung noch der Kraft der Regierung gelungen ist, aus den einzelnen Theilen ein Ganzes zu bilden. In dem neuern, wie in dem alten Europa, oder in Ländern mit europäischer Civilisation, besteht dann die Vereinigung nur so lange, als gemeinschaftliche materielle Interessen die Einzel-Staaten verbinden. Anders verhält es sich mit weit entfernten eroberten Provinzen, oder solchen, welche in einem der Unterjochung ähnlichen Verhältnisse zum Mutterlande stehen. Bei diesen ist ein regelmässiges Formensystem nöthig, um die grossen Statthalterschaften mit der Hauptregierung zu verbinden; es bedarf des Geistes der Ordnung, des Aufnehmens des Hinzukommenden in den schon fest bestehenden Besitz, es bedarf eines Mittelpunktes wirklicher Gewalt, es bedarf des Vertrauens und der Ueberzeugung des Einzelnen in die eigene Kraft, wie in jene des Staates. Von Allem dem war nichts in Alexander's Einrichtungen zu finden, dessen ungeheure Eroberungen die Stärke der Regierung zersplitterten, und in dessen Reiche bei seinem Tode jeder

Statthalter mächtiger war, als der Alexander nachfolgende Besitzer des macedonischen Thrones.

Nach zwei Jahrtausenden hat ein Volk, dessen ursprünglicher Besitz Griechenland an Ausdehnung nur wenig übertraf, Alexander's Plan, ohne es zu wollen, ausgeführt, und sich Indien unterworfen. Nicht dem überwiegenden Geiste Englands bei jeder Unterhandlung in Asien, nicht der Tapferkeit seiner Söhne in der Schlacht gegen die überlegenen Feinde, nicht einem kühn durchgeführten Plane verdankt England den ungeheuren Besitz. Es war die Vereinigung von Verstand und Kraft, es war die Beharrlichkeit in Verfolgung des stets sich erweiternden gemeinschaftlichen Zieles, es war die Achtung der Rechte der Ueberwundenen; es war das Zusammenwirken der Einzelnen, das Interesse Aller; es war die herrliche Einrichtung, Jedem in dem ganzen englischen Volke, ohne kleinlichen Neid, Antheil an den erhaltenen Vortheilen zu gewähren, denn nicht der Krone, nicht der ostindischen Kompagnie, sondern der englischen Nation gehört Indien; es war der ausdauernde Muth im Unglücke und der vielleicht noch grössere, das Glück zu verfolgen, welche das riesenhafte Reich gründeten. Dieses erhielt seine Kraft und Festigkeit durch den Bund der obersten Staatsgewalt mit ihren Dienern (Covenanted Servants), durch das System des regelmässigen Steigens der Einzelnen, der Staat im Staate der Beamtenwelt, wo der Niederste durch die feste Hoffnung der Zukunft an dem Bestehenden festhält, in welchem ihm die Möglichkeit in

Aussicht gestellt ist, mehr durch seine rechtmässige Regierung zu erhalten, als ihm ein Usurpator im fernen Reiche biethen kann, und wo der Höchste, dem ein entferntes Königreich in Asien anvertraut ist, die Ueberzeugung hat, dass seinen Befehlen nur so lange Folge geleistet wird, als sie im Einklange sind mit den Grundsätzen der Regierung in der Heimath. Dieses Reich trägt die Bedingung des Bestehens in sich, denn Ausübung von Recht und Billigkeit, das Festhalten des Gesetzes und dem sich Beugen unter seine Bestimmungen, sind dem kräftigen Menschenschlage eigen, welchem die Vorsehung das Schicksal so vieler Millionen Geschöpfe anvertraute.



Verzeichniss

der im dritten Bande enthaltenen

Kupferstiche und Holzschnitte.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Druckfehler.

Seite	Zeile				
Seite 25	Zeile 15	v. o.	*statt* Sudra	*lies*	Valsya
28	—	8 v. o.	— Hindu-Tschikri	—	Hindu-Ortes Tschikri
54	—	12 v. o.	— wie die	—	wie mit der
128	—	11 u. 12 v. u.	*statt* Tamak	—	Tumak
138	—	2 v. u.	*statt* aderern	—	anderer
142	—	2 v. o.	— Bucephalia	—	Bucephala
148	—	3 v. u.	— zwe	—	zwei
177	—	10 v. o.	— Khoja	—	Khaja
246	—	9 v. u.	— Jussufsei	—	Yussufsei
249	—	3 v. u.	— Sutley	—	Sutlej
250	—	10 v. u.	— meine	—	meinen
252	—	10 v. u.	— fand ich	—	befand sich
255	—	4 v. u.	— kostbaren	—	kostbarem
263	—	5 v. o.	— et	—	and
328	—	5 v. o.	— Akber	—	Akhbar
342	—	4 v. o.	— Singh's	—	Singh
360	—	1 v. o.	— statt	—	Platz
386	—	7 v. o.	— Mamen	—	Namen.

Im ersten Bande S. 225 ist noch Eratostratus *statt* Eristothemus zu lesen.

